

Nr. 989.

In der Pension

und

anderes.



Erzählungen
von
Pauline Schanz.

Empfehlenswerte Jugendschriften!

Prämiiert auf der Weltausstellung in Chicago 1893.

Wiederholt prämiert vom Königl. Preuß. Kultus-Ministerium.

Empfohlen von der Fachpresse

und vielen Jugendschriften-Kommissionen evangelischer und katholischer Lehrer.

Im Verlage von W. Düms in Wesel ist zum Preise von

= 2 Mark für jeden Band =

erschienen:

- Der Jugend Wunderborn.** Märchen, Erzählungen und Schauspiele für Knaben und Mädchen von 7 bis 12 Jahren. Mit Beiträgen von Karl Cassau, Ella Haag, Frida Heuer, Prof. Otto Sutermeister und anderen herausgegeben von Karl Harald. (Nr. 990.)
- Neues aus der Märchenwelt.** Märchen und Erzählungen von Frida Heuer, Klara Schott, Ferdinand Goebel, Emil Dekinghaus, Karl Bastrow u. a. (Nr. 983.)
- Kinder- und Hausmärchen.** Gesammelt durch die Brüder Grimm. Große Ausgabe. Mit Weglassung der für das Kindergemüt weniger geeigneten Märchen. (Nr. 986.)
- Ludwig Bechsteins Märchenbuch** für Knaben und Mädchen. (Nr. 984.)
- Aus deutschen Landen.** Sagen, Märchen und Geschichten. Erzählt von Karola Frein von Eynatten. (Nr. 985.)
- Vier Erzählungen für die liebe Jugend** von Christoph von Schmid. Inhalt: Ferdinand. — Das stumme Kind. — Der Weihnachtsabend. — Das Kreuz mit Brillanten. (Nr. 981.)
- Rosa von Lannenburg. — Genoveva.** Erzählungen von Christoph von Schmid. (Nr. 982.)
- In der Pension und anderes.** Erzählungen für junge Mädchen von Pauline Schanz. (Nr. 989.)
- Die Ansiedler in Kamerun.** Eine Erzählung für die Jugend von Karl Bastrow. (Nr. 980.)
- Der Fährtenjucher.** Frei nach Gustave Aimard für die Jugend bearbeitet von Paul Oskar Höcker. (Nr. 987.)
- Der Waldläufer.** Erzählung aus dem amerikanischen Wald- und Prairieleben. Nach Gabriel Ferry für die Jugend geschrieben von A. H. Fogowitz. (Nr. 988.)

Jeder dieser Bände enthält 192 Druckseiten (Großes Quartformat) auf feinem Papier und 5 feine Farbensdruckbilder nach Aquarellen von Fritz Bergen, Wilhelm Claudius, M. Hohneck, Professor E. Dffterbinger, W. Schäfer oder E. Voigt. Prächtiger Einband mit gepreßter Decke, Leinwandrücken und Titel in Goldprägung.

In demselben Verlage sind folgende Bände zum Preise von

= 1 Mark für jeden Band =

erschienen:

- Märchenheim.** Neue Märchen für die Jugend von Frida Heuer, Frida von Kronoff, Willy Bühlle und Emil Dekinghaus. (Nr. 901.)
- Der Jugend Wundergarten.** Allerlei Märchen von Klara Reichner, Ferdinand Goebel und Karl Bastrow. (Nr. 774.)
- Grimms Märchenbuch.** Eine Blütenlese aus den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. (Nr. 907.)
- Märchen** von Ludwig Bechstein. Eine Auslese der schönsten Märchen für Knaben und Mädchen. (Nr. 903.)
- Märchen aus Tausend und einer Nacht.** Für die Jugend erzählt von Ferdinand Goebel. (Nr. 775.)
- Märchen und Geschichten.** Für Knaben und Mädchen von 7 bis 10 Jahren von Ella Haag. (Nr. 913.)
- Feierstunden.** Erzählungen für Mädchen und Knaben von Herbert von Osten. (Nr. 912.)
- Frühlingsblumen.** Erzählungen für junge Mädchen von Helene von Ziegler. (Nr. 787.)
- Amtmanns Lucie und andere Erzählungen** für Mädchen und Knaben von 10 bis 15 Jahren. I. Amtmanns Lucie. Von Klementine Sprengel. — II. Die Nachbarstinder. Von Klementine Sprengel. — III. Wasserverkäufer oder Prinz? Von Karl Cassau. (Nr. 906.)
- Geschichten für Mädchen.** Sechs Erzählungen von Pauline Schanz. (Nr. 911.)

- Aus der Jugendzeit. Zwei Erzählungen für die reifere Jugend von Klementine Sprengel.
I. Im alten Eckhause oder Sechs Wochen Ferien. — II. Leo und Vili. (Nr. 909.)
- Rosa von Tannenburg. Nach Christoph von Schmid. (Nr. 910.)
- Sonnenschein und Regen. Erzählungen für Mädchen von H. Fahrenkrug. Mit einem empfehlenden Vorwort von Hermann Heiberg. (Nr. 914.)
- Prinzessin Goldhaar. Eine Erzählung für junge Mädchen von A. S. Fogowitz. (Nr. 905.)
- Heitere Lescabende. Erzählungen für Mädchen und Knaben von G. M. Heinichen-Klöber und Karl Cassau. (Nr. 904.)
- Lederstrumpfs Indianergeschichten. Für die Jugend frei nach Cooper dargestellt von W. Fricke. (Nr. 776.)
- Seegegeschichten. Frei nach Cooper und anderen erzählt von W. Fricke. (Nr. 788.)
- Hans Martin. Eine tierfreundliche Erzählung für die Jugend. Von Hildebrandt-Strehlen. Neue Ausgabe. (Bom Königlich Preussischen Kultusministerium prämiert.) (Nr. 902.)
- Atolin, der kühne Malaie. Erlebnisse auf der Insel Java. Eine Erzählung für die Jugend von Karl Zastrow. (Nr. 908.)
- Prairietenfel von Otto Ruppins. Für die Jugend bearbeitet von Dr. Werner Werther. (Nr. 915.)
- Jeder dieser Bände enthält 120 Druckseiten (Großes Oktavformat) und 6 feine Farbendruckbilder nach Aquarellen von Wilhelm Claudius, M. Hohneck, W. Schäfer oder E. Voigt, in prächtigem Einbände mit roter gepresster Decke, Leinwandrücken und Titel in Goldprägung.

Ferner ist in demselben Verlage zum Preise von
= 75 Pfg. für jeden Band =

erschienen:

- Neues aus dem Zauberlande. Märchen für Knaben und Mädchen von Ferdinand Goebel, Frida Heuer, Frida von Kronoff, Klara Reichner, Alfred Steuer, Karl Zastrow und Willy Bühlke. (Nr. 1004.)
- Die Märchentante. Märchen und Erzählungen von Klara Schott. (Nr. 1009.)
- Zwei neue Erzählungen für Kinder von 8 bis 12 Jahren. I. Unser Lodenköpfchen. Von Helene von Ziegler. — II. Die Freundinnen. Von Herbert von Osten. (Nr. 1001.)
- Aus Schloß und Hütte. Vier Erzählungen für die Jugend von Herbert von Osten. (Nr. 1008.)
- Erholungsstunden. Erzählungen für die Jugend. I. Der erste April. Von Klementine Sprengel. — II. Vertraue auf Gott. Von Klementine Sprengel. — III. Fromm und treu. Von Herbert von Osten. (Nr. 1003.)
- In gefährvoller Stunde. — Im Burgfrieden von Hoheneck. Erzählungen für die Jugend von Helene von Ziegler. (Nr. 1002.)
- Mädchen-Schicksale. Erzählungen für die Jugend von Pauline Schanz. (Nr. 1007.)
- Mädchen-Schicksale. Die ungleichen Geschwister. Erzählungen für die Jugend von Ludwig Foehse. (Nr. 1010.)
- Auf fremder Erde. Zwei Erzählungen für die Jugend von Paul Oskar Höcker. I. Die schwarze Majestät. — II. In den Jagdgründen der Apachen. (Nr. 1005.)
- Aus fernen Zonen. Drei Erzählungen für die Jugend von Rudolf Scipio. I. In den Arizona-Minen. — II. Im brasilianischen Urwalde. — III. Der Schatz des Sklavenjägers. (Nr. 1006.)

Jeder dieser Bände enthält 128 bis 144 Druckseiten (Großes Oktavformat) und 5 feine Farbendruckbilder nach Aquarellen von Wilhelm Claudius, M. Hohneck, W. Schäfer oder E. Voigt, in prächtigem Einbände mit gepresster Decke, Leinwandrücken und Titel in Schwarzprägung.

Weiter sind in demselben Verlage folgende Bände zum Preise von
= 50 Pfg. für jeden Band =

erschienen:

- Was Mütterlein erzählt. Märchen und Erzählungen für das Alter von 5 bis 8 Jahren von Marie Wichmann. (Nr. 883.)
- Märchenschatz. Neue Märchen von W. Helmar. (Nr. 873.)
- Neues Märchenbuch. Enthaltend die schönsten deutschen Märchen. (Nr. 785.)
- Grimms kleines Märchenbuch. Eine auserlesene Sammlung der Kinder- und Hausmärchen von Jakob und Wilhelm Grimm. (Nr. 875.)
- Es war einmal! Ein deutsches Märchenbuch von Ludwig Bechstein. (Nr. 861.)

- Anderjens ausgewählte Märchen.** Für die Jugend neu bearbeitet von Ferdinand Goebel. (Nr. 881.)
- Edda-Märchen.** Der Jugend von 8 bis 12 Jahren erzählt von Albertine Ubenheim. (Nr. 872.)
- Kurze Erzählungen.** Von Christoph von Schmid. (Nr. 850.)
- Die Ostereier und andere Erzählungen.** Von Christoph von Schmid. (Nr. 851.)
- Das Johanniskläfchen, Das Läubchen, Das Vergißmeinnicht und andere Erzählungen.** Von Christoph von Schmid. (Nr. 852.)
- Der Kanarienvogel, Das Kottehlchen und andere Erzählungen.** Von Christoph von Schmid. (Nr. 853.)
- Heinrich von Eichensfels und andere Erzählungen.** Von Christoph von Schmid. (Nr. 858.)
- Die Wasserflut am Rheine. Der Eierdieb.** Von Christoph von Schmid. (Nr. 859.)
- Das beste Erbteil. Titus und seine Familie.** Zwei Erzählungen von Christoph von Schmid. (Nr. 860.)
- Was Tante Therese den Kindern erzählt.** Fabeln, Märchen und wahre Geschichten von Therese Focking. (Nr. 854.)
- Geschichten für Kinder von 6 bis 10 Jahren.** Von Marie Halmy. (Nr. 878.)
- Bunte Bilder.** Erzählungen für die Jugend von 8 bis 12 Jahren von Sophie von Niebelschütz. I. Der Regenbogen. — II. Das Adlerneft. — III. Bei den Indianern. (Nr. 866.)
- Till Eulenspiegels wunderbare und seltsame Abenteuer.** Nach dem Volksbuche der Jugend erzählt von Ferdinand Goebel. (Nr. 874.)
- Mübezahl, der Herr des Riesengebirges.** Der Jugend von 8 bis 14 Jahren neu erzählt von Ferdinand Goebel. (Nr. 874.)
- Münchhausens Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande.** Für die Jugend bearbeitet und durch neue Erzählungen aus dem Nachlaß des Freiherrn von Münchhausen vermehrt von Ferdinand Goebel. (Nr. 782.)
- Gullivers Reisen und Abenteuer bei den Zwergen und Riesen.** Der Jugend neu erzählt von Ferdinand Goebel. (Nr. 864.)
- In Freud und Leid.** Erzählungen für die Jugend von 8 bis 12 Jahren. Von William Forster. (Nr. 868.)
- Draußen und Daheim.** Vier Erzählungen für die Jugend von 8 bis 12 Jahren von Maria Maacke (William Forster). (Nr. 882.)
- Genoveva.** Nach Christoph von Schmid. (Nr. 880.)
- Onkel Toms Hütte.** Eine Erzählung aus dem Negerleben in den amerikanischen Sklavenstaaten. Nach Harriet Beecher-Stowe für die Jugend geschrieben von Heinrich Herold. (Nr. 876.)
- Abenteuerliche Erzählungen aus allen Weltteilen.** Für die Jugend geschrieben von A. H. Fogowiz. (Nr. 869.)
- Streifzüge durch Länder und Meere.** Für die Jugend geschrieben von A. H. Fogowiz. (Nr. 870.)
- Aus fernen Welten.** Geschichten und Bilder. Für die Jugend geschrieben von A. H. Fogowiz. (Nr. 871.)
- Im wilden Westen.** Drei Erzählungen für die Jugend von J. Grundmann. (Nr. 877.)
- Bill Hammer.** Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Volksleben von Otto Kuppiss. Jagdgeschichten von Heinrich Herold. (Nr. 879.)
- Der fliegende Holländer und andere unterhaltende Geschichten.** Für die Jugend dargestellt von A. H. Fogowiz. (Nr. 884.)
- Nord und Süd.** Abenteuerliche Erzählungen für die Jugend. Von A. H. Rothenstein. (Nr. 885.)
- Pirat und Pflanzler.** Eine Erzählung für die Jugend von Robert Keil. (Nr. 867.)
- Robinson.** Der Jugend von 9 bis 15 Jahren erzählt von Julius Norden. (Nr. 783.)
- Die Robinson-Insel.** Robinsons und Freitags fernere Schicksale. Der Jugend von 9 bis 15 Jahren erzählt von Julius Norden. (Nr. 865.)
- Hermann der Cherusker und die Schlacht im Teutoburger Walde.** Eine geschichtliche Erzählung für die Jugend von Ferdinand Goebel. (Nr. 862.)
- Der hörnene Siegfried.** Deutsche Heldensage. Der Jugend neu erzählt von Ferdinand Goebel. (Nr. 863.)
- Karl der Große.** Ein Kaiser- und Heldenbild aus alter Zeit. Der deutschen Jugend gewidmet von Karl Zastrow. (Nr. 855.)
- Friedrich Barbarossa.** Ein Kaiser- und Heldenbild aus dem Mittelalter. Der deutschen Jugend gewidmet von Karl Zastrow. (Nr. 856.)
- Wilhelm der Siegreiche.** Ein Kaiser- und Heldenbild aus der Neuzeit. Der deutschen Jugend gewidmet von Karl Zastrow. (Nr. 857.)

Jeder dieser Bände enthält 72 Druckseiten (Oktavformat) und 5 Farbendruckbilder von W. Schäfer, in prächtigem Einbande mit rotem Leinwanddecken und Titel in Schwarzpressung.

In der *Version*
und anderes.

Erzählungen für junge Mädchen

von

Pauline Schanz.

Mit fünf feinen Farbendruckbildern

nach Aquarellen

von

Wilhelm Claudius.

4.-6. Taus: 1898
8.-10 1/2. Taus: 1902

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten vom Verleger.

D
SCHAN



80/2914 D

DRUCK UND VERLAG VON W. DÜMB IN WÜRZBURG.

[um 1895]

(M. XII—XV.)

In der Pension.

(Mit Bild.)

Was kann es Schöneres geben, als endlich einmal aus dem engen Dorfe mit den kleinen Häusern hinauszukommen? Aus den hohen, grünen Bergen, die es von allen Seiten einschließen, hinaus in die weite Welt, in die Ferne, in die große, schöne, unbekannte Stadt zu fahren?

Und das Wäglein rollt doch so langsam, langsam die Landstraße entlang, die Bäume huschen so gleichgiltig ruhig am Wegebrande vorüber, und der Knecht entschließt sich kaum einmal, dem Schimmel einen Peitschenhieb zu geben und läßt ihn so ganz gemächlich dahin troddeln, als ob es etwas ganz Alltägliches und Unbedeutendes wäre, aus seinem engen Dorfe hinaus zum ersten Male in die große, weite Welt zu fahren.

Trotz der scheinbaren Langsamkeit rollte das Wäglein doch wacker berglein, die gehemmten Räder scharren auf dem steinigen Wege, die hohen, grünen Berge traten mehr und mehr zurück, sie schoben sich auseinander, die Ferne öffnete sich mehr und mehr, die Ebene breitete sich mit ihren Feldern, Wiesen und Dörfern aus.

Doch über allem lag noch der blaue, verschwimmende Dufte der Frühe, er lag wie ein geheimnisvoller Schleier ausgebreitet, wie der Schleier, der über den Tagen der Zukunft liegt und den das ungeduldige Auge der Jugend so gern zerreißen oder durchdringen möchte.

„Sara,“ sagte der alte grauköpfige Knecht, indem er mit dem Peitschenstiel rückwärts deutete, zu dem jungen Mädchen, welches hinter ihm in dem Korbwagen saß; „Sara, wenn du dich jetzt umwendest, so schaust du den Kirchturm zum letzten Male; sobald wir da um die Ecke biegen, schieben sich die Berge ineinander. Sieh', das ist das Letzte vom Daheim.“

Das Mädchen wandte den Kopf mit dem Strohhut, auf dem die rosa Bänder im Frühwind flogen, und sah zwischen den Bergen den Turm ihres

Heimatsdorfes, eigentlich nur den Turmknopf, auf den ein Morgenjonnensstrahl fiel, so daß er hell aufblitzte wie ein großes Auge, ein Auge, in dem eine Thräne steht, unter deren Raß es leuchtet. Und dann bog der Wagen um die Ecke, die Berge schienen sich ineinander zu schieben, die Spitze des Kirchturms verschwand, und zugleich flatterten die Nebel aus der Ebene auf, sich ineinander windend und umschlingend wie riesige weiße Bänder.

Der alte Mann zog seine Pfeife und Stahl und Feuerstein hervor, um sich nach alter Sitte, wie sie da und dort noch in den Bergdörfern heimisch ist, Feuer zu schlagen. Dann rauchte er seine Pfeife und wunderte sich, daß Sara nicht einmal mehr rückwärts blickte, nicht mehr von den Eltern, von zu Hause sprach, sondern nur immer hinaus in die Ferne sah und nach dem und jenem fragte, wie die Landschaft sich vor ihnen allmählich aus den Morgennebeln löste.

Sara sollte in die Stadt in eine Pension kommen und dort manches lernen, wozu sich in ihrem kleinen Heimatsdorfe keine Gelegenheit bot. Darauf freute sie sich so sehr, malte sich so wunderbare Bilder von der Zukunft und allen Freuden, die ihrer harrten, daß ihre Ungeduld die Schmerzen des Abschieds nicht aufkommen ließ. Lustig hatte sie in der Frühe von den Eltern und Geschwistern sich getrennt, von denen ihr niemand das Geleit bis an die Bahnhofstation geben konnte, da eben Erntezeit und viel zu thun war. Und so fuhr sie nun mit dem alten Kutscher allein dem Bahnhofe zu, und bald sah man auch von fern den Dampf des aus der Ferne daherbrausenden Zuges.

Sara war ein glückliches Kind; ihr ganzes Leben war bisher lauter Sonnenschein gewesen, sie hatte nur Freuden kennen gelernt, einfache Freuden zwar, wie sie das Landleben auf einem einsamen Dorfe bietet, aber in ihrer Seele war doch noch kein Raum für irgend einen Schmerz gewesen.

So kamen sie an die Bahnhofstation, wo der Zug schon pustend und keuchend wie ein müde gelaufenes Pferd stand.

Es war nicht viel Zeit mehr. Der kleine Koffer wurde abgeladen, das Billett gekauft, Sara in ein Coupé geschoben. Das alles ging sehr schnell.

Plötzlich und mit einem Male kam das Gefühl des Alleinseins über Sara. Es kam wie ein heftiger Stich in ihre Brust; sie hatte nie, nie etwas Ähnliches empfunden.

In der Eile hatte sie vergessen, Abschied von dem alten Jost zu nehmen und ihm Grüße an die Eltern aufzutragen; nicht aus Gefühllosigkeit, sondern

mehr aus ungeduldiger, froher Hast, aus Freude am Weiterreisen. Schnell wollte sie aus dem Wagen springen, aber sie sah den alten Jost nicht mehr. Eine Dame hielt sie am Kleide fest, der Schaffner warf krachend die Wagenthür zu, der Wagenzug machte einen Ruck, stand dann noch ein Weilchen, die Lokomotive pfiff, daß es Sara durch die Glieder fuhr, und dann sauste der Zug fort, in den hellen Morgen, in die sonnige Welt hinein.

Sara blickte sich um. Die Dame, welche ihr gegenüber saß, dieselbe, die sie am Kleide festgehalten hatte, schien die Nacht über im Waggon zugebracht zu haben, ihr Haar sah unmordentlich und verschoben aus, der Hut lag neben ihr, und in der Hand hielt sie ein rot eingebundenes Buch, in welchem sie mit großer Aufmerksamkeit las. Zwei andere Damen, welche in der zweiten Hälfte des Coupés saßen, unterhielten sich miteinander, eine vierte Dame schlief. Niemand bekümmerte sich um Sara.

Diese blickte zum Wagenfenster hinaus. Die Sonne war längst emporgestiegen, hatte die Nebel zerstreut und alles, Wiesen, Felder und Wälder mit goldenem Schein übergossen.

O wie schön, wie anders, wie fremdartig erschien die Gegend, die so eilig an den Augen Saras vorübertanzte. In der Ferne sah man noch hohe, bläuliche Berge, in der Nähe war alles flach und eben. Sara hätte gern gewußt, ob das dort ihre Heimatsberge wären, aber sie wagte nicht, jemand danach zu fragen. Die Dame, welche ihr am nächsten saß und unverwandt in ihr Buch blickte, unbekümmert um alle Schönheit da draußen, flößte ihr eine allzu große Scheu ein, als daß sie gewagt hätte, dieselbe durch eine Frage zu stören.

Von Zeit zu Zeit unterbrach die Lokomotive ihr Keuchen durch einen gellenden Pfiff. Dann stand der Zug still, und Sara sah mit Vergnügen dem Kommen und Gehen der Reisenden zu. Vieles, vieles erschien ihr neu und fremd, sie hätte gern nach dem und jenem fragen mögen, und daß sie schweigen mußte, beängstigte sie; wieder fühlte Sara, daß sie zum ersten Male allein sei, sie dachte an ihre Mutter und wurde traurig.

Aber Sara weinte nicht; sie hatte so wenig noch in ihrem Leben geweint, nur dann und wann ein paar trohige Thränen, wenn einmal etwas nicht nach ihrem Willen ging. Doch gewöhnlich war alles nach ihrem Willen oder doch ihrem Willen war alles recht, wie es eben geschah; auch diese Reise, sie hatte sich ja so sehr darauf gefreut.

Und so rollte der Zug weiter und weiter, Saras Ziel entgegen.

Endlich fuhr die Lokomotive in eine große Halle ein. Hier standen Leute in Menge und warteten; viele Reisende stiegen aus, man rief und lief durcheinander. Der Schaffner, dem Jost ein Trinkgeld gegeben und die Station genannt hatte, wo Sara aussteigen mußte, trat an den Wagenschlag und half ihr beim Aussteigen, hielt ihr Sonnenschirm und Handtäschchen, bis sie auf dem Perron stand, dann hatte er anderwärts zu thun und kümmerte sich nicht mehr um sie.

Sara ging fort, sie ging wie im Schwindel, alles drehte sich mit ihr; allein sie empfand in dieser neuen, fremden, bunten Welt doch weit mehr Neugierde als Angst: sie kannte ja keine Gefahr. Und es drohte ihr auch nichts Böses. Alles war für sie vorbereitet und geebnet. Der Kutscher, welchen die Frau Direktorin gesandt hatte, um Sara vom Bahnhofe abzuholen, hatte sie bald aufgefunden; ihr Koffer wurde aufgeladen, und bald saß sie in einem hübschen bequemen Wagen und fuhr mit ihrem Kofferchen der türmereichen Stadt zu, indes der Dampfzug weiterfaufte.

Die Sitze des Wagens waren so weich und elastisch, es saß sich so ganz anders darauf als auf dem Sitz des Korbwägelchens, den Jost von den Bergen heruntergefahren hatte, heute früh, als die Sonne noch mit dem Morgennebeln kämpfte.

Nun kam man in die Straßen der Stadt, und da es Mittag geworden war, so bewegte sich eine zahlreiche Menschenmenge darin auf und nieder. Der Lärm, das bunte, wirre Treiben ringsum betäubten Sara fast; heftiger kam das Gefühl des Allein-, des Verlassenseins inmitten der vielen, fremden, gleichgiltigen Gesichter über sie, aber der Eindruck des Neuen, Überraschenden übertäubte diese Empfindung wieder.

Durch eine endlose Menge von Straßen und Gassen wand sich der Wagen hin, bis er endlich einen stillen, freien, in der Mitte mit Bäumen bepflanzten Platz erreichte und zuletzt an einem hohen Eisengitter hielt.

Sara blickte mit neugierigen Augen durch die Stäbe und das dahinterstehende Gebüsch nach dem hohen Hause, welches darüber hinausragte, während der Kutscher vom Bock stieg und eine Klingel zog, worauf sich die Gitterthür, von innen gezogen, von selbst zu öffnen schien.

Das Haus war groß, breit, hoch, mit vielen, vielen Fenstern, grau angestrichen; es war ein Haus, welches einen finstern, unheimlichen Eindruck hätte machen müssen, wenn es nicht Blumenstöcke an den Fenstern und frisches Grün um sich her gehabt hätte und wenn seine weiten

Räume nicht tagtäglich von lustigen, lachenden Mädchenstimmen belebt worden wären.

Und lustiges Gelächter schlug auch alsbald an Saras Ohr. Als sie den Garten durchschritten, der sich vor dem Hause befand, und in die offene Hausthür getreten war, bemerkte sie durch die jenseits des Hausflures gelegene, gleichfalls geöffnete Thür eine große Schar junger Mädchen, welche sich neugierig zusammengedrängt hatten und dem neuen Ankömmling entgegenblickten. Ein helles Richern schallte hinter ihr drein, als sie, von einem Dienstmädchen geführt, die Treppe hinaufstieg.

Die Frau Direktorin schlief; das Mittagessen war schon vorüber, aber man hatte für die neue Schülerin eine Mahlzeit aufgehoben und für sie im Speisesaal gedeckt.

Hierhin ward Sara geführt und von Mademoiselle empfangen. Mademoiselle war die französische Lehrerin und vertrat die Frau Direktorin, wenn diese schlief, unwohl war oder sonst Abhaltungen hatte. Sie war bereits altlich und sprach ein schwer verständliches Deutsch; dieses auch nur mit den ganz neuen Schülerinnen, denn gewöhnlich sprach man im Institute nur französisch.

Die große Tafel in dem langen, düstern Saale war bereits abgedeckt, nur in einer Ecke war eine Serviette aufgelegt und ein Gedeck darauf gestellt.

Sara nahm ihren Strohhut mit den rosafarbenen Bändern ab und strich mit den Händen über ihre wirr gewordenen blonden Zöpfe, wie es ihre Mutter daheim zu thun gewohnt, wenn sie zu ihr ins Zimmer kam.

Es war ihr so voll, so voll im Herzen; essen wollte sie nicht, obgleich sie seit dem frühen Morgen noch nichts genossen hatte und ihr Frühstück, welches die Mutter ihr eingepackt, noch unberührt im Handtäschchen trug. Es schien ihr, als sei sie so satt wie nie, als könne sie nie einen Bissen mehr essen.

Sie trat ans Fenster, welches mit bunten Sommerblumen besetzt war, Blumen, wie sie auch daheim in dem kleinen Blumengarten ihrer Mutter blühten. Draußen glühte die Mittagssonne, eine prächtige Erntesonne. Zu Hause würden sie nun Garben binden; das war sonst immer eine Lust für sie gewesen. Und dann das Erntefest!

Die Thür ging auf, und Mademoiselle kam herein mit dem Mädchen, welches die Suppe brachte.

Sara war eben auf den Erntefeldern gewesen, im heißen Sonnenschein, dessen Glut ihr Gesichtchen braun gebrannt hatten. Wie aus einem Traume aufwachend, sah sie sich in dem großen, kühlen Saale um.

Sie verstand zwar die Sprache des Fräuleins nicht recht, allein die Gebärdensprache desselben war so gebieterisch, daß sie stillschweigend gehorchte und sich hinter ihren Teller setzte, bemüht, einige Löffel Suppe hinabzuschlucken.

Als das Fräulein sich wieder entfernt hatte, schlüpfte sie aber eilig davon und zur Thür hinaus, die Treppe hinunter und auf den freien Platz hinter dem Hause, wo sie vorhin die Mädchen bemerkt hatte. Es schien ihr unmöglich, länger in dem großen Saale zu bleiben.

Die Mädchen hatten sich über den großen freien Platz zerstreut. Einige gingen paarweise auf und ab, andere saßen auf Bänken, die rings an der Mauer hier und dort standen; fast alle hielten Bücher in den Händen, in welchen sie lasen.

Da stand der kleine Fremdling scheu und bestürzt und um eine Anrede verlegen, Kleid und Haar in Unordnung, ihr gebräuntes Gesicht erhitzt und bestaubt von der Reise.

Ein größeres Mädchen kam auf Sara zu und sagte: „Wie heißt du denn, und wo kommst du her?“

Sara nannte ihren Namen und ihr Heimatsdorf.

„Nun,“ sagte die andere lachend, „ich glaube, du wirst hier viel lernen müssen. Ich heiße Helene, und wir wollen Freunde werden. Doch jetzt haben wir alle keine Zeit, denn wir müssen unsere Lektion lernen. Gehe nur einstweilen dort hinein in den Garten, bis die Schulstunden beginnen.“

Sara ging in den großen Garten, der an den freien Platz stieß, und wo außer Blumen und Fruchtbäumen viele Gemüsebeete sich befanden. Sie ging zwischen den Reihen hin und fühlte sich matt und müde; ihr Magen war leer, aber sie hatte keinen Hunger. Nur ein Bedürfnis erfüllte Sara: sie hätte jemandem ihre Arme um den Hals schlingen mögen, sie sehnte sich nach den Liebkosungen ihrer Mutter, die sie stets so gleichgiltig hingenommen hatte.

Die heiße Sonne ließ Sara ein schattiges Plätzchen suchen, und so setzte sie sich in eine Laube, die mit der Rückwand an den freien Platz stieß, wo die Pensionärinnen lernten.

„Sie heißt Sara,“ sagte da jemand jenseit des Gartenzaunes in flüsterndem Tone, „sie ist vom Dorfe, und was für ein schreckliches Kleid sie an hat.“

Sara erschrak und hörte nur noch das Lachen der Mädchen hinter ihrem Rücken; was sie weiter sprachen, verstand sie nicht, denn eine andere hatte französisch geantwortet.

Sie lauschte durch die Zweige und erkannte Helene in derjenigen, welche die lieblosen Worte gesprochen hatte, nachdem sie ihr kurz zuvor gesagt, daß sie Freunde werden wollten. Daß sie ein schreckliches Kleid trage, hatte sie nicht gewußt, auch nicht, daß es lächerlich sei, ein Dorfmädchen zu sein. Sie liebte ihr Heimatsdorf so sehr, und ihr Kleid hatte der Dorfschneider nach dem neuesten Schnitte gemacht; das Zeug kaufte die Mutter von einer Handelsfrau, die zweimal jährlich nach dem Dorfe kam.

Gleich darauf erscholl eine Glocke, und Sara hörte, wie die Mädchen den Hof verließen und ins Haus gingen. Sie saß noch eine Weile still in der kühlen Laube und überlegte, ob sie nicht am liebsten wieder gleich nach Hause reisen sollte, Geld hatte sie noch in ihrer Tasche, und bis jetzt gefiel es ihr in der Pension gar nicht.

Aber sie hatte ihren Hut oben im Speisesaal liegen lassen, und ohne Hut konnte sie unmöglich fort. Auch waren ihre Füße so schwer und ihr Kopf so heiß; sie lehnte sich an die kühlen Weinblätter, welche die Laube umrankten.

Es schien Sara, als fahre sie in einem kleinen Korbwagen pfeilgeschwind dahin, den fernen Bergen zu, die immer näher und näher zu kommen schienen; vor ihr auf dem Kutscherbock saß Jost und peitschte den Schimmel, — Jost, dem sie vergessen hatte, lebewohl zu sagen.

Schnell wollte sie aufspringen, — da faßte sie jemand an der Hand, und als sie die Augen aufschlug, stand eine fremde Frau vor ihr, die sie durch ein Paar Brillengläser ernst und streng anschaute.

„Also hier steckst du, und wir suchen dich im ganzen Hause,“ sagte sie in zürnendem Tone. „Es thut mir leid, daß das erste Wort, welches ich mit dir spreche, ein Tadel sein muß. Du hast dein Mittagbrot nicht gegessen und hast dich aus dem Speisesaal entfernt, ohne um Erlaubniß zu fragen. Jetzt haben die Unterrichtsstunden schon begonnen, doch du sollst heute noch frei sein. Mademoiselle wird dir deinen Schrank und deine Kommode anweisen, und du wirst deine Kleider und deine Wäsche ein-

räumen. Komm' jetzt, mein Kind, und sei mir in meinem Hause willkommen!"

Bei diesen Worten küßte die Frau Direktorin Sara auf die Stirn, und beide traten aus der Laube.

"Ich kann nicht essen," sagte Sara und blinzelte schlastrunken in die Sonne, "ich habe keinen Hunger."

"Nein," sagte die Frau Direktorin, "dein Mittagessen ist kalt geworden, und du wirst bis zum Abendbrot warten."

Sara packte ihre Kleider aus, die ihre Mutter so sorgfältig in den kleinen Koffer gelegt hatte, und ordnete die Wäsche glatt in die Schubfächer, alles weiß wie Schnee auf dem Rasen hinter ihrem Vaterhause gebleicht und von dem süßen Dufte von Rosenblättern und Lavendel durchzogen.

Abends war sie still und unfreundlich gegen die jungen Mädchen, und wenn diese untereinander sprachen und lachten, so war sie sicher, daß von ihr die Rede sei, obgleich sie ihr Reiseleid mit einem andern vertauscht hatte.

Einige redeten Sara an, aber da sie kaum antwortete, so kümmerten sie sich endlich nicht mehr um dieselbe und ließen sie allein. Alle waren heiter, und diese Heiterkeit ärgerte Sara, da sie selbst so verstimmt war. Ihr Kopf that weh, und als sie im Bette lag, glaubte sie, daß sie krank werden würde. Aber krank werden wollte sie nicht, denn dann hätte sie hier bleiben müssen, und sie wollte fort, so bald als möglich, vielleicht morgen schon. Indem sie sann und hoffte, fielen ihre Augen zu, und die Mädchen, die in ihrer Nähe schliefen, wunderten sich, daß Sara nicht den ersten Abend im Bette weinte, sie hatten fast alle den ersten Abend geweint. Jetzt aber lachten und kicherten sie so viel, daß Mademoiselle oft zu schelten hatte, wenn sie des Abends durch den Schlaßaal ging.

Zu ihrem Staunen erwachte Sara früh vom Schall der Weckglocke, frisch und gesund, ihr Kopf schmerzte nicht mehr, aber mit fast größerer Sehnsucht noch als gestern dachte sie an ihre Heimat. Sie hielt ihr Geldtäschchen fest in der Tasche und malte sich die Freude ihrer Mutter aus, wenn sie so schnell und plötzlich wiederkäme. Der Vater würde wohl schelten, doch er verzieh ihr gewiß auch, wenn er hörte, daß sie aus so großer Sehnsucht wiedergekommen sei. Nur wie sie fortkommen sollte, wußte sie noch nicht genau.

Beim Beginn des Unterrichts stellte es sich heraus, daß Sara noch sehr wenig gelernt hatte, ja daß sie in fast allen Lehrstunden so ziemlich von vorn anfangen mußte.

Auch das verdroß sie sehr und trug nicht dazu bei, die bittere und traurige Stimmung, die sich ihrer bemächtigt hatte, zu verbessern. Sie hatte sich nun einmal das Leben als einen immerwährenden Sonnenschein gedacht und die Pension in der großen Stadt als eine schönere Fortsetzung ihres bisherigen so harmlos glücklichen Lebens, und da sie diese Vorstellung nicht verwirklicht fand, so brach das Gefühl des Schmerzes mit einem Male über sie herein.

Ernstes, angestregtes Lernen war ihr noch nie zugemutet worden. Nun sollte sie französische Grammatik studieren; sie bekam von der Frau Direktorin eine große Anzahl Bücher, Schreibhefte und Karten: alles das sollte sie in ihren kleinen Kopf bringen.

Am Nachmittag des zweiten Tages machten die Pensionärinnen mit einer Lehrerin einen Spaziergang. Die Frau Direktorin hielt ihren Nachmittagschlummer, Mademoiselle hatte Urlaub, um Freunde in der Stadt zu besuchen. Sara saß allein im Schulzimmer, ihre französische Grammatik auf dem Tische vor sich. Sie hatte keine Lust zum Spaziergehen, sie grollte ihren Mitschülerinnen, und es war ihr lieb, daß sie zu Hause bleiben sollte, um zu lernen.

Als es ganz still in dem großen Hause war, stand Sara auf, warf ihr Buch fort, holte ihren Hut und eilte die Treppe hinunter: sie schob den Riegel des Gitterthores auf — und nun war sie frei!

Sie war sich nicht klar, wohin sie gehen mußte, um nach dem Bahnhofe zu gelangen; doch sie hatte nur den einen gewaltigen Drang in sich: „Nach Hause!“ und gedachte ihren Weg zu erfragen.

Sara hielt ihr Geldtäschchen fest in der Kleidertasche, lief über den großen, stillen Platz nach der breiten Straße, durch welche sie unlängst gekommen war. Sie eilte fort, immer weiter und weiter. Als sie an eine Ecke kam, erkundigte sie sich bei einer vorübergehenden Frau nach dem Wege zum Bahnhofe. Diese erklärte ihr, daß sie ein großes Stück des Weges Sara begleiten könne, da ihr Weg sie dahinführe, und so kam das Mädchen ohne weitere Abenteuer endlich auf dem Bahnhofe an.

Hier war ein buntes Gedränge; ein Zug war soeben angekommen, ein anderer sollte abgehen. Sara hatte sich's gar nicht schwer gedacht, sich ein

Billet zur Heimfahrt zu kaufen, da sie ja Geld hatte; aber nun verwirrte und beängstigte sie das Menschengedränge. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Wenn man sie suchte und nicht fand, wenn man ihr nachkam, ehe sie fortgefahren war? Erst jetzt, nachdem sie ihr Vorhaben halb ausgeführt hatte, fühlte sie eine unsägliche Angst. Minute auf Minute verrann. Da, wo so viele Leute sich an den Schalter drängten, über welchem „Billetverkauf“ stand, mußte sie sich auch ihr Billet kaufen, und so wagte sich Sara in den Menschenknäuel hinein.

Plötzlich legte sich eine Hand leise auf ihre Schulter, sie sah sich erschrocken um und blickte in das Gesicht der Französin.

„Venez!“ sagte diese ruhig und gelassen und ergriff Saras Hand. „Kommen Sie!“

Sara war wie gelähmt vom Schreck. Sie ließ sich willenlos fortführen, dann aber riß sie ihre Hand los und rief in heftigem, trotzigem Tone: „Ich will aber nach Hause!“

Mademoiselle schob Saras Arm unter den ihren und führte sie hinaus nach einem Wagen.

Sara sah, daß Widerstand nutzlos war, sie hatte auch ihren ganzen Mut verbraucht, der beim Anblick der Mademoiselle wie Strohfeuer niedergebrannt war, und so ließ sie sich, ohne sich weiter zu sträuben, in den Wagen heben. Hier saß sie grollend in einer Ecke, ohne auch nur mit einer Silbe auf die vielen an sie gerichteten Worte, die sie übrigens zum größten Teil nicht verstand, zu antworten.

Als der Wagen am Institut anlangte, war hier schon große Angst wegen Sara, die man längst vermißt hatte, und die Frau Direktorin empfing beide mit großem Staunen. Indessen schalt sie nicht, nachdem sie den Bericht angehört; sie lobte Mademoiselle, die Sara im Vorbeigehen gesehen hatte und ihr nachgegangen war, dann nahm sie das junge Mädchen bei der Hand und redete ruhig und ernst mit ihr, aber ohne sie zu strafen.

Die Pensionärinnen, die noch nicht zurück waren, sollten nichts erfahren; alles sollte vergeblich sein, wenn Sara fleißig lernen und dergleichen Unbesonnenheiten nie mehr begehen wollte. Aber sie mußte ihr Geldtäschchen mit seinem Inhalt abliefern, denn Geld sei ihr nicht nützlich und könne sie nur auf üble Gedanken bringen.

So endete Saras Fluchtversuch. Aber noch an demselben Abend fing Sara an, einen Brief an ihre Mutter zu schreiben, in dem sie diese flehent-

lich bat, sie recht schnell nach Hause zu holen, sie müsse sonst hier vor Sehnsucht sterben, sie sei zu unglücklich hier.

Sara kam indes nicht zu Ende, da sie gestört wurde, und mußte das Blatt schnell unter ihr Schreibheft verstecken; des Nachts legte sie den Brief unter ihr Kopfkissen, und erst am folgenden Tage schrieb sie ihn fertig, siegelte denselben und trug ihn unbemerkt in den Briefkasten, den sie an einer Ecke des Hauses bemerkt hatte.

Dann zog die Hoffnung wieder in ihr Herz, und sie berechnete, wann ihre Mutter den Brief haben und wann dieselbe sie abholen könne.

Indem sie hoffte, wurde sie heiterer, fast lustig. Sie lachte wieder, und da sie weniger unfreundlich war, näherten sich ihr auch die anderen Mädchen mehr; sogar gegen Helene, die sie so bitter gekränkt hatte, vergaß sie ein wenig ihren Groll. Auch das Lernen war ihr nicht mehr so sehr zuwider, da sie sicher glaubte, daß es nur eine kurze, sehr kurze Zeit dauern könne.

Sara sah sich in Gedanken schon wieder auf den grünen Wiesen ihrer Heimat umherspringen, ledig aller Mühen und Unbequemlichkeiten, wie ein Vöglein oder Schmetterling, und der Grundzug ihres Wesens, der Frohsinn, brach sich wieder Bahn durch ihre Verstimmung.

Indessen verging Tag auf Tag in dieser Erwartung. Sie lauschte gespannt auf jedes Geräusch, auf jeden rollenden Wagen, und das Geheimnis drückte ihr beinahe das Herz ab. Warum schrieb die Mutter nicht sogleich, wenn sie nicht kommen konnte? Die Ernte freilich mit ihren arbeitsvollen Tagen, welche die Eltern abgehalten, sie hierher zu begleiten, hielt wohl auch die Mutter ab, sogleich zu kommen.

Aber sie hatte so sehr, so flehentlich gebeten. Sollte die Mutter ihr zürnen, da sie ja manchmal dieselbe betriibt hatte, da sie oft kalt bei ihrer großen Güte und ihren Liebkosungen gewesen war, da sie so leicht und ohne Rührung sie verlassen hatte, voller Freude bei dem Gedanken, in die große Stadt zu fahren? Die Mutter hatte ja noch die kleinen Geschwister zu Hause, die sie eben so sehr liebte, mit denen sie ebenso zärtlich war. Sollte sie Sara ganz vergessen haben? Doch nein, das war alles ganz unmöglich; die Mutter mußte ja kommen!

Und so wartete sie und wartete; eine Woche war fast vergangen. Endlich schlug die lebhafteste Hoffnung in Saras Herzen in den heftigsten Kummer um. Sie war finsterner als je, zerstreut in den Lehrstunden, mochte nicht

essen und machte sich die unsinnigsten Gedanken, um die Nichtankunft ihrer Mutter zu erklären. „Sie sind alle krank,“ dachte sie sich, „oder alle gestorben, und ich bin ganz allein geblieben, muß für immer und immer in diesem schrecklichen Hause bleiben, mein ganzes Leben lang!“

Voll ungestümen Schmerzes lief sie eines Tages in den Schlaßaal hinauf, um allein zu sein, sie meinte, den Anblick der andern nicht mehr ertragen zu können; es tobte wie ein Sturm in ihrem Herzen. Laut schluchzend warf sie sich auf ihr Bett, endlich konnte sie weinen, ihre ganze Seele war ein einziger Sehnsuchtschrei.

Freilich ahnte sie nicht, daß ihr Brief, ungelesen von ihrer Mutter, unbefördert, ganz ruhig unten im Papierkorb der Frau Direktorin lag.

Es war Gesetz im Institut, daß keine der Pensionärinnen einen Brief schreiben und absenden durfte, den die Frau Direktorin nicht gelesen hatte.

Sara hatte das nicht gewußt, und ihr Brief war aus dem Hausbriefkasten statt auf die Post in die Hände der Vorsteherin gewandert, von dieser gelesen und beiseite gelegt worden; sie kannte bereits diese Anfälle von Heimweh, welche, freilich mehr oder minder ungestüm, die meisten neuen Ankömmlinge überfielen. Sie fand es auch erklärlich, daß bei Sara dieses Gefühl heftiger zum Ausbruch kommen müsse als bei mancher andern; das junge Mädchen war an ein freies, ungebundenes Leben in der Natur gewöhnt, kannte keinen Zwang bisher, hatte noch wenig anstrengenden Unterricht gehabt und war in mancher Hinsicht verwöhnt.

„Du wirst krank werden, wenn du nicht vernünftig bist und aufhörst mit Weinen!“ sagte die Stimme der Mademoiselle, die, überall auf Ordnung sehend, Saras Davonlaufen bemerkt hatte und ihr nachgegangen war.

Mademoiselle, die in ihrer treuen Pflichterfüllung es gewiß ebenso gut mit den jungen Mädchen wie mit ihrer Vorgesetzten meinte, war ganz besonders ein Gegenstand von Saras Groll, seit dieselbe sie gewaltsam vom Bahnhofe zurückgeholt hatte.

„Ich will krank werden!“ rief sie ihr trotzig zu; „ja, und ich will sterben, wenn ich hier bleiben soll!“

Mademoiselle ging hinaus, da sie auf solche Worte, die sie noch nie vernommen, keine passende Antwort hatte. Möchte sich Sara ausweinen; schon öfter hatte sie die neuen Schülerinnen weinen sehen, die später die lustigsten wurden.

Und Sara weinte, wie sie nie in ihrem Leben geweint hatte.

Plötzlich fühlte sich Sara umschlungen, und eine sanfte, weiche Stimme sagte: „Stehe auf, Sara, und weine nicht mehr.“

Sie horchte auf. Das war nicht Mademoiselles Stimme, auch nicht die einer Pensionärin, noch weniger die der Frau Direktorin. Sie hob den Kopf mit den rotverweinten Augen auf und sah in ein fremdes, blasses Gesicht, welches sie freundlich anblickte.

„Wer sind Sie denn?“ fragte Sara, indem sie das junge, schlanke, ganz in Schwarz gekleidete Mädchen verwundert ansah.

„Ich bin die Nichte der Frau Direktorin,“ antwortete dieses, „und heiße Dora. Meine Tante sendet mich zu dir.“

„Ich bin krank,“ rief Sara, „ich will nach Hause! Aber seit wann sind Sie hier im Hause, da ich Sie noch nicht gesehen habe?“ fragte sie neugierig.

„Ich bin erst seit einigen Stunden hier,“ sagte Dora. „Aber nenne mich du, denn ich bin nicht viel älter als du und bin auch gleich dir eine Schülerin durch die Güte meiner Tante. Ich bin Waise, meine Mutter starb erst vor wenig Wochen, und da ich arm bin, so hat mich meine Tante zu sich kommen lassen, um mich hier zu einer Lehrerin auszubilden, damit ich mir später selbst meinen Unterhalt erwerben kann.“

„Deine Mutter ist tot?“ rief Sara erschrocken, und ihre eigene Angst fiel ihr von neuem ein. Sie umschlang das fremde junge Mädchen, die sich neben sie auf den Bettrand gesetzt hatte; es schien ihr, als hätte ihre Sehnsucht zum ersten Male einen Anhaltspunkt gefunden, seit sie von ihrer Mutter getrennt war.

„Meine Tante sagt, daß du das Heimweh habest und keine Kraft anwendest, dasselbe zu beherrschen,“ sagte Dora nach einer Weile, während welcher beide sich still umschlungen gehalten hatten.

„Das Heimweh?“ fragte Sara; „ist das eine Krankheit?“

„Nein, Sara,“ entgegnete Dora, „es ist nur ein Leiden der Seele, eine Sehnsucht nach der Heimat. Da hast ja eine Heimat, wo deine Lieben sind, und kannst dich dahin sehnen und wirst dahin zurückkehren, aber ich — ich habe keine Heimat mehr auf Erden —“

Und nun brach Dora in Thränen aus, und Sara umschlang zärtlich die neu gewonnene Freundin, zu der sich ihr Herz mit Gewalt hingezogen fühlte.

„Dann,“ rief sie in überströmender Jugendhaft, „dann soll meine Heimat auch die deine sein. O Dora, wir haben so viel Platz in unserm schönen Hause und einen Blumengarten, einen Obst- und Gemüsegarten, Felder und Wiesen und Berge so hoch und grün. Meine Mutter ist so gut, sie hat mich so lieb, sie hat mich nie gescholten, und sie wird dich gewiß auch lieb haben. Meine Mutter wird kommen, bald, heute oder morgen, und wird mich fortholen von hier, und dann fährst du mit uns.“

Sara hatte sich ganz in frohe Aufregung hineingeredet; durch die letzten Thränen brach die ausblickende Lustigkeit wie Sonnenschein aus Wolken.

„Deine Mutter wird kommen und dich fortholen?“ fragte Dora ungläubig.

„Ja, ja, sie kommt gewiß!“ versicherte Sara, und nun berichtete sie vertrauensvoll das Geheimnis ihres Briefes und erzählte ihren vereitelten Fluchtversuch, und wie sie Mademoiselle hatte deshalb, und daß Helene ihr gesagt, sie würden Freunde werden und gleich darauf sie verspottet und ihr Kleid schrecklich genannt habe.

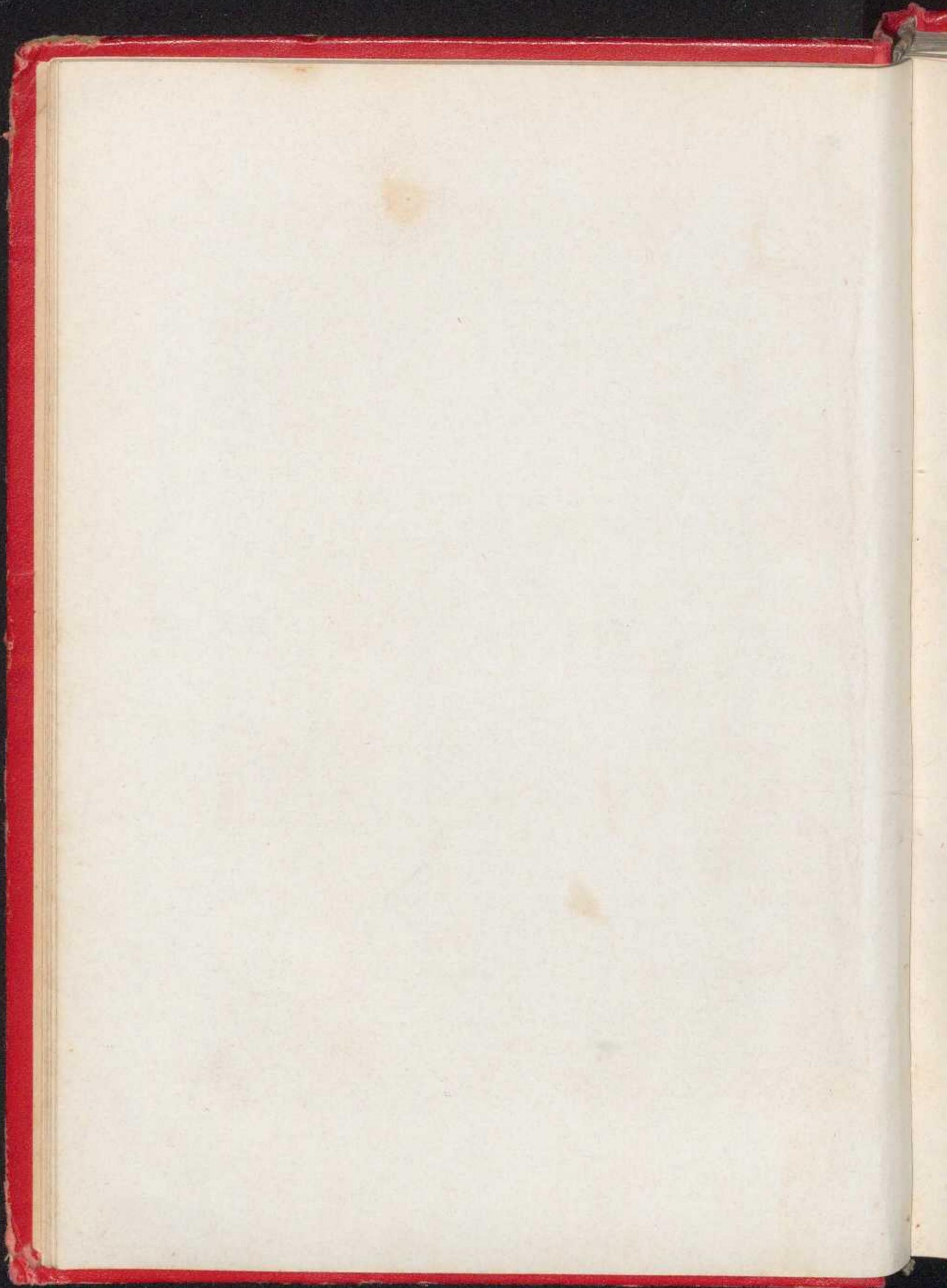
Dora hörte ihr ruhig zu; sie wollte einigemal dazwischen Bemerkungen machen, aber die lange zurückgedrängte Flut der schmerzlichen Bekenntnisse ließ sich nicht halten und floß wie ein Wildbach im Frühling aus dem jungen Herzen, von dem das Eis der Bitterkeit und Trauer sich löste am Sonnenlichte der Liebe und Herzlichkeit.

Als Sara zu Ende gekommen, war Dora ernst geworden und schalt: „Was du mir da erzählt hast, finde ich sehr unrecht. Erst läufst du heimlich davon, und dann schreibst du hinter dem Rücken meiner Tante an deine Mutter, der du unnötigerweise dadurch Angst und Schrecken verursacht hast. Deine Eltern haben dich in die Pension gegeben, damit du etwas lernen sollst, und da dies ein wenig Anstrengung und Mühe kostet und du nicht dabei stets in Feld und Garten umherlaufen kannst, so möchtest du fort und lieber unwissend bleiben. Wenn du ein wenig freundlich gegen die andern Mädchen gewesen wärst, so hätten sie deine Freundlichkeit gewiß erwidert; aber du hast sie von dir gestoßen.“

„Ich dachte, sie wären alle so falsch und spotteten meiner wie Helene,“ bemerkte Sara kleinlaut.

„Nun, was ist denn das so Schlimmes?“ lachte Dora. „Daß du ein Dorfmädchen bist, ist doch wahr und keine Schande, und wenn ihr dein Kleid nicht gefällt, was kommt darauf an?“





„Aber es hat mich hier noch niemand lieb gehabt und niemand geküßt und so zu mir gesprochen wie du, und ich habe auch niemand weiter lieb als dich, Dora. O, wie freue ich mich, daß du gekommen bist und daß ich dir nun alles sagen kann und daß wir nun immer zusammenbleiben werden.“ Dabei umarmte Sara ihre neue Freundin, und aus ihrem Gesicht war jede Spur von Kummer verschwunden.

„Aber du willst ja fort,“ fiel Dora ein, „heute schon oder morgen.“

„Ja, das ist wahr!“ sagte Sara; daran hatte sie gar nicht mehr gedacht. Aber vielleicht hatte die Mutter keine Zeit, oder sie hatte den Brief gar nicht bekommen.

„Und morgen,“ fiel Dora ein, „werden wir alle eine schöne Landpartie machen; wir werden auf dem Dampfschiffe fahren. Bist du schon einmal auf einem Dampfschiffe gefahren?“

Nein, Sara hatte noch nie einen großen Strom und noch weniger ein Dampfschiff gesehen. Und sie freute sich so, daß sie vom Bettrande aufsprang und in ihre Hände klatschte.

„So ist's recht, so siehst du ganz anders aus als mit dem finsternen Gesicht. Und nun wollen wir den lieben Gott bitten, daß er keine schlimmen Gedanken wieder in deinem Herzen aufkommen läßt. Und nun komm', gewiß wird sich meine Tante freuen, wenn du ihr ein freundliches Gesicht zeigst.“

Die beiden Mädchen gingen Hand in Hand aus dem Schlaftaal und die Treppe hinunter. Alles, was Sara so öde und trübe erschienen, kam ihr mit einem Male freundlich vor. Es lag etwas in Doras Stimme und in dem Ausdruck ihres stillen, blassen Gesichts, was einen Schimmer auf alles warf, das sie umgab.

Mit einem fast ängstlichen Gefühl gedachte Sara ihres Briefes und daran, daß ihre Mutter doch noch heute kommen und sie fortholen könne, noch ehe sie den Strom und das Dampfschiff gesehen hatte und darauf gefahren war.

Doch am nächsten Tage fand die schöne Fahrt mit dem Dampfschiff statt, und es war ein herrliches Wetter. Sara war sehr heiter, und die andern Mädchen, denen sie bisher so mißfallen hatte, freuten sich, daß sie so nett und lustig sein konnte. Sie trug ein weißes Kleid, welches ohne allen Schmuck und Zierrat war und dennoch oder vielmehr deshalb sehr hübsch aussah. Niemand fand auch heute ihr Kleid schrecklich.

An einer schönen Haltestelle des Ufers ward ausgestiegen, und nachdem man sich erquickt hatte, auf einer großen, grünen Wiese gespielt.

Selbst die Frau Direktorin hatte an diesem schönen Nachmittag einen großen Teil ihres Ernstes und ihrer Würde zu Hause gelassen und spielte mit den jungen Mädchen auf der Wiese.

Dora war nicht so lustig wie die andern, sie blieb still und ruhig, aber auf ihrem bleichen Gesicht lag es stets wie der Widerschein einer inneren Freudigkeit, die sich nicht in Worten und Scherzen äußert, und gerade Sara hatte diese stille Sprache verstanden in ihrem Leid, und es hatte sich wie ein Band zwischen ihr und Dora geschlungen, welches sie gänzlich umgewandelt hatte. Es that ihr wohl, wenn sie nur Doras Hand fassen und ihre liebe Stimme hören konnte. Aber auch mit Helene söhnte Sara sich während des Spielens aus. Sie erzählte ihr, daß sie in der Laube jene spöttischen Worte hatte sprechen hören und wie bitter sie sich darüber gekränkt hatte.

Helene wurde rot, dann lachte sie und küßte Sara. „Sei nicht böse,“ bat sie, „meine Zunge ist ein wenig voreilig, aber böse war es nicht von mir gemeint, und,“ fügte sie bei, „dein Kleid war auch sehr häßlich. Übrigens in einigen Monaten bekommen wir im Institute Unterricht im Schneidern, wie jedes Winterhalbjahr, und dann kannst du dir später deine Kleider selbst machen und brauchst den Dorfschneider nicht mehr.“

„Das ist schön,“ sagte Sara, aber sie dachte zugleich daran, daß sie ja vielleicht morgen schon fortreisen würde.

So endete dieser Tag sehr froh, und die Heimfahrt auf dem Schiffe war fast noch schöner als die Hinfahrt. Die Sonne ging unter und ließ ihre roten Strahlen auf den Wellen des Stromes bliken; dann glühte der Himmel im Abendrot, einzelne Sterne stiegen aus der duffigen Bläue des Firmamentes, und endlich ging der Mond auf und warf sein zitterndes Licht über die sanft dahinrauschenden Wellen.

Sara stand am Schiffsgeländer und hielt Doras Hand in der ihren. Sie betrachteten schweigend die Schönheit des Sommerabends und die tanzenden Lichter in den Wellen.

„Hast du jetzt noch Heimweh?“ fragte Dora.

„Ich dachte eben an meine Heimat,“ sagte Sara, „aber — ohne Weh; denn eigentlich gefällt es mir jetzt hier ganz gut, da ich dich habe, und ich bliebe nun lieber hier, wenn ich nur — den Brief an meine Mutter nicht

geschrieben hätte. Aber woran dachtest denn du eben, Dora?" fügte sie hinzu, da sie Thränen in deren Augen sah.

"Ich dachte auch eben an meine Heimat — dort oben," sagte Dora, "dort wo meine Eltern sind und wo es kein Verlieren und Trennen und Sehnen mehr giebt."

"Ach, weine nicht, liebste Dora!" bat Sara. "Wenn du mich nur auch ein wenig lieb haben könntest; so nicht, wie ich dich lieb habe, denn du bist ja so klug und verständig und so fromm, und ich bin nur so ein kleines dummes Ding, voller Fehler und Unwissenheit, aber ich werde mich ändern und verständiger werden, und dann wirst du mich auch so lieben können wie ich dich."

Dora küßte die kleine Freundin und sagte: "Ich habe dich ja von Herzen lieb, und auch ich habe Fehler genug und bitte den lieben Gott täglich, daß er mich besser und reiner und mit meinem Schicksal zufriedener machen möchte."

Als Sara an jenem Abend in ihrem Bette lag, überfiel sie eine große Bangigkeit, was sie nun ihrer Mutter sagen solle, wenn diese noch käme, um sie zu holen; denn daß sie kommen würde, bezweifelte Sara keinen Augenblick, sie meinte nur, daß dieselbe bisher durch häusliche Geschäfte abgehalten worden sei. Wie sollte sie ihrer Mutter begreiflich machen, was sie eigentlich selbst nicht recht begriff, daß sie nämlich nicht mit ihr nach Hause zurückkehren, sondern hier bleiben wolle, bis sie etwas gelernt habe und nicht mehr unwissend sei, daß sich ihr Sinn ganz geändert habe, daß es ihr jetzt ganz gut gefalle und daß sie vor allem eine liebe Freundin gefunden habe, von der sie sich nicht wieder trennen könne. Wie würde die gute Mutter erstaunt, nein, erzürnt sein, wenn sie dieselbe vergebens herbeigerufen hätte, jetzt, wo ihre Anwesenheit zu Hause so dringend notwendig war! Endlich faßte Sara den Entschluß, das, was ihr Dora schon öfter geraten hatte, auszuführen und der Frau Direktorin alles zu gestehen und diese um ihren Rat zu bitten.

Mit diesem Gedanken schlief sie ein und erwachte mit ihm am nächsten Morgen. Auch Dora, der sie ihr Vorhaben sogleich mittheilte, war damit einverstanden, und so nahm sie sich vor, vor Beginn der Schulstunden in das Zimmer der Frau Direktorin zu gehen, was immer von seiten der Böglinge nur bei ganz besonderen Gelegenheiten geschah.

Doch ehe sie noch dazu kam, ward sie dahin berufen. Sie erschrak halb

freudig, halb bange, denn sie dachte, ihre Mutter könne angekommen sein. Dies war indes nicht der Fall, nur ein Brief derselben war eingetroffen, den ihr die Frau Direktorin übergab.

Sara ahnte, daß sie durch diesen Brief nach Hause gerufen werden würde und hielt das Schreiben mit den geliebten Schriftzügen verlegen in der Hand, ohne es zu öffnen, während die Augen der Frau Direktorin forschend auf ihr ruhten.

Nach einer kurzen Pause war Sara mit sich im klaren, daß sie dennoch das gestehen müsse, was sie sich vorgenommen hatte, und so berichtete sie denn ganz offen, daß sie jenen Brief mit der Bitte geschrieben, sie nach Hause zu holen, daß sie indes ihre Ansichten ganz geändert habe und daß sie jetzt hier bleiben und fleißig lernen wolle.

Die Frau Direktorin lächelte, klopfte die heiße Wange des kleinen Mädchens und sagte freundlich: „Es ist mir sehr lieb, daß du dich jetzt in unserer Anstalt wohl fühlst und den Wunsch hast, bei uns zu bleiben und fleißig zu lernen. Nun wollen wir einmal sehen, was dir deine liebe Mama schreibt.“

Sara erbrach den Brief und las ihn, dann reichte sie denselben der Frau Direktorin hin. Die Mutter schrieb in herzlichem und zärtlichem Tone, daß sie hoffe, Sara habe sich nun im Institut eingerichtet und es gefalle ihr dort recht gut. Dann teilte sie ihr allerlei aus dem häuslichen und Familienleben mit und schloß mit dem Wunsche, daß ihr Töchterchen recht brav und fleißig sein und Eltern und Geschwister bald mit einem Brief erfreuen möge. Aber kein Wort von Nachhausekommen, keine Erwähnung jenes Briefes von Sara. Offenbar hatte sie denselben gar nicht bekommen, er war vielleicht unterwegs verloren gegangen und so der guten Mutter Sorge und Unruhe erspart geblieben. Sara fiel eine Last vom Herzen; so war alles gut und wieder geebnet worden.

Die Frau Direktorin fand es nicht für gut, Sara zu jagen, wie es mit ihrem übereilten Briefe eigentlich zugegangen sei. Sie freute sich über Saras offenes Geständnis, ermahnte sie nochmals zum Fleiß, zur Verträglichkeit und sagte ihr, daß sie recht bald nach Haus schreiben, ihr jedoch den Brief vorher zum Durchlesen bringen solle, da die Schülerinnen nichts ohne ihr Wissen schreiben dürften; dies gehöre zu den im Institut eingeführten Regeln.

Obgleich diese letzte Regel Sara fast allzustreng erschien, so fügte sie

sich doch; hatte sie doch nun nichts an die lieben Eltern zu schreiben, was sie hätte verheimlichen mögen.

Und so schilderte sie denn in einem langen, langen Briefe ihr Leben und ihre Thätigkeit im Institute, fragte nach allem, was ihr zu Hause lieb und wissenswert war, versprach, ihr möglichstes zu thun, um die für ihren Aufenthalt in der Pension bestimmte Zeit recht gut zu benutzen und ihren Eltern recht viel Freude zu machen. Den längsten Teil ihres Briefes füllte sie aber mit Lobsprüchen auf ihre liebe Freundin Dora aus, deren Vorzüge sie mit den lebhaftesten Farben schilderte.

Dieser Brief erregte viel Freude daheim. Die Mutter war nun ganz beruhigt und erfreut, daß ihr Töchterchen sich so wohl fühle, und sie war glücklich, daß sie inbetreff einer Erziehungsanstalt für Sara eine so gute Wahl getroffen hatte.

Und so gingen die Tage für Sara nun in einem ruhigen, gleichmäßigen Gange hin. Es war zwar nicht lauter Sonnenschein wie daheim, was sie ihr brachten, sondern oft auch viel Anstrengung und Mühe. Die genaue Pflichterfüllung, die man von ihr forderte, fiel ihr noch oft schwer, und öfters auch kam in dem großen, alten Hause plötzlich noch ein heißes Sehnen nach der gewohnten Freiheit, nach ihrem früheren Schmetterlingsleben in Flur und Wald über sie, das Heimweh überfiel sie noch dann und wann; aber da war Dora ihr zur Seite, die mit ihrer fast mütterlichen Zärtlichkeit, mit der milden, festen Ruhe, die ihr eigen, allen Kummer in Saras Herzen zu beschwichtigen wußte.

An ihr erhob sich Saras gesunkener Mut immer von neuem, ihr Vern-eifer, der bei ihrer bisher mangelhaften Schulbildung und ihren nicht allzu großen Gaben manchmal erlahmte, fühlte sich stets durch Doras Beispiel und den Wunsch, ihr ähnlich zu werden, angespornt und erfrischt.

Obgleich Sara mit den andern Mitschülerinnen fortan in gutem Ein-vernehmen lebte und auch mit mancher gleichalterigen sich inniger befreundete, so ward ihr doch keine so teuer wie die mehrere Jahre ältere Dora. Diese war ihr Vorbild, die Sonne, welche ihr liebebedürftiges Herz erwärmte, welche ihr die fehlende Mutterliebe ersetzte, und ein Lob aus Doras Munde konnte sie ebenso beglücken, wie ein unzufriedenes Wort von ihr sie betrühte, mehr betrühte, als der strengste Tadel eines Lehrers oder der Frau Direktorin es vermocht hätte.

Während Sara sich noch in den Anfangsgründen der meisten Lehrfächer

abmühte, war Dora in den hauptsächlichsten schon fertig und so weit, daß sie bereits damit beginnen konnte, den Anfängern Unterricht zu erteilen und so sich zu ihrem Berufe als Lehrerin vorzubereiten.

Sara sah mit wachsender Ehrfurcht Dora zu dieser neuen Würde aufrücken, und es kam ihr fast ein Zweifel an, ob Dora auch ferner noch ihre volle Liebe wie bisher der kleinen unwissenden Freundin schenken könne; ein Zweifel, den Doras sich stets gleichbleibende Güte bald zerstreute.

„Eine Gelehrte wie du kann ich niemals werden,“ sagte sie einst zu Dora, als ihr diese eine schwere Aufgabe begreiflich zu machen suchte, „das fühle ich, so sehr ich mir auch Mühe gebe. Meine Gedanken, wenn ich sie noch so fest zu halten suche, können das Flattern und Fliegen nicht lassen. Jeder Sonnenstrahl, der durch die Stube glänzt, daß die Sonnenstäubchen tanzen, und jede Blume am Fenster und jeder Vogel, der draußen fliegt, zerstreut mich, und ich muß an die grünen Wiesen und Berge denken, und dabei bleibe ich dumm, und ihr überholt mich alle.“

„So schlimm steht es nicht,“ tröstete Dora; „gieb dir nur Mühe, deine Gedanken, und wenn sie noch so flatterhaft sind, festzuhalten, und es wird dir gelingen. Glaube nicht, daß es mir immer ganz leicht wird, bei allen Lehrgegenständen aufmerksam zu sein; auch meine Gedanken sind manchmal rebellisch und fliegen gern nach den schönen Erinnerungen der teuren Vergangenheit zurück. Übrigens fühle ich auch oft eine Schwäche, eine Art von Unwohlsein macht mir zuweilen das Lernen und Arbeiten schwer.“

„Bist du krank, Dora?“ rief Sara erschrocken und blickte angstvoll in das bleiche Gesicht ihrer Freundin, welches ihr wirklich bleicher und schmaler erschien als bei ihrer Ankunft. „Ach, wenn du krank würest, wenn ich dich verlöre, was sollte aus mir werden ohne dich?“ fügte sie in Thränen ausbrechend mit dem ihr eigenen Ungestüm hinzu.

„Mach' dir keine Sorge!“ bat Dora und küßte zärtlich die kleine Freundin. „Übrigens, Kind, auch wenn du mich verlörest, denn wir können doch nicht immer zusammen bleiben, würest du in Gottes Schutz sein und gut aufgehoben. Das vergiß nicht!“

Inzwischen war es Winter geworden, und die rauhe Jahreszeit hatte von dem alten düstern Schulhause das Blumenkleid abgestreift, so daß es recht finster und öde aussah.

Trotz der kühlen Witterung setzten die Pensionärinnen doch ihre Spaziergänge und Ausflüge ins Freie fort und hielten sich auch während ihrer Frei-

stunden des Nachmittags viel auf dem großen Platz hinter dem Hause auf, um frische Luft zu genießen. Nur Dora, die eine zarte Gesundheit hatte und zuweilen kränkelte, schloß sich gewöhnlich von diesen Ausgängen aus, und so bat auch Sara jedes Mal, zu Hause bei ihrer Freundin bleiben zu dürfen, was aber die Frau Direktorin nicht erlaubte, da sie die frische Luft für notwendig zum Wohlbefinden ihrer Zöglinge hielt.

So mußte Sara gehorchen, aber ohne Dora machte ihr nichts Berquüngen.

Indessen hatte sich ein regelmäßiger Briefwechsel von und nach Saras Heimat eingerichtet. Sara berichtete der Mutter alle kleinen Vorkommnisse ihres jetzigen Lebens aufs genaueste, der Hauptteil ihrer Briefe beschäftigte sich aber mit Dora. Und die Mutter, welcher die stillere Winterzeit jetzt reichliche Muße zum Briefschreiben gestattete, erzählte ihrem Töchterchen wiederum die Ereignisse im Vaterhaus und Heimatsdorf; sie vergaß auch nie in ihren Briefen einen Gruß an Dora beizufügen, denn in ihrem guten Mutterherzen hatte sie die treue Freundin ihres Kindes, die ihm das immerhin schwere Jahr der Trennung und des Lernens so erleichterte, schon innig lieb gewonnen.

Als die Weihnachtsferien gekommen waren, reiste ein Teil der Zöglinge nach Hause, ein größerer Teil derselben, die entfernter daheim waren, blieb im Institut und unter diesen auch Sara. Der Weg nach Hause war weit und das Wetter sehr kalt, die Bergwege verschneit; auch fürchtete die Mutter eine abermalige Trennung. Sara sollte während des Jahres, welches sie im Institut zuzubringen hatte, gar nicht nach Hause kommen, und da sie Dora hatte, so fand sie sich auch in diese Bestimmung ohne allzu großen Kummer.

Nun kam für jedes während der Festzeit im Institut gebliebene Mädchen eine Kiste von zu Hause mit Geschenken unter den Christbaum.

Dora war die einzige, die kein Daheim hatte, woher ihr ein Christgeschenk kommen konnte. Und doch kam mit Saras Kiste auch eine solche für Dora von Saras Mutter mit herrlichem Backwerk und den schönsten rotbäckigen Äpfeln angefüllt. Außerdem sandte die gute Mutter eine Summe Geldes an die Frau Direktorin, damit sie nach ihrem Ermessen Geschenke dafür in der Stadt kaufen solle, die auf dem Dorfe nicht zu haben waren, und zwar für Sara und ihre liebe Freundin Dora.

Und als am heiligen Abend der Christbaum brannte, da war unter

seinen Zweigen eine reiche, bunte Fülle aufgebaut, so daß ein Jubeln und Freuen durch das alte Haus schallte, und das Freudenlicht aus dem düstern Saale weit hinaus glänzte über den verschneiten Garten in die stille, kalte Nacht.

Für Sara hatte die Frau Direktorin mancherlei kleine Luxusjachen, Bänder und Handschuhe zc. gekauft; aber das Geld für Dora, welches Saras Mutter ihr bestimmt, hatte sie in nützlichen Büchern angewandt, solche, die ihr für ihren künftigen Beruf dienen konnten. Sie standen hübsch und nett, in sauberen Einbänden, aufgestellt, allein unter der bunten Herrlichkeit der andern Geschenke, welche die Elternliebe ihren fernem Kindern gesandt hatte; hätten sie doch fast traurig und zu ernst ausgesehen ohne die schönen rotbäckigen Äpfel aus Saras Heimat, die wie ein bunter Fruchtkranz darum her lagen.

Dora war fast erschrocken, als sie hörte, von wem ihr die reiche Gabe gekommen war. Sie stand bleich in ihrem schwarzen Trauerkleide davor und weinte, halb vor Rührung, halb in der Erinnerung an frühere Weihnachtstage. Dann schloß sie Sara in ihre Arme. „Wie soll ich das deiner Mutter danken, daß sie der Waise gedacht hat?“ rief sie schluchzend.

„Das hast du ihr schon tausendmal gedankt durch deine Liebe zu mir!“ sagte Sara, glühend vor Lust und Freude und doch die Augen voll Thränen, da sie Dora weinen sah. „Übrigens,“ fuhr sie fort, „hast du nur Bücher, und du mußt von meinen hübschen Sachen noch die Hälfte nehmen. Sieh' nur, wie schön dies blaue Band in deinen dunklen Haaren aussieht!“ Damit schlang sie ein schönes blaues Haarband um Doras Kopf, die es eilig entfernte.

„Du weißt ja, daß ich Trauer trage, Kind!“

„Aber du trauerst nicht immer,“ erwiderte Sara; „heb' es einstweilen auf, bitte, nimm es, und auch noch diesen Kragen.“

Und Dora nahm endlich auf Saras vieles Bitten das blaue Band, nicht um sich zu damit schmücken zu wollen, sondern um es sich als ein Erinnerungszeichen an die kleine Freundin aufzuheben, die ihrem verwaisten Herzen eine solche Fülle von Liebe entgegenbrachte.

Die Freuden und die feierliche Stimmung der Weihnachtstage rauschten vorüber, die Ferien gingen zu Ende, die verreist gewesenen Böglinge kehrten zurück, und das Leben im Institut lenkte allmählich wieder in das gewohnte Gleis ein.

Das Wetter war fast immer rauh und stürmisch, und Doras Befinden ward nicht besser, so sehr sie sich auch gegen die kalte Witterung zu schützen suchte. Indessen hielt sie sich auch an Tagen, wo sie leidend war, mit Gewalt aufrecht, um ihre Pflichten nicht zu vernachlässigen und ihrer Tante keinen Grund zur Unzufriedenheit zu geben.

Diese, obgleich von Herzen gut und achtungswert, hatte doch etwas Hartes und Herbes in ihrem Wesen, sie hätte es für ein Unrecht gehalten, ihre Nichte, die vom Schicksal darauf angewiesen war, selbst ihr Brot zu verdienen, in irgend einer Weise zu verzärteln und zu verwöhnen. Auch ließ ihr großer Wirkungskreis ihr kaum Zeit, sich besonders mit der Gesundheit ihrer Nichte zu beschäftigen, um so mehr, da diese selten oder nie klagte.

Nur Sara erkannte mit dem Blick der Liebe den leidenden Zug im Gesicht Doras und wußte, wenn diese sich unwohl fühlte.

Der Frühling kehrte endlich wieder, im Schulgarten ward es allmählich wieder grün, und die Briefe aus Saras Heimat berichteten von Schneeglöckchen, Primeln und blühenden Bäumen, von den Frühjahrsarbeiten in Garten und Feld, von zurückgekehrten Schwalben, Störchen und Staren. Schwesterchen Anna sandte sogar ihre ersten Veilchen von ihrem Beet, in ein Briefchen eingewickelt, wobei ihr Mama die Hand geführt.

„Könntest du jetzt in meiner Heimat sein,“ sagte Sara, „so würdest du bald gesund werden. Du würdest den ganzen Tag im Freien sein, wo alles blüht und grünt, die Luft so mild und kräftig ist, wo die würzigen Kräuter an den Bergen wachsen; meine Mutter würde dich pflegen, daß du bald weder Kopf- noch Brustschmerzen mehr hättest, und du müßtest viel Milch von unseren Kühen trinken.“

Doras Augen glänzten. „Ach,“ sagte sie fast vorwurfsvoll, „warum malst du mir so schöne Bilder, die nie in Erfüllung gehen? Der Beruf, zu welchem mich meine Tante bestimmt hat, bannt mich in die dumpfen Schulstuben, und blühende Gärten und Felder sind nicht für mich. Auch unterrichte ich gern, nur das Amt einer Klassenlehrerin übersteigt, glaube ich, meine Kräfte; meine Zunge ist nicht stark genug dazu.“

„Nun, so werde nicht Klassenlehrerin; wer kann dich denn zwingen?“ rief Sara.

„Ich muß thun, was meine Tante verlangt,“ antwortete Dora; „sie ist

meine Wohlthäterin, sie hat uns schon vor dem Tode meiner armen Mutter unterstützt.“

„Nein, du mußt nicht!“ fuhr Sara fast heftig fort, „du mußt nicht thun, was du nicht kannst! Würde deine Mutter, wenn sie lebte, dich zu etwas zwingen, was du nicht kannst, ohne dich aufzureiben? Würde meine Mutter mich zu etwas zwingen wollen?“

„Still, du kleine Rebellin!“ schalt Dora. „Lerne dich fügen! ist das erste Gesetz für uns und ganz besonders für eine arme Waise wie ich es bin. Und dann,“ fuhr sie heiterer fort, „werde ich wohl auch bald wieder gesund und stark sein; Sorge dich nicht um mich.“

Doch Dora ward nicht gesund und stark, obgleich die immer wärmer werdende Jahreszeit ihr nun auch öfter erlaubte, sich im Freien aufzuhalten.

Als endlich die ersten Rosen ausbrachen, lag Dora in ihrem Bette und war krank. Sie stand wohl auch eines Morgens auf wie sonst, wurde aber beim Ankleiden so übel und schwach, daß sie sich wieder niederlegen mußte.

Sara war außer sich und wollte sich nicht vom Bette ihrer Freundin entfernen. Der Arzt, den die Frau Direktorin holen ließ, erklärte die Nerven der Kranken für angegriffen von allzu großer Anstrengung, doch hoffte er auf Besserung bei vollständiger Ruhe und stärkender Arznei.

Sara wurde bedeutet, ihren heftigen Kummer zu beherrschen und sich ganz ruhig zu verhalten, wenn es ihr gestattet sein sollte, ihre Freistunden an Doras Bett zuzubringen.

So bemühte sich Sara zum ersten Male, ihre heftigen Gefühlsausbrüche zu mäßigen, saß still an Doras Bett und gab ihr nach der Uhr die Medizin.

Wenn sie Unterricht hatte oder nach dem Willen der Frau Direktorin ins Freie gehen mußte, blieb Mademoiselle bei der Kranken, die hier wie stets ihre Aufgabe gewissenhaft erfüllte.

Doras Befinden besserte sich aber nicht, und nach einer Reihe von Tagen erklärte der Arzt, daß ein Nervenfieber bei ihr zum Ausbruch komme, weshalb er anordnete, daß, der Ansteckung wegen, die Kranke mit einer besonderen Wärterin in ein abgelegenes Zimmer gebracht werde.

Die Frau Direktorin war im höchsten Grade erschrocken und traurig

über den plötzlichen Ausbruch dieser Krankheit, deren langsames Entstehen sie nicht beobachtet hatte.

Am unglücklichsten war nun Sara. Vergeblich flehte sie täglich, die Kranke sehen zu dürfen, was ihr selbstverständlich nicht gewährt werden durfte. Sie hatte die Lust am Arbeiten und Lernen verloren, sie hatte keinen Appetit mehr und mochte nicht mehr spazieren gehen. Immer standen Thränen in ihren Augen, und da unter ihren Mitschülerinnen keine die Größe ihres Kummer's verstehen wollte und die meisten lustig wie immer waren, so machte sie ihrem bekümmerten Herzen in langen Briefen an die Mutter Luft, die in ihrem guten Herzen das erste große Leid ihres Kindes mit empfand.

Woche auf Woche verfloss; endlich verminderte sich die Gefahr der Krankheit, die Besorgnis vor Ansteckung war vorüber, und eines Tages kam Mademoiselle mit der freudigen Nachricht zu Sara, daß sie heute ihre Freundin sehen dürfe, wenn sie sich recht still und ruhig dabei verhalten wolle.

Sara flog nach dem Krankenzimmer; aber als sie Dora bleich und mager wie einen Schatten in ihrem Bett liegen sah, da verlor sie ihre Fassung und stürzte laut schluchzend der geliebten Freundin um den Hals, ihr Gesicht und ihre abgezehnten Hände mit Küssen und Thränen bedeckend.

Die Krankenküsterin schalt, und Dora konnte vor Schwäche und Erschütterung nicht reden, nur große Thränen perlten leise über ihre eingefallenen Wangen.

„Warum weinst du denn, liebe, liebe Sara?“ fragte Dora endlich mit leiser Stimme.

„Ich weine, ich weiß selbst nicht warum, vor Freude, daß du lebst, daß ich dich sehe!“ schluchzte Sara.

„Ja, das Leben ist eine große Gnade,“ sagte die Kranke, „und ich danke Gott von ganzem Herzen, der mich sicher am Grabesrande vorübergeführt hat.“ Damit faltete sie ihre Hände und schloß, von Schwäche überwältigt, die Augen.

Die Wärterin winkte Sara hinauszugehen.

„Ach Gott, sie stirbt!“ schrie Sara voll neuer Angst. „Ach, Dora, Dora!“

„Nein,“ flüsterte die Frau; „aber sie kann von solcher Aufregung sterben.“ Und dabei faßte sie Saras Hand, die sich ganz traurig hinwegführen ließ.

Die Kräfte der Kranken kamen nur sehr langsam wieder. Sara durfte sie jeden Tag ein Weilchen sehen, nachdem sie feierlich versprochen hatte, recht ruhig zu sein.

Seit einem herzlichen Dankbriefe, den Dora nach Empfang des schönen Christgesenks an Saras Mutter geschrieben hatte, welcher von einem freundlichen Briefchen beantwortet worden war, hatte Dora fast immer einige Zeilen Saras Briefen in die Heimat beigelegt, die stets eine herzliche Beantwortung gefunden hatten, und so war eine Art Vertraulichkeit zwischen der älteren Frau und dem jungen Mädchen entstanden, weshalb erstere jetzt einen um so innigeren Anteil an der Krankheit und der endlichen Genesung Doras nahm.

Eines Tages kam Sara strahlend vor Freude in das Krankenstübchen, wo Dora sich immer noch aufhielt, obgleich sie während des Tages jetzt das Bett mit einem bequemen Lehnstuhl vertauscht hatte.

„Da nimm und lies!“ jauchzte Sara hell auf, ungedenk ihres Versprechens immer ruhig sein zu wollen. „Da nimm und lies!“ und sie reichte Dora einen Brief ihrer Mutter hin.

Die gute Mutter schrieb, nachdem sie ihre Freude über Doras beginnende Genesung ausgesprochen, daß es nach ihrer Ansicht für die junge Kranke jetzt am besten sein würde, wenn diese sich eine Zeit auf dem Lande in gesunder, reiner Luft aufhalten könne, und sie biete dazu ihr Haus mit größter Freude an. Sie wolle die Freundin Saras wie ihr eigen Kind pflegen und alles thun, was zu ihrer Kräftigung und vollständigen Wiederherstellung dienen könne. Wäre Dora jetzt schon zur Reise stark genug, so sei sie ihr jeden Tag willkommen; fühle sie sich aber noch zu schwach, so solle sie zugleich mit ihrer Tochter, welche zu Ende des Monats Juli nach Hause zurückkehre, die Reise machen und dann ihr Haus als ihre Heimat bis zu ihrer Genesung ansehen.

„Willst du, Dora?“ fragte Sara; „nicht wahr, du willst, du gehst mit mir, ich nehme dich mit!“

Dora hielt den Brief in ihren Händen, die noch leise vor Schwäche zitterten. Thränen waren darauf gefallen, die mehr als Worte sagten. Es schien ihr, als sei mit einem Male ein dunkler Vorhang vor ihren Blicken weggezogen und sie sehe in eine sonnig, grüne, heitere Welt hinaus, die ihr bisher verschlossen gewesen. Sie hatte so trübe und bang in die Zukunft geschaut, die bevorstehende Trennung von Sara hatte ihr wehe gethan, sie

hatte gefürchtet, ihrer Tante so lange unthätig zur Last fallen zu müssen, und nun winkte ihr eine liebe Hand, die ihr Erholung, Erquickung und neue Gesundheit zeigte.

Wie gnädig nahm sich Gott der armen Waise an!

Zugleich mit diesem Briefe war ein Schreiben mit derselben freundlichen Einladung für ihre Nichte an die Frau Direktorin angelangt, und auch diese war damit einverstanden.

Die Kräftigung Doras, die ganz abgemattet war, konnte nur eine sehr langsam fortschreitende sein und ging jedenfalls hier, wo sie doch die nötige Pflege nicht haben konnte, viel langsamer von statten als auf dem Lande. Auch verursachte Dora in ihrem jetzigen Zustande ihrer Tante nur Aufswand und Unruhe, ohne ihr im mindesten hilfreich zu sein.

Deshalb nahm sie auch dankbar die freundliche Aufforderung an, hoffend, daß Dora mit Beginn des Winters dann ganz gesund und stark ihrem Berufe sich werde widmen können.

Der Arzt stimmte gleichfalls einem Landaufenthalte bei, vorausgesetzt, sobald Dora kräftig genug zur Reise sein würde.

Und so schwand die Zeit den beiden jungen Mädchen schnell hin in Hoffen und Freuen.

Sara suchte, auf Doras Ermahnungen hin, noch fleißig zu lernen und den letzten Rest der ihr dazu gebliebenen Zeit zu benutzen, obgleich sie jetzt mehr als jemals Not hatte, ihre davonflatternden Gedanken festzuhalten.

Nach einiger Zeit durfte Dora zum ersten Male in den Garten hinführen, und das war ein Festtag, nicht nur für Sara, sondern für die ganze Schule, denn alle hatten das sanfte, blasser Mädchen lieb, wengleich nicht mit jener Liebe, die Sara für sie gefaßt hatte. Und nun jeden Tag und täglich ein Weilchen länger saß Dora unten im Garten zwischen den Beeten und Sommerblumen, oder versuchte auf Saras Arm gestützt langsam in den Gängen auf und nieder zu gehen.

Und endlich rückte der Tag der Abreise heran, mit Herzklopfen und froher Unruhe von Sara begrüßt.

Die beiden Köfferchen waren gepackt, die Mädchen hatten ihre Reiseanzüge angelegt und nahmen Abschied von der Vorsteherin des Instituts, die eine für immer, die andere auf kurze Zeit, die eine blühend und frisch,

glühend in Aufregung wie eine rote Rose, die andere blässer noch in der Erregung des Abschieds, einer halb welken weißen Lilie gleich.

Die Frau Direktorin küßte beide Mädchen zum Abschied und ermahnte Sara, ja nicht das, was sie in diesem Jahre gelernt habe, zu vergessen, wenn der Schulzwang sie nicht mehr binde, sondern sich ferner noch zu üben und das Erlernte fleißig zu wiederholen.

Nachdem dieser feierliche Abschied vorüber, umarmte Sara alle Mädchen der Reihe nach, auch Mademoiselle, der sie schon längst nicht mehr grollte, und dann stiegen beide in den harrenden Wagen, denselben, der Sara vor Jahresfrist, das Herz voll Hoffnung und Erwartung, hierhergeführt.

Und was hatte sie in diesem Jahre gewonnen?

Um die Wahrheit zu gestehen: von den mannigfachen Dingen, die ihr gelehrt worden waren, hatte sich ihr Geist nicht allzuviel zu eigen zu machen gewußt; nur Bruchstücke, Brosamen von dem großen Schatz des Wissenswerten hatte sie behalten, der Schleier, der vor ihrem geistigen Auge die Reichtümer der Gedankenwelt verhüllte, hatte sich nur ein wenig gelüftet; doch wenn ihr Geist also nur geringe Ausbeute aus diesem Jahre des Lernens heimbrachte, so hatte diese Zeit doch ihrem Herzen und Gemüte Schätze zugeführt, die diesen früher fremd gewesen. Durch die Trennung von Heimat und Eltern hatte sie diese erst schätzen gelernt, und die Liebe ihrer Mutter war ihr in ihrer vollen Bedeutung bewußt worden, sie hatte sich selbst beherrschen, sie hatte eine genaue Zeiteinteilung und gewissenhafte Pflichterfüllung kennen gelernt, und vor allem hatte sie in Dora eine Freundin und ein Vorbild gefunden, in dessen Nachstreben sich die edelsten Triebe ihrer Seele, die besten Keime des Guten in ihr mitentwickelt hatten. Sie war eine andere geworden seit einem Jahre, wo sie voll überquellender Lebenslust heiteren Sinnes die Heimat verlassen, im Egoismus ihrer Hoffnungen nur Freuden und Genüsse in der blauen Ferne geträumt hatte, sie hatte die schönste Frauentugend, das Aufgeben und Unterstellen des eigenen Ichs unter die Sorge und die Liebe für ein teures Wesen kennen gelernt, sie hatte Blicke gethan in ernste Lebensverhältnisse und ahnte jetzt, daß dies Dasein nicht nur ein Lustgarten, sondern eine Vorbereitungs- und Prüfungsschule für ein höheres Leben sei.

Trotz alledem hatte Sara sich dennoch ihren heiteren Frohsinn bewahrt, der Kern ihres Wesens war ihr geblieben, nur einige von den Schlacken, die ihn getrübt, hatte sie abgeworfen.

Auf dieser Reise tauschten die beiden jungen Mädchen ihre Rollen. Sara hatte jetzt den mütterlichen Ton angenommen und bewachte und behütete die schwache Dora wie ein krankes Kind. Sie suchte jedes rauhe Lüftchen und jede Unbequemlichkeit von ihr fern zu halten und beobachtete mit angstvollen Blicken die lieben, lieben Züge, ob der Freundin auch das Rütteln und Schaukeln des Wagens oder der Luftzug durch das halb geöffnete Fenster nicht schade.

Endlich hatte man die Station erreicht, und da war Jost mit demselben Korbwagen und demselben Schimmel, der im vorigen Jahre Sara hierhergeführt.

Es war eben wieder Erntezeit, die übrigen Pferde im Felde beschäftigt, auch die Mutter durch häusliche Pflichten verhindert, die Mädchen abzuholen.

„Jost, lieber Jost!“ rief Sara fröhlich, „da sind wir! Wie geht es dir, wie geht es euch allen? Was machen Vater und Mutter und die beiden Kleinen?“

„Alles gut, alles wohl!“ sagte Jost, der ganz verwundert das junge Mädchen ansah, das so viel größer und schlanker und so viel herzlicher seit einem Jahre geworden war.

„Und hier,“ fuhr Sara eifrig fort, „bringe ich meine liebe Freundin mit, die ist krank gewesen und soll in unseren Bergen gesund werden. Und, lieber Jost, sei recht vorsichtig bei holperigen Stellen am Wege, denn sie ist noch sehr schwach.“

Jost rückte seine Mütze und nickte Dora zu und half den beiden Mädchen in den kleinen Wagen. Und dann zog der Schimmel an und trabte lustig dahin, so lange bis der Weg anstieg und höher und höher ins grüne Gebirge hinaufführte.

Da rollte das Wäglein langsamer, und Sara hatte Zeit, rechts und links hinausdeutend, Dora die Gegend zu erklären.

Immer frischer und reiner und würziger zogen die Lüfte daher und koseten lau und lind um Doras bleiche Wangen. Voll Entzücken schaute sie sich um, wie die Gegend immer schöner und malerischer wurde und die Berge immer grüner und majestätischer vor ihr aufstiegen.

„Liebste Dora,“ rief Sara aus, „du bekommst rote Bäckchen, du siehst jetzt schon ganz anders aus als in der Stadt drinnen.“

„Das macht die Freude an Gottes schöner Welt und der frohe Dank

meines Herzens, daß er mir gestattet, so viel Herrliches zu sehen!“ sagte Dora und drückte zärtlich Saras Hand in der ihren.

Und endlich, da winkte von fern das alte, liebe Vaterhaus in seiner Hülle von Weinlaub und Kletterrosen; dort die große Scheune mit dem Storchnest auf und den Schwalbennestern unterm Dache, die Thore weit geöffnet, um den hereinströmenden Erntesegen zu empfangen; und endlich unter dem Hofthor, neben dem voll hereinschwankenden Erntewagen, stand die liebe bekannte Gestalt der Mutter, welche dem heranrollenden Wäglein entgegenschaute, bereit, ihre Arme den Ankommenden entgegenzubreiten und ihr gutes Herz übertoll von mütterlicher Zärtlichkeit und von Teilnahme und Güte für die Waise.

Und in wenigen Minuten befand sich Sara wieder in der eigentlichen Heimat, in dem alten, traulichen Familienzimmer, durch dessen Fenster Weinranken und Rosen hereinickten; mit tausend Freuden und Liebkosungen von Vater und Mutter willkommen geheißen, unjauchzt von den kleinen Geschwistern.

Und alles lag und stand da noch auf dem alten bekannten Platze, die Uhr tickte wie sonst; Sara hätte denken können, das Jahr in der Pension sei nur der Traum einer Nacht gewesen, wären nicht Annchen und der kleine Hans größer geworden und sie selbst eine andere als vor einem Jahre.

Dora war mitten in dem fröhlichen Familienkreise aufgenommen, nicht wie eine Fremde, sondern ebenfalls wie ein Liebes, aus der Fremde heimgekehrtes Kind.

„Doch vor allem bedarf Dora jetzt der Ruhe,“ sagte die besorgte Mutter, nachdem sich der Freudenrausch ein wenig gelegt hatte, und damit nahm sie ihr klapperndes Schlüsselbund und eilte aus dem Zimmer und die Treppe hinauf.

„Eure Stübchen sind hier oben,“ rief sie den nachfolgenden Mädchen zu, und als diese die Treppe hinaufgestiegen waren, sahen sie auch schon die weit zum Empfange geöffneten, nebeneinander befindlichen Thüren.

„Dies hier ist Doras,“ sagte die Mutter und nahm des jungen Mädchens Hand, sie in den für sie bestimmten Raum führend.

Ein Freudenruf entfuhr Doras Lippen. Durch das offen stehende Fenster bot sich ihr, wie in einem Rahmen gehalten, das herrlichste Bild. Im Vordergrund der im Sonnenschmuck prangende Garten, weiterhin goldglänzende Saatsfelder, und im Hintergrunde hoben sich terrassenförmig die

grünen, sonnenbeglänzten Berge. Weiße Gardinen umwallten das Fenster und das schneeig bezogene Bett. Ein hübsches Sofa, ein Schreibtisch, Spiegel, Wäsche- und Kleiderschrank waren geschmackvoll an den hell tapezierten Wänden aufgestellt; in die Nähe des Fensters aber war ein weicher, bequemer Lehnstuhl so gerollt, daß man auf ihm ruhend das ganze schöne Bild draußen vor Augen hatte.

„Und hier soll ich wohnen?“ rief Dora fast ungläubig aus.

„Ja, und bald kräftig und frisch werden,“ nickte die Hausfrau und klopfte des jungen Mädchens bleiche, magere Wange.

Da kam Sara aus dem Nebenzimmer hereingeflattert.

„Nun,“ fragte die Mutter, „hast du dein altes Nestchen wiedergefunden?“

„Ach, Herzensmütterchen,“ jubelte Sara, „wie hast du das alles so hübsch gemacht! So nebeneinander; wie wollen wir hier froh zusammen sein. Nicht wahr, liebe, liebe Dora?“

Mütterchen griff aber schon wieder nach dem Schlüsselbunde. „Kinderchen, ich habe heute noch alle Hände voll zu thun. Sie, liebe Dora, setzen sich ganz ruhig in den Lehnstuhl, Sara wird auspacken, einräumen und die Sorge für unsern lieben Gast übernehmen. Nicht wahr, Sara?“

„Wie soll ich Ihnen danken für so viel Güte?“ rief Dora und umarmte die gute Frau, die in herzlich schlichter Weise ohne Prunk ihre Wohlthaten spendete und dem mütterlosen Mädchen das Bild der verlorenen Mutter wachrief.

Hastig wehrte sie allen Dank ab, und bald waren ihre fleißigen Hände wieder in dem großen Haushalt, dessen Oberleitung sie führte, thätig.

Als Dora am nächsten Morgen erwachte, stand Sara schon vor ihrem Bett.

„Wie froh bin ich, daß du aufwachst,“ rief sie, „ich muß mit dir plaudern. Wie geht dir's, wie hast du geschlafen?“

Dora hatte prächtig geschlafen.

„Sara,“ sagte sie, indem sie ihren Blick in die im Morgenschimmer leuchtende Landschaft schweifen ließ, „mir ist, als ob ich gestorben gewesen und in den Himmel gekommen wäre und hätte meine Mutter wiedergesehen. Ich fühle keinen Schmerz mehr, mir ist so leicht und fröhlich zu Mute.“

Bald waren beide fertig und für den ersten Ausgang gerüstet, der sich diesmal freilich nicht viel über die Grenze des ziemlich umfangreichen Gartens

ausdehnte. Doch täglich ging es dann ein Stückchen weiter, in die Felder und Wiesen hinaus oder durch das seitwärts vom Gute gelegene Dorf, wo Sara eine Menge alte Bekannte zu besuchen hatte. Sie sahen den Mähern und Garbenbindern zu, banden Sträuße und Kränze, und gewöhnlich führte jedes der jungen Mädchen eines der Kleinen an der Hand, deren Herzen Dora längst gewonnen hatte.

Endlich konnte man schon Ausflüge in die nächstgelegenen Berge machen, wo sich herrliche Aussichtspunkte in Menge boten und Doras Seele in Entzücken schwelgte. Es waren die ersten Tage reinen, frohen Genießens nach langen Nächten voll Kummer, Harm und Entbehrungen. Und die kräftige Milch, die reine Luft, die Ruhe und besonders die Liebe, die sie umgab, thaten Wunder an Dora. Ihre bleichen, eingefallenen Wangen färbten und rundeten sich wieder, ihr Gang und ihre Haltung wurden elastischer. Da die Gegend hoch lag, so war die Luft rein und die Hitze nie drückend, während die Berge, welche sich ringsher schützend gelagert hatten, die rauhen Nord- und Ostwinde abhielten, so daß Dora täglich in der freien Luft sich aufhalten konnte.

Als sie sich wieder kräftiger fühlte, sehnte sie sich nach Thätigkeit, und da es in dem wohlgeordneten Hausstand nicht Beschäftigung für sie gab, so ließ sie Sara ihre Bücher und Hefte aus der Pension hervorsuchen und sagte: „Komm, wir wollen durchgehen, was du gelernt hast und wo möglich noch etwas dazu lernen, ehe alles wieder davonslattert.“ Und beide lasen, schrieben, zeichneten zusammen, sie spielten auf dem alten Klavier, welches in der großen Stube stand und freilich ein wenig verstimmt war.

Die Felder waren abgeerntet und zum Teil frisch geackert, einzelne gelbe und rote Blätter flogen als Herbstvorbote schon in den Lüften, es kamen für den Landwirt schon ruhigere Tage, — die Ernte war geborgen.

Vater und Mutter nahmen öfters an den Ausflügen in die Umgegend teil; man unternahm auch zuweilen zu Wagen weitere Partien ins Gebirge, wo sich für Dora eine neue Welt voll Herrlichkeit aufthat.

Und doch hinter all diesen schönen Tagen stand ein Tag des Abschieds, der Trennung, des Endes dieser sonnigen Zeit, ein Beginn des Zurückkehrens ins Dunkel freudloser, aufreibender Mühlen!

„Mir ist, als ob Dora schon ganz zu uns gehörte, als ob sie ein Teil unserer Familie wäre. Was soll mir mit Sara werden, wenn sie wieder fortgeht?“ sagte der Vater einst.

„Und aus den Kleinen?“ fragte die Mutter; „die hängen mit Leib und Leben an ihr, sie ist wie ihr Schutzengel; ich habe jetzt nie mehr Angst, daß ihnen ein Unglück zustossen könne, und spielend lehrt sie ihnen so manches; sie sind auch viel artiger, seit Dora hier ist.“

„Und wann muß sie wieder fortgehen?“ fragte der Vater.

Ja wann? Mutterchen wußte das selbst nicht. Niemand hatte noch davon gesprochen.

„Ich denke, wenn sie ganz gesund ist,“ meinte sie endlich nachdenklich.

„Und muß sie denn überhaupt wieder fortgehen?“

Das war eine Frage, an die noch niemand gedacht hatte.

Mußte sie denn überhaupt wieder fortgehen, — fortgehen, wo sie Liebe, Heimat, Eltern und Geschwister gefunden hatte, wo ihr Körper Genesung und Kraft und ihr Geist neue Frische und Freudigkeit gewonnen, wo sie still und anspruchslos wie ein guter Hausgeist waltete, jedem freundlich zur Hand ging, wenn man ihrer Hilfe bedurfte, Saras ungestümes Temperament mit liebevollem Ernst zu zügeln verstand, der vielbeschäftigten Hausfrau die Sorge für ihre Kleinen abnahm, ihnen Mutter und Lehrerin zugleich war?

Alle hatten nur ein Gefühl: daß sie Dora nicht mehr vermissen und sich nicht mehr von ihr trennen konnten.

Und einst, während der Dämmerstunde, da Mutterchen und Dora plaudernd nebeneinander auf dem großen bequemen Sofa im Wohnzimmer saßen, jede eines der Kleinen auf dem Schoß und Sara nebenan auf dem Klavier ihre kleinen Stücke durchübte, da glaubte die Mutter, es sei die rechte Stunde für die wichtige Frage: „Muß es denn sein?“ gekommen. Dora erschrak beinahe; sie selbst hatte noch nie an die glückliche Möglichkeit gedacht, die hier plötzlich vor ihr aufstieg; nur längst schon war sie sich des innigen Gefühls bewußt gewesen, welches ihr Herz mit allen Fasern an diese einfach guten Menschen band; mit dumpfem Bangen hatte sie den Tag der Trennung von ihnen, des Abschiedes von Sara herannahen sehen.

Aber Pflichten banden sie auch an ihre Tante, die seit Jahren ihre kranke Mutter unterstützt, sie selbst hatte unterrichten lassen und nun ihre Hilfe als Lehrerin an ihrem Institute erwartete.

Ein Kampf erhob sich in ihrem Herzen und unfähig, sofort zu entscheiden, brach sie in Thränen aus und schlang ihren Arm um den Hals der mütterlichen Freundin.

„Sie möchte gern bei uns bleiben,“ sagte die Mutter später zu ihrem

Manne, als sie allein waren; „aber Pflichten der Dankbarkeit binden sie an ihre Tante, die sie bei ihrer Erziehung unterstützt hat und der sie nun eine Hilfe sein möchte.“

„Das ist brav von ihr,“ meinte der Vater; „aber ihre Tante wird nicht selbstüchtig genug sein, um diesen Tribut der Dankbarkeit zu verlangen, wenn er auf Kosten der Gesundheit, vielleicht des Lebens gegeben werden muß. Hier in unserer herrlichen Luft, bei mäßiger Beschäftigung, als Saras Freundin, als Lehrerin der Kleinen und zuweilen als deine Gehilfin, kann sich ihr zarter Organismus, der vielleicht durch frühe Entbehrungen und Kummer geschwächt ist, stärken und ihre Gesundheit eine dauerhafte werden, während, wenn sie jetzt schon an die anstrengenden Pflichten einer Klassenlehrerin gebannt wird, viele Stunden des Tages unterrichten muß, ohne die notwendige Erholung, vielleicht ein siecher Körper oder ein früher Tod ihr zu teil werden kann.“

„Dann behalten wir sie hier, nicht nur um unserer, sondern um ihretwillen!“ rief die Mutter erschrocken.

„Ich werde an die Tante schreiben,“ fuhr der Vater fort; „doch nein,“ verbesserte er sich, „ich werde selbst in die Stadt reisen, da es mir meine Zeit jetzt erlaubt, und mit der Tante selbst und dem Arzte, der sie behandelt hat, sprechen. Ich kenne die alte Dame, sie hat einen guten Kern in einer rauhen Schale. Gewiß wird sie das liebe Mädchen nicht ihrem Interesse opfern wollen. Übrigens mag sich Dora nur erst vorläufig einige Jahre bei uns erholen, der Weg zu ihrer Tante, im Fall sie diese später nötig brauchen sollte, ist ihr ja nicht abgeschnitten. Bist du damit einverstanden?“

„Am liebsten möchte ich sie aber für immer um mich haben,“ meinte Mutterchen kopfschüttelnd.

„Nun, überlaß die Zukunft dem lieben Gott und laß mich vorläufig nach der Stadt reisen und mit der Frau Direktorin sprechen.“

Mit diesem Trost gab sich Mutterchen zufrieden.

Und welche Nachricht brachte der Vater aus der Stadt den harrenden Seinen mit?

„Dora bleibt bei uns! — Nun, habe ich meine Sache gut gemacht? Der Arzt war ganz meiner Ansicht, daß ihre Gesundheit der Schonung und vieler frischer Luft bedarf, um zu erstarren; und unseren vereinten Vorstellungen fügte sich die Tante, mit dem Wunsche, daß sich Dora in unserem

Hause wohl fühlen, daß sie bald ganz gesunden möge, und mit der Versicherung, daß ihrer Nichte ihr Haus zu jeder Zeit offen stehe, wenn sie dahin zurückkehren wolle.“

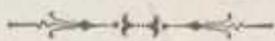
„So zürnt sie mir nicht?“ fragte Dora. „O, wie gütig ist sie doch, obgleich sie mir manchmal hart und kalt erschien.“

Bald fielen die letzten Blätter, und die letzten Asters und Monatsrosen im Garten senkten unter den ersten Nachtfrosten ihre Köpfschen; die Schwalben, Stare und Störche hatten sich aufgemacht und waren über die Berge davongeflogen, nur die Spazierer trieben sich noch nach wie vor im Hofe umher, und Rotkehlchen pickten an den Ebereschen, die blutrot von den Bergabhängen herabschimmerten.

Aber den durch glückliche Familienbände und herzliche Freundschaft Vereinten bangte beim Scheiden der Sommertage nicht, der Winter brachte ihnen nur ein innigeres Beisammenleben, und wie schön war der Winter mit seiner krystallinen Herrlichkeit inmitten der stillen Bergeinsamkeit!

Und noch mancher Winter und manchen neu knospenden Lenz verlebte Dora in der lieben, neuen Heimat, niemand dachte mehr an ein Trennen; die zarte, aus ihrem Mutterboden herausgerissene Blume hatte feste Wurzeln in dem neuen Heimatsgarten getrieben, von Liebe gepflegt und Liebespendend.

Gewiß hatten die Eltern niemals Ursache zu bereuen, daß sie Sara ein Jahr lang in die große Stadt in Pension gegeben hatten; indessen der liebste Gewinn, den sie aus derselben mit in die Heimat gebracht, war und blieb ihnen ihre liebe Pflgetochter Dora.



Sante Veronika.

(Mit Bild.)

Fünzig Schritte vor dem Stadthor lag ein hübscher, großer Garten, der von einer grün angestrichenen Holzwand umgeben war. Darüber hinaus ragten die Wipfel der Obstbäume, und im Hintergrunde konnte man den Giebel eines kleinen Hauses schimmern sehen. Das Gartenthor war gewöhnlich verschlossen, und wenn man die Glocke zog, so kam eine alte,

grauhaarige Magd, um zu öffnen. Aber selten nur ward die Glocke gezogen, und daher war der Draht rostig geworden, und das Glöcklein gab einen gar eigenen heiseren Laut von sich.

Aber der Garten hinter der grünen Wand war sorglich und kunstvoll gepflegt. Die Beete standen gedrängt voll der schönsten Blumen, und wenn die Leute des Sommerabends draußen vorübergingen, so kamen im Windhauch die köstlichsten Blumengerüche aus dem einsamen Garten gezogen. Die Besitzerin dieses Grundstücks, ein ältliches Fräulein, verließ ihre Wohnung nur selten, häufiger sah man ein junges Mädchen aus der grünen Pforte treten und den Weg nach der Stadt nehmen.

An einem schönen Juliabende wandelte eine lange, schlanke Gestalt langsam und schweigend zwischen den üppigblühenden Beeten des Gartens umher. Sie trug ein dunkles, einfaches Kleid, und ihr bleiches Gesicht umschloß ein schlichtes, weißes Häubchen. Aber dieses bleiche Gesicht schien von einem stillen Frieden verklärt, diese alternden Züge hätte man schön nennen können, die Stirn war weiß und glatt, und die dunklen Augen hatten einen sanften und wohlthuenden Glanz. Oft hemmte sie ihre Schritte, beugte sich zu den Blumen nieder, pflückte die welken Blätter, band die hängenden Zweige auf und über sah die ganze dufende, blühende Schöpfung mit einem stillzufriedenen, heiteren Lächeln. Als der Abend tiefer schattete, setzte sie sich unfern des kleinen mit Weinreben und Geißblatt umrankten Häuschens auf eine Rasenbank nieder, ihre Mienen wurden ernster und träumerischer und schienen nach und nach von einer tiefen Traurigkeit überschattet.

Da hörte man aus dem offenen Fenster des nahen Hauses die Töne eines Klaviers. Es waren wohlgeübte Finger, die da über die Tasten glitten, aber die Weise war ernst und schwermütig. Die einsame Zuhörerin verlor keine Note, die Töne gingen in eine heitere Melodie über und verklangen endlich in lustig hüpfenden Trillern.

„Seltsames Kind! wie launenhaft sie ist, aber dabei so liebenswürdig, so unschuldig, so gut,“ flüsterte sie leise für sich und fuhr fort, indem der Ausdruck der wärmsten, innigsten Liebe ihr Antlitz verklärte: „Ja, mein Kind, es muß sein, dein Wohl will es, du bist nicht glücklich hier; aber mein Herz, wie wird es das ertragen?“

Drinne im Stübchen, das gar traulich und wohnlich und blumengeschmückt dem Eintretenden entgegenlachte, saß ein blondes Mädchen am Klavier, die kaum fünfzehn Jahre zu sein schien. Sie hatte eine Hand in

den Schoß sinken lassen und schlug mit der andern nur einzelne Akkorde einer Melodie an, die sie leise für sich sumnte. Ein Stickerahmen stand am Fenster auf einem Nähtisch, aufgeschlagene Bücher lagen auf einem andern Tisch und halbbeschriebene Bogen Papier.

Die alte Dienerin trat ins Zimmer und brachte einen Leuchter mit brennender Kerze, den sie auf den Rand des Klaviers setzte. Aber das junge Mädchen sprang ärgerlich auf und blies das Licht aus.

„Ich habe kein Licht bestellt, Susanne!“ sagte sie, „ich brauche ja kein Licht, wozu denn? Ich will zu Bett gehen, denn ich bin müde.“

„Müde, wovon denn?“ fragte die Alte, indem sie sich auf einen Stuhl neben der Thür setzte. „Der Abend ist so schön, die Tante ist noch draußen, wollen Sie nicht ein Viertelstündchen nach dem Garten gehen?“

Das Mädchen seufzte und trat ans offene Fenster, durch welches die Düste von Rosen und Reseda ihr entgegenströmten. Die Blumen neigten sich leise wogend im lauen Abendwind, einzelne Vogelstimmen klangen noch aus den Baumkronen. Sie fühlte wohl die Schönheiten dieses köstlichen Abends, aber nur undeutlich und wie durch einen verhüllenden Schleier. Isidorens Gemüt war empfänglich für alles Schöne, poetisch und zartempfindend. Aber zuweilen breitete sich ein Unmut über ihr Wesen aus, eine Mißstimmung und Unzufriedenheit, die, wie trübe Nebel die strahlende Sonne, ihr schönes, reiches Innere verhüllte.

Die alte Dienerin, die oft schon von solchen Launen gelitten, ging hinaus. Es war finster im Zimmer. Isidore stand immer noch am Fenster und blickte nach den Blumenbeeten hinaus.

Endlich drehte sie sich schnell um, suchte nach dem Feuerzeug, brannte das Licht an und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben, und in folgenden Zeilen, die für ihre Freundin bestimmt waren, goß sie die trübe Stimmung, die sich ihrer bemächtigt hatte, aus:

Den 10. Juli.

„Liebe, glückliche Ottilie!

Ja, glücklich bist Du, und ich gönne Dir Dein Glück von Herzen, aber wenn ich Dein Los mit dem meinen vergleiche, so fühle ich doppelt, wie unglücklich ich bin. Ach, mein Leben ist doch gar zu einsam, zu langweilig und wechsellos. Ich bin ja auch jung wie Du und möchte unter jungen und frohen Herzen leben, die so wie ich fühlen und empfinden. Die Tante hat mich so lieb und erfüllt jeden meiner Wünsche, aber die Einsamkeit, in

der sie lebt und in der ich mit ihr leben muß, kann ich nicht ertragen. Sie hat mit dem Leben abgeschlossen, und ich fange erst an zu leben. — — —

Leise öffnete sich die Thüre, und die Tante in ihrem dunklen Kleid, mit dem freundlich bleichen Gesicht trat ins Zimmer.

Isidore war betroffen, sie legte die Feder weg und schlug das Blatt, auf dem sie schrieb, um. Die Tante bemerkte die Verlegenheit Isidorens nicht, sie war bewegt, und als sie sprach, hörte man ein leises Zittern in ihrer Stimme. „Isidore,“ sagte sie, indem sie auf das kleine Sofa ihrer Nichte gegenüber sank, „komm' her, mein Kind, ich will dir etwas mitteilen.“

Isidore stand auf und setzte sich neben ihre Tante. Liebkosend legte diese ihre Hand auf den blonden Scheitel und sah ihr lächelnd in das junge Antlitz. „Mein Kind,“ sagte sie, „ich habe eben einen Plan für dich gemacht. Du bist nun fünfzehn Jahre gewesen; seit deinen frühesten Jahren warst du bei mir, du warst mein Kind, meine Freude, mein erstes Glück, das ich auf dieser Welt gekannt habe. Aber du wirst nicht immer bei mir bleiben können, denn du bist nicht mein, sondern mir nur geliehen. Dein Vater wird eines Tages kommen und dich von mir fordern. Und dann möchte ich dich gern so vollendet, so vollkommen wie möglich ihm übergeben! Deshalb muß ich mich von dir trennen, du sollst ein Institut besuchen, unter andern Menschen leben und die Welt kennen lernen, die hinter unserer grünen Gartenwand und unserer kleinen Vaterstadt liegt.“

Die Tante brach ab, der Gedanke einer Trennung von ihrem Liebling that ihr so weh. Isidore hätte auffauchzen mögen in ihrem tiefsten Innern; ihren sehnlichsten, langgehegten Wunsch hatte die Tante ausgesprochen. Aber, wie sie ihn aussprach mit der traurigen, sanften Stimme, mit den feuchten Augen, mit der schmerzlichen Miene! Isidore jauchzte nicht, sie legte ihr Haupt leise an die Schulter der Tante, Thränen entströmten ihren Augen. Sie fühlte plötzlich, wie lieb ihr diese bleiche Frau, daß sie ihr das Nächste und Liebste auf der Welt war, denn ihren Vater kannte sie nicht, und das Bild ihrer Mutter war Staub geworden, ehe sie denken gelernt hatte.

Aber die Tante schüttelte ihre Wehmut von sich. Sie versuchte zu lächeln und sprach ganz praktisch und vernünftig von der Notwendigkeit dieser Trennung, von den vielen Dingen, die Isidore noch in der Pension lernen müsse, wozu diese kleine Stadt keinen geeigneten Lehrer bieten konnte, von dem schönen Zusammenleben mit Mädchen ihres Alters und besonders mit

Ottilien, ihrer Freundin, denn in eben diese Pension, wo sich Ottilie seit einigen Monaten befand, beabsichtigte sie ihre Nichte zu schicken. Nun hielt Isidore auch nicht länger ihre Freude zurück. Sie lachte unter Thränen, küßte die lieben Hände der Tante, machte allerhand Pläne und konnte es kaum erwarten, bis die Stunde schlug, die sie aus dem einsamen Heimats-
hause in eine neue, schöne, lustige Welt führen würde.

Diese Freude that der Tante gewiß wehe, denn hatte sie auch oft Isidorens Traurigkeit bemerkt und aus vielem geschlossen, daß dem heiteren Mädchen die einfache Lebensart nicht länger behagen wolle, so hatte sie doch geglaubt, daß das Herz ihrer Pflögetochter, welches sie mit der ganzen Liebe ihres verwaisten Herzens umschlungen hielt, auch einigermaßen mit dem ihrigen verwachsen und verwebt sei.

Sie hatte schon öfters Pläne gemacht, Isidore zu Liebe ihre Lebensgewohnheiten zu ändern, mehr in und mit der Welt zu leben, Reisen zu machen, aber dieser kleine stille Raum, wo sie wohnte, diese abgeschlossene Lebensart, dieses stille, beschauliche Dasein war ihr zu sehr Gewohnheit geworden, um es aufgeben zu können, und andererseits glaubte sie auch, ihren Zweck besser erreichen zu können, wenn sie sich einige Zeit ganz von ihrer Nichte trennte, diese einer andern kräftigen Leitung, ganz neuen Einflüssen überließ, und so war der Plan, den sie eben Isidore mitgeteilt, in ihr zur Reife gediehen.

Die Tante stand auf, nachdem sie einige Zeit schweigend Isidorens Plaudern zugehört hatte, sie küßte die Stirn des jungen Mädchens und zerdrückte die Thräne in ihren Augen. Isidore umschlang ihre Tante und rief mit freudiger Rührung: „Tante Veronika, wie gut, wie liebevoll bist du, könnte ich dir doch deine Liebe vergelten!“

Tante Veronika war in ihr Schlafzimmer gegangen, und Isidore war wieder allein. Sie dachte nicht an Schlaf, ihr Herz pochte in freudiger Wallung, sie dachte an die nahe glückliche Zukunft, und das Bild der Tante, die mit so schwerem Herzen das Opfer der Trennung brachte, verschwand bei diesen frohen Plänen. Sie setzte sich nieder und schrieb den unterbrochenen Brief weiter:

„Welche Veränderung, Ottilie, seit einer Stunde, wo ich diesen Brief zu schreiben begonnen! Alles ist nun anders, mein heißester Wunsch, den ich freilich aus Schonung für Tante Veronika nie auszusprechen wagte, soll mir erfüllt werden. Ich soll dieses einsame Gartenhaus verlassen, in die schöne,

große Stadt kommen, wo Du jetzt bist, kurzum die Tante will mich in dieselbe Pension thun, wo Du bist! Und das alles so schnell, so unerwartet; eben als ich so recht verstimmt und traurig über mein Leben nachdachte, kommt die Tante und teilt mir ihren Entschluß mit. Die arme Tante, sie war traurig, als sie von der Trennung sprach, auch ich mußte weinen, denn sie ist wirklich recht gut, und ich habe sie auch von Herzen lieb. Aber die Freude überwindet alle Trauer, o, wie freue ich mich! Bald werde ich abreisen, wenn meine neuen Kleider fertig sind, dann komme ich zu Dir, ich werde mit Dir in einem Zimmer wohnen, nicht wahr? Wir werden zusammen lesen, musizieren, singen, lernen, o, wie freue ich mich! Nun fühle ich erst, welch trauriges Leben ich bis jetzt gelebt habe. Aber weißt Du auch, daß ich nicht immer bei Tante Veronika bleiben werde? Mein Vater wird mich einst abholen und wieder mit sich nehmen. Er ist jetzt weit von hier, wir haben lange, lange keinen Brief mehr von ihm bekommen. Ich kenne meinen Vater gar nicht. Das ist ein recht trauriges Gefühl, einen Vater zu haben, den man nicht kennt. Und meine Mutter? Wir haben ein schönes Bild von ihr, welches im Zimmer meiner Tante hängt. Sie steht oft vor diesem Bilde und hat Thränen im Auge. Aber sie erzählt mir nie etwas aus ihrer Vergangenheit. Ich glaube, sie hat viel Schlimmes erlebt, sonst würde sie nicht so menschenscheu sein und so einsam leben. Wir gehen manchmal zusammen nach dem Gottesacker, da ist ein Grab, unter dem meine Mutter schläft, das ist so dicht mit weichem, grünen Rasen bewachsen, ich lehne dann meine Wange an das sanfte Grün und meine, eine weiche Hand streichelt und liebkost mich.

Aber wie bin ich doch so traurig wieder geworden und wollte doch heiter sein? Mein Herz ist wirklich wie ein Apriltag. Aber es ist schon Nacht geworden, und ich bin müde. Antworte mir bald und sage mir, daß Du Dich mit mir freust.

Deine

Jsidore."

Den 24. Juli.

„Liebe Ottilie!

Habe Dank für die freudige Eile, mit welcher Du meinen Brief beantwortet hast. Du zählst die Stunden bis zu meiner Ankunft. Ach, zähle nicht mehr, Du könntest des Zählens müde werden. Der kurze Sonnenschein ist abermals für Deine Jsidore vorüber, eine große, dunkle

Wolke steht davor, diese Wolke, nun sie heißt: Krankheit. Nicht wahr, ein häßliches Wort! Wie es meine Hoffnungen in die Ferne hinausgeschoben oder wohl gar vereitelt hat! Tante Veronika ist krank, ach so krank, daß ich fürchte, es können viele Wochen, wohl Monate vergehen, ehe sie genesen wird und ich an eine Abreise denken kann. Susanne ist eigentlich die Pflegerin der Tante, aber ich muß doch natürlich das unerfreuliche Amt einer Krankenpflegerin mit ihr teilen. Ach, nun ist es erst recht still und traurig bei uns! Die Tante ist zwar ganz geduldig und sanft, sie erträgt alle Schmerzen ohne Klagen. Ich glaube, ich würde ganz anders lamentieren, wenn ich statt ihrer daliegen sollte. Sa, wir Menschen sind einmal so verschieden. Ist es meine Schuld, daß ich die Geduld der Tante Veronika nicht geerbt habe? Denke Dir die schönen neuen Kleider, der herrlichste Hut ist fertig für mich, alles liegt da zum Einpacken bereit. Zwei ganz prächtige Koffer hat mir die Tante machen lassen, inwendig mit Fächern für Kragen, Hüte, Kleider; man kann sich nichts Hübscheres denken. Oben drauf sind Metallplättchen, auf denen mein Name steht. Nun, die Koffer stehen da, wann werde ich sie benutzen können? Ist es nicht zum Verzweifeln? Ich kann niemandem mein Herz ausschütten, als Dir, denn die Tante darf ich doch nicht merken lassen, daß der Aufschub der Abreise mir so viel Ärger macht. Und die Susanne! nein, Du glaubst nicht, wie die Susanne unausstehlich ist. Sie hat gehört, daß ich, als die Koffer kamen, meinem Unmut Luft machte, daß ich nicht fort kam, da hat sie mich angesehen mit einem Blick, der mehr sagte als eine Flut von Vorwürfen. Das thut sie stets, wenn ich etwas sage oder thue, was ihr nicht ansteht. Laut zu sagen wagt sie freilich ihre Ansichten nicht, aber sie redet mit den Augen. Sie ist allerdings schon sehr alt, denke Dir, sie hat die Tante als Kind auf den Armen getragen und meine selige Mutter und auch mich. „Einer so alten Dienerin muß man viel nachsehen,“ sagt die Tante immer.

Horch, da rief die Tante meinen Namen, sie ist aufgewacht. Susanne ist nach der Apotheke gegangen. Lebe wohl, schreibe bald einige tröstende Worte

Deiner

Isidore."

Den 8. August.

„Liebe Ottilie!

Es sind mehrere Wochen verflossen, seitdem ich Deine Antwort, die so freundlich und trostvoll war, erhalten habe. Ach, recht trübe Wochen sind verflossen. Tante Beronika ist noch immer krank, kränker als je, sie hat eine Herzkrankheit, die sehr langwierig und schmerzhaft sein soll. Sie stöhnt oft auf, daß es einem selbst wehe und angst wird, oft preßt sie ihre Lippen und Zähne aneinander, um die Schmerzenslaute zu verbeißen. Susanne weicht nicht von dem Bette der Tante. Sie hat so eine eigene Art, im Krankenzimmer zu walten. Alles, was sie sagt und thut, ist so leise und sanft, wie legt sie die Kissen so bequem zurecht und reicht so sorgsam die Medizin, wie tröstet sie die arme Tante mit so einfachen und frommen Worten, und wie dankbar lächelt ihr dann die Tante entgegen. Glaube mir, ich stehe oft ganz beschämt von ferne und sehe ihr zu. Und wenn ich sie dann ablöse, wenn sie im Hause zu thun hat, so komme ich mir ganz unbeschreiblich tölpisch und ungeschickt vor. Bald lasse ich den Löffel fallen, daß die Tante hoch emporschrickt, oder ich verschütte Arznei, oder wenn ich die Tante aufrichten will im Bette, dann fasse ich sie zu derb an und mache ihr Schmerz. Sie beklagt sich zwar nie über mein Ungeschick, aber ich fühle doch, daß sie froh ist, wenn Susanne wieder bei ihr ist. Das kränkt mich dann, und ich könnte oft weinen. Man bekommt überhaupt so ganz eigene Gedanken, wenn man täglich in einem Krankenzimmer zu thun hat. Anfangs verging kein Tag, wo ich nicht mit Thränen vor meinem neuen Koffer stand und meine schönen Kleider betrachtete oder den hübschen Hut ausprobierte. Da dachte ich bloß an mich und beklagte mich und weinte über mich. Jetzt gehe ich nur selten mehr in die Kammer, wo alle diese Sachen aufgehoben sind. Die Tante dauert mich, sie hat so viel zu leiden, und ich bin gesund und jung. Es kommt mir recht selbstüchtig vor, daß ich diese Krankheit der Tante nur immer in Bezug auf mich beklagt und beweint habe. —

Susanne bleibt jede Nacht bei der Tante, sie geht gar nicht mehr zu Bett, trotz aller Bitten der Tante. Ich bot mich neulich an, statt ihrer zu wachen, da sagte die alte Susanne: „Legen Sie sich nur ruhig nieder, ich kann schon noch einige Nachtwachen vertragen, was man gerne thut, fällt einem nicht schwer.“ Dabei sah sie mich an mit einem Blick; nun ich habe Dir schon von diesem Blick erzählt. Ich ärgerte mich über mich selbst, denn ich wurde blutrot. Ich thue also nicht gern, was ich für andere

thue? — Und deshalb wird es mir so schwer. Es ist doch auch etwas ganz Eigenes, etwas für andere zu thun, und es gerne und freudig zu thun. Bei diesen Gedanken, die mich ganz plötzlich bei Susannens Worten bestürmten und mir das Blut in die Wangen trieben, war es mir, als sähe ich in eine ganz neue Welt hinein. Als ahnte ich eine Art Glück, welches mir bis jetzt ganz fremd gewesen. Um meine Verlegenheit vor Susannen zu verbergen, bestand ich aber hartnäckig auf meinem Willen, bei der Tante zu wachen. Ich fing endlich an zu weinen, als Susanne bei ihrer Weigerung beharrte, aber ich weinte so laut, daß die arme Tante davon erwachte. Sie war erschrocken und fragte, warum ich weine. Als ich ihr die Ursache gesagt hatte, drückte sie mir die Hände und sah mich so zärtlich und dankbar an. Ach, die gute Tante! Ich hatte ja eigentlich nicht aus lauter Liebe zu ihr, sondern aus Trotz und Ärger gegen Susannen so auf meinem Willen bestanden! Nun ruhte ich nicht eher, bis sich Susanne zu Bett legte. Dann setzte ich mich in den großen Lehnstuhl neben das Bett der Tante, legte die Uhr neben die Arzneiflasche, um ja die Stunde des Eingebens nicht zu versäumen. Dann las ich beim Schimmer der Nachtlampe in dem Gebetbuche der Tante, welches sie stets auf ihrem Nachttisch liegen hat. Da kamen nun allerlei seltsame Gedanken über mich. Die Tante lag so bleich und still neben mir, sie glich ganz einer Leiche. Ich dachte daran, daß sie sterben könnte, wie verlassen wäre ich dann! Wie viel Liebes hat sie mir nicht in meinem Leben schon erwiesen, und was habe ich ihr denn gethan? Tausendfach habe ich sie wohl gekränkt, wissentlich und unwissentlich. Ach, Ottilie, ich bin ein recht sündhaftes Menschenkind! Susanne hat recht, wenn sie mich ansieht mit ihren strafenden Blicken. Wie mag denn der liebe Gott mich erst ansehen, mich eitles, selbstsüchtiges, launenhaftes Wesen? —

Die Tante schlief ruhig fort, die Uhr tickte auf dem Tische, die Buchstaben im Gebetbuche schienen mir aber immer mehr zu verschwimmen, ich mußte das Buch zumachen. Ich sah nach der Uhr, es war halb zwölf. Um zwölf sollte ich der Tante eingeben. Ich setzte mich in dem weichen Stuhl zurecht und wartete auf den zwölften Glockenschlag. Ach, wie war mein Wärteramt abgelaufen! Mir schien's, als hörte ich eine Uhr schlagen, fuhr in die Höhe und suchte mit den Augen nach dem Arzneiglas. Ach, die Nachtlampe war ausgelöscht, durch die Gardinen schimmerte ein weißes Licht. Mein Stuhl stand mitten in der Stube. Am Bette der Tante aber stand Susanne, die eben im Begriff war, der Kranken einzugeben. Ich sprang

auf, mein Blick fiel auf die Uhr. Es war halb sechs Uhr. Ich hatte geschlafen, alles verschlafen. Susanne sah mich lächelnd an, sagte aber nichts. Voll Schmerz und Beschämung fiel ich der Tante um den Hals. Sie küßte mich und sagte freundlich: „Liebes Kind, du bist noch so jung, in der Jugend schläft sich's so schön!“

Bei diesem ersten mißglückten Versuch will ich's aber nicht bewenden lassen. Ich will es wieder und immer wieder versuchen, ob ich nicht den Schlaf beherrschen lernen kann. Heute habe ich mit Susannen gesprochen und sie gebeten, im Anfang mit mir in Gemeinschaft zu wachen, und mich zu wecken, wenn ich eingeschlafen bin. Sie hat mir versprochen, meinen Willen zu thun. Was man gerne thut, wird einem ja nicht schwer. Und ich will es gerne thun! Susanne kann auch freundliche Augen machen; als ich ihr meinen Vorsatz wegen des Nachtwachens mittheilte, hat sie mich so freundlich angesehen, und dieser Blick der alten Susanne hat mir so viel Freude gemacht, so viel, nein, mehr Freude als meine neuen Koffer und Kleider! Lebe wohl, wir werden uns wohl nicht eher wiedersehen, als bis Dich die Ferien in Deine kleine Vaterstadt führen.

Deine

Sfidore.“

Den 16. August.

„Liebe Ottilie!

Du hast Sorge um mich und glaubst, daß mir das Nachtwachen und der Aufenthalt im Krankenzimmer der Tante schaden könne. Ach nein, ich bin noch so gesund wie immer und habe nun schon mehrere Nächte durchwacht. Das heißt in Gemeinschaft mit Susannen; diese versteht eigentlich das Wärteramt, ich bin nur ihre Gehilfin. Ich habe wohl viel zu kämpfen mit meinen widerspenstigen Augenlidern, die immer wieder zusallen wollen. Aber der feste Wille vermag doch auch viel über die Schwachheit des Fleisches. Nie habe ich indes gewußt, welch' süße, beglückende Wohlthat der Schlaf ist, erst jetzt, da ich ihn von mir zu wehren suche, wenn er mir seine leisen Traumlieder vorsingt, habe ich fühlen gelernt, wie wohlthätig und lieblich er ist. Die alte Susanne scheint wirklich ganz ihr eigenes Selbst vergessen zu haben. Sie lebt nur noch in der Tante. Sie wird aber auch nicht stech, trotz aller Anstrengungen. Ich glaube, sie würde auch Essen und Trinken ebenso wie den Schlaf entbehren können, wenn das etwas zur

besseren Pflege der Tante beitragen könnte. Der Arzt will durchaus nicht länger dulden, daß die alte Frau allein die Tante pflegt und verlangt, daß wir eine fremde Krankenwärterin halten sollen. Auch die Tante ist damit einverstanden. Aber Susanne mag nichts davon hören. „Was man gerne thut, wird einem nicht schwer“, sagte sie zum Arzt, und dabei bleibt sie. Sie ist auch jetzt viel freundlicher zu mir als sie früher war, denn sie sieht wohl ein, daß ich jetzt nicht mehr aus Troß die Nächte wachen will, sondern aus dem Wunsche, mich andern nützlich zu machen. Die Tante ist jetzt so schwach, daß sie sich kaum ohne fremde Hilfe bewegen kann. Der Arzt hat uns aber die tröstliche Versicherung gegeben, daß die Krankheit zu heilen sei, daß die arme, liebe Tante dem Leben erhalten bleiben wird. Das ist doch eine ganz seltsame Angst, die sich mit nichts anderem vergleichen läßt, wenn man für das Leben eines theuern Wesens zittern muß. Und wie tausendmal werter dünkt einem dieses Leben, wenn man es gleichsam vom Himmel zurückgeschenkt erhalten hat!

Mit wie wenigem kann man doch oft ein Herz erfreuen, und wie oft läßt man doch die Gelegenheit vorübergehen, anderen Freude zu machen! Vor einigen Tagen, als ich eben ein wenig in unserem Garten umherging und mit Betrübnis bemerkte, wie die schönen Beete seit der Krankheit der Tante zu verwildern anfangen, blieb ich vor einem Büschel spanischer Wicken stehen und erinnerte mich, daß diese Blumen mit zu den Lieblingen der Tante gehören. Ich pflückte einen Strauß davon und legte ihn auf das Bett der Tante, die eben schlief. Bei ihrem Erwachen fand sie den Strauß, nahm ihn auf, und ein frohes Lächeln überslog ihr Antlitz. „Wer hat mir die Blumen gepflückt?“ fragte sie leise. „Ich, liebe Tante“, sagte ich fast mit Beschämung, denn ach! die arme Tante ist ja an keine Aufmerksamkeiten von ihrer Nichte gewöhnt. Ich habe ja immer nur an mich selbst gedacht. „Gott segne dich, mein Kind,“ rief sie unter Thränen und streichelte mich mit ihren mageren und heißen Händen. Nun pflückte ich täglich frische Blumen. Warum konnte ich nicht schon früher daran denken?

Die Tante sagt, ich sei etwas bleich geworden und bittet mich jeden Abend von neuem, mich schlafen zu legen. Heute nacht will ich schlafen, aber morgen bleibe ich sicher auf. Susanne hat mir versprochen, mir nächstens, wenn ich wieder mit dem Schlaf kämpfen werde, eine Geschichte zu erzählen, die mich wach erhalten soll. Nun, ich bin doch neugierig, was die Susanne für Geschichten weiß. Wenn sie mir gefällt, so werde ich sie

Dir brieflich wieder erzählen, wenn Du sie nämlich wissen willst. Gestern war der Onkel Eduard, der die große Dampfmehlfabrik besitzt, Du weißt ja, mit dem hohen Schloße, mit seiner Frau bei uns, um die Tante zu besuchen. Sie sind, ich weiß nicht weshalb, stets gespannt miteinander gewesen. Ich kann mich nie entsinnen, daß der Onkel uns besucht hätte, obgleich ich nach der Tante Willen öfters bei ihm war. Dieser Besuch hatte die Tante sehr aufgeregt. Jede Aufregung ist ihr schädlich, sie bekam heftigere Schmerzen, nachdem die beiden sich wieder entfernt hatten, und hat beinahe die ganze Nacht schlaflos und unter vielen Leiden zugebracht. Nun lebe wohl für heute, der Schlaf übermannt mich, ich werde heute schlafen, um morgen desto besser wachen zu können.

Deine

Isidore."

Den 22. August.

„Liebe Ottilie!

Du willst also Susannes Geschichte wissen, selbst auf die Gefahr hin, daß dieselbe langweilig sein sollte. Langweilig ist sie mir eben nicht vorgekommen, sie hat mir mehrere Nächte den Schlaf aus und Thränen in die Augen getrieben. Das letztere fürchte ich eben nicht bei Dir, denn von meinem Briefbogen werden Dich die Worte viel kälter und nüchterner anblicken, als sie mir unter so ganz anderen Einflüssen erschienen sind. Denke Dir die traurige Stille eines nächtlichen Krankenzimmers, nur unterbrochen von dem Ticken der Uhr und den unruhigen, oft von Stöhnen begleiteten Atemzügen der kranken Tante. Susanne und ich sitzen auf einem kleinen Sofa im äußersten Winkel der Stube, bis wohin der matte Strahl der Nachtlampe nicht zu dringen vermag. Susanne spricht mit gedämpfter Stimme, um die Tante nicht zu stören, dabei hat sie eine so treuherzige, einfache Art zu erzählen, die ich treu wiederzugeben nicht imstande bin. Aber genug der Einleitung, und nun zu meiner Geschichte:

„Vor ungefähr dreißig Jahren stand in unserer kleinen Vaterstadt, die Du ja auch zur Genüge kennst, statt der schon im vorigen Briefe erwähnten großen Dampfmühle, deren jetziger Besitzer der Onkel Eduard ist, eine einfache Wassermühle. Die Räder klapperten Tag und Nacht, und in dem im Borderhause gelegenen kleinen Verkaufsladen ging die mit einer Klingel versehene Thür von früh bis abends beständig auf und zu, denn die zahlreichen

Mehlkunden gingen ein und aus, wie die Bienen in einem Bienenstock. Die Müllerin, die den Verkauf besorgte, war aber auch eine Frau, wie man sie nur selten finden kann. Immer war sie freundlich und bei guter Laune. Jedem ihrer Kunden wußte sie ein heiteres Wort zu sagen, jeden machte sie aufmerksam auf die guten Eigenschaften, den billigen Preis und das reichliche Gemäß ihres Mehles. Dabei kamen die Armen nicht vergebens, die um eine Hand voll Mehl zu einer Suppe baten, und in einem gewissen Winkel ihres Geldkastens hatte sie immer eine Partie kleiner Kupfermünzen liegen für reisende Handwerksgefallen und andere arme Leute. Sie hatte besondere Theilnahme für die reisenden Gefellen, denn vor Jahren, als die Müllerin noch ein schmuckes Mädchen gewesen, da war auch einst ein armer Müllergefelle in die Mühle gekommen und hatte um eine Unterstützung gebeten. Der alte Meister, der eben eines Gefellen bedurfte, nahm den armen Fremdling als solchen auf. Dieser bewies sich bald als wohlbewandert und geschickt in seiner Arbeit und wußte sich so das Vertrauen und die Zuneigung der Meisterfamilie zu erwerben, daß ihm der Müller die Oberaufsicht über die Mühle anvertraute und ihm später sein einziges Kind, die Erbin seines Besizes, zur Frau gab. Die alten Müllerleute starben. Der arme Gefelle ward ein reicher Meister, und die jungen Leute lebten viele Jahre in den glücklichsten Verhältnissen. Zu der Zeit, wo meine Geschichte anfängt, war dieses Glück aber längst schon mit trüben Schatten gemischt. Der Müller, dem es allzu wohl gegangen, hatte nach und nach eine gar böse Gewohnheit angenommen, nämlich den Trunk. Alle Bitten und Ermahnungen seiner braven Frau halfen nichts. Das Übel saß schon zu fest und nahm immer mehr überhand. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Geschäft zu leiden begann. Die Gefellen entbehrten der nötigen Aufsicht, es kamen Betrügereien vor, der Meister saß im Wirtshaus oder lag tief trunken in seiner Kammer, die arme Frau trug alles allein auf ihren Schultern. Sie war energisch genug, um mit allem fertig zu werden. Aber der Kummer um ihren Mann nagte tiefer an ihrem Herzen und drückte sie schwerer da nieder, als all die Mühen und Anstrengungen, die sie im Haushalte, im Mehlverkauf und bei der Erziehung ihrer vier Kinder zu tragen hatte.

Es hatte sich denn auch ganz heimlich eine schlimme, langsam zehrende Brustkrankheit ihrer bemächtigt. Dessen ungeachtet war die brave Frau von früh bis abends thätig, immer freundlich und heiter mit den Leuten, die bei ihr kauften und erzog ihre Kinder in Gottesfurcht und Frömmigkeit. Nur

wenn sie allein war und sich unbeobachtet wußte, übermannte sie ein tiefer, unaussprechlicher Jammer. Die arme Mutter wußte wohl, daß ihre Tage auf Erden gezählt waren, sie bangte um die Zukunft ihrer Kinder. Der Himmel hatte ihr indes eine gar große und innige Herzensfreude bei allem Jammer ausblühen lassen, nämlich in einem braven und frommen Kinde, ihrer ältesten Tochter. Diese hatte unlängst erst die Schule verlassen, aber die traurigen Verhältnisse ihrer Eltern, der Zustand ihres Vaters, der Kummer ihrer Mutter, die sie täglich vor Augen hatte, hatten ihren Geist und ihr Gemüt früh gereift. So war sie schon eine verständige Stütze ihrer kranken Mutter, half ihr in Mühle und Haus, im Verkauf und in der Erziehung ihrer Geschwister.

Eines Nachmittags im Spätherbst, als die kranke Mutter im Laden ihre Kunden mit Mehl versorgte, bemühte sie sich vergebens, das heitere Lächeln und die freundlichen Worte zu zeigen, woran die Leute gewöhnt waren. Qualvolle Schmerzen in ihrer kranken Brust hinderten sie am Sprechen und Atemholen. Aber mehr als alle Schmerzen peinigte sie die Angst um ihre Kinder. Wie oft schon hatte sie im flehenden Gebet demjenigen ihre Kinder übergeben, der aller Waisen Vater ist. Aber wie sie die Trennungsstunde von den geliebten, hilflosen Kleinen nach und nach näher heranschreiten fühlte, da wankte ihr Mut und ihre Zuversicht, und ihr Mutterherz zuckte in unbeschreiblichem Jammer.

Als sie allein war, sank sie auf ihren Stuhl hin, ihre ganze Gestalt brach zusammen, ein schneidender Husten, der ihre Lungen zu zerreißen schien, drang aus ihrer Brust, und als der Anfall vorbei war, da standen rote Tropfen auf ihren Lippen. „Es geht zu Ende,“ flüsterte sie leise, und ihre Hände falteten sich, und ihre Augen blickten flehend empor. Aber plötzlich klangen Töne an ihr Ohr, so hell und lieblich, daß sie emporfuhr, daß ihre bleichen Wangen sich röteten und die Kraft des Lebens in ihren siechen Körper zurückzukehren schien. Und welches Mutterherz, und wäre es ein schon brechendes, sehnte sich nicht das Leben zurück, wenn es die Stimme seiner Kinder hört?

Bald ward die Thür hastig geöffnet, ein schlankes Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren trat ein, an jeder Hand führte sie ein kleines Mädchen, während ein Knabe von ungefähr zehn bis elf Jahren ihnen folgte. Schnell erhob sich die Mutter von ihrem Stuhl, trocknete ihre Augen und versuchte zu lächeln.

Heiter sprangen die Kleinen auf sie zu, jede ein Büchlein hoch empor und der Mutter entgegenhaltend.

„Nun, waret ihr fleißig in der Schule? habt ihr gute Zeugnisse mitgebracht?“ fragte diese, indem sie sich niederbog und die lachenden Kinder auf die roten Wänglein küßte. Die Mutter hatte wohl nicht nötig, erst in die Bücher zu blicken, daß die Zeugnisse gut waren, las sie schon in den strahlenden Augen der Kleinen. „Und Eduard?“ fragte sie dann, indem sie auf den Knaben zuing, der mit finsterner Stirn und halbabgewandtem Gesicht hinter der Gruppe seiner Schwestern stand.

Der Knabe blickte seine Mutter an, halb sprach Verlegenheit, halb Troß aus seinen Zügen. „Mutter,“ sagte er, „ich habe Strafe bekommen und werde auch morgen wieder Strafe bekommen, denn ich kann kein Latein lernen und mag auch kein Latein lernen.“

„Eduard,“ sagte das ernste, bleiche Mädchen, welches bis jetzt stumm mit angstvollem Blick an dem verfallenen, schmerzvoll zuckenden Antlitz der Mutter gehangen hatte, „Eduard, wie magst du so böse Worte sprechen, siehst du nicht, wie krank und leidend unsere Mutter ist?“

Der Knabe schlug die Augen nieder und schwieg trozig.

„Eduard,“ begann die Mutter, „warum magst du kein Latein lernen, weißt du nicht, daß du einst Prediger werden sollst und doch auf jeden Fall die lateinische Sprache kennen mußt?“

„Ich will aber nicht Prediger werden, Mutter,“ murmelte der Knabe, „du weißt ja, daß ich nicht Lust dazu habe, ich werde nie predigen können. Warum soll ich mich mit dem Latein quälen, da ich es doch niemals brauchen werde?“

„Du weißt doch aber, daß es der Wunsch und Wille deiner Eltern ist; aller Anfang ist schwer. Besiege deine Unlust und bemühe dich, Latein zu lernen. Du hast ja immer noch Zeit, einen andern Beruf zu wählen, wenn du durchaus keinen innern Drang zum Theologen hast.“

Eduard antwortete nicht, er zerknitterte ein Heft, welches er in seiner Hand hielt und zog seine Stirn kraus zusammen.

Eduard mit dem trozigen, trägen Sinn war die Haupt Sorge seiner Mutter. Sie selbst würde ihren Sohn nie zu einem Berufe gezwungen haben, aber es war eine Lieblingsidee von ihr, daß Eduard Prediger werden sollte, und ihr Mann, dem sie einst diesen Plan mitgeteilt, hatte es so bestimmt. Sie kannte ihren Mann, der, seit er seiner unseligen Leidenschaft

fröhnte, sich stets in gereizter Stimmung befand, welche bei dem geringsten Widerspruch, auf den er traf, sich in tobender Hestigkeit Bahn brach. Wie sollte es werden, wenn sie, der vermittelnde, besänftigende Teil, nicht mehr zwischen Vater und Sohn stehen würde?

„Wir wollen essen, liebe Mutter!“ riefen die kleinen Mädchen, indem sie ungeduldig nach der Thür eilten, die aus dem Laden nach der Wohnstube führte. Die Mutter erhob sich mit Anstrengung von ihrem Stuhl, aber ihre älteste Tochter kam auf sie zu und sagte: „Bleib' ruhig, liebe Mutter, ich werde meinen Geschwistern ihr Abendessen geben!“ dabei blickte sie mit dem ernstesten, verständigen Blick die Mutter so liebevoll besorgt an, und die kleinen Mädchen ergriffen die Hände ihrer Schwester und riefen lustig: „So komm, Berone, sei unser Mütterchen und gieb uns zu essen!“

Die kranke Mutter fühlte sich bei diesen Worten von einem ganz eigenen Gefühl ergriffen, sie sah ihre Tochter an, breitete dann ihre Arme aus und drückte, laut aufweinend, die schlanke Gestalt an ihre Brust. „Beronika!“ rief sie aus, „willst du ihre Mutter sein?“ Beronika schrak zusammen, sie starrte ihre Mutter an, unsägliche Angst erfüllte ihr Herz. Aber der flehende Blick aus der Mutter eingefallenen Augen, der mit der letzten Kraft des ver-rinnenden Lebens aufzuflackern schien, ließ sie ihre eigene Angst vergessen, sie ahnte, was im Herzen ihrer Mutter vorging, schluchzend lehnte sie ihr Haupt auf die Schulter der geliebten Mutter, aber sie raffte ihre ganze Kraft zusammen, erhob ihr Antlitz und sagte mit fester Stimme: „Ja, ich will ihre Mutter sein!“

„Und wollt ihr auch eurer Schwester gehorsam sein und sie so lieben, als ob sie eure Mutter wäre?“ rief die Mutter aus, indem sie ihre jüngeren Kinder anblickte.

„Ja, Mütterchen!“ riefen die Kleinen, „wir wollen Berona immer lieb haben und ihr auch folgen, als ob sie unser Mütterchen wäre!“

„Und Eduard?“ fragte die Mutter ihren Sohn, der immer noch schweigend und mürrisch von fern stand.

Eduard zuckte zusammen, auch er ahnte den Sinn, der in den Worten seiner Mutter lag. Angst und Troß kämpften in seinen Nieren. Aber plötzlich brach ein Thränenstrom aus seinen Augen, er ergriff die Hand seiner Mutter und bedeckte sie mit Küffen. Die Mutter legte ihre Hand auf seine Stirn und blickte ihm mit unsäglicher Sorge und Liebe in die Augen.

„Werde brav, mein Sohn!“ sagte sie leise. Dann legte sie Veronikas und Eduards Hände ineinander und rief: „Sei ihm Mutter, liebe ihn!“

„Und nun geht, meine Kinder,“ fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie mit der Hand nach der Thür winkte.

Schweigend gingen die vier Geschwister hinaus. Veronika gab ihren Geschwistern zu essen, zog sie aus und führte sie nach ihrem Schlafkammerchen. Dann ging sie nach der Küche und besorgte das Abendbrot der Leute, während sie die Magd zur Mutter schickte und ihr befahl, den Laden zu schließen.

Die kranke Frau ging in die kleine Wohnstube, es wurde dunkel, und die Magd zündete die Lampe an. Da hörte man polternde Schritte nahen, die Müllerin fuhr zusammen und befahl dem Mädchen, fortzugehen. Wenige Augenblicke später trat ihr Mann ein. Er kam aus der Schänke, sein Schritt war unsicher, aber er bemühte sich, nüchtern zu scheinen, als er seine Frau erblickte.

Er hing seine Mütze an einen Nagel, setzte sich auf einen lederbezogenen Lehnstuhl, der neben dem Ofen stand, zog seine Pfeife und Tabaksbeutel aus der Tasche und fing an, sich eine Pfeife zu stopfen.

Die kranke Frau folgte jeder seiner Bewegungen mit den Blicken. Mehrmals öffnete sie den Mund, um zu reden, aber die Worte schienen ihr auf den Lippen zu ersterben.

„Karl,“ begann sie endlich, indem sie die Worte mit sichtlicher Anstrengung hervorstieß, „ich habe mit dir zu reden, willst du mich hören?“

Der Mann blickte auf, seine Augen hatten einen starren, glasigen Schein, er nickte mit dem Kopfe und fuhr fort, Tabak in seine Pfeife zu stopfen.

„Ich habe dir lange nichts mehr gesagt,“ begann die Frau von neuem, „denn ich weiß, daß du nicht mehr zu heilen bist. Aber heute, jetzt zwingt mich mein Gewissen und meine Pflicht als Mutter, noch einmal mit dir zu reden, dich zu warnen, dich zu flehen, von deinem jüdhastem Treiben abzulassen. Du hast vier Kinder, deren Versorger du bald allein sein wirst, denn, Karl, es ist eine Totfranke, eine Sterbende, die jetzt zu dir spricht.“

Der Mann legte seine Pfeife aus der Hand, stand auf und ging einige Male durchs Zimmer, dann fiel er wieder auf den Stuhl hin, jagte aber nichts.

Die Frau nahm dieses Schweigen für ein Zeichen der Reue und Zer-

knirschung, dadurch ermutigt, raffte sie ihre schwindenden Kräfte zusammen und fuhr fort:

„Karl, denke zurück an die Tage, wo wir so glücklich waren, wo dich alle, die dich kannten, achteten und liebten, wo du mein Stolz warst und mein Glück. Ich habe noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß du dich bessern, daß du wieder brav werden kannst und fleißig, ich habe noch nicht aufgehört, Gott zu bitten, daß er deinen Sinn lenken und dich erleuchten soll. Was du der Lebenden versagt, was dein Weib vergebens von dir ersuchte, versprich es der Sterbenden, halte es der Toten, sei ein Vater deiner Kinder, ihr Erhalter, ihr Versorger, ihr Vorbild! Sieh, ich habe mich bemüht, ihnen so viel wie möglich deine unglückliche Angewohnheit zu verbergen, noch ist es Zeit, sie werden dich achten, dich lieben, die Welt wird dich wieder schätzen lernen. Versprich es mir, Karl, daß du dich ändern willst, dann will ich ruhig sterben, Karl, Karl, hörst du?“

Der Mann schwieg noch immer, die Frau stand auf, wankte über die Stube auf ihren Mann zu; „Karl, Karl!“ rief sie noch einmal, sie ergriff ihn am Arm — er schlief. —

„Heiliger Gott, erbarme dich, so ist alles verloren!“ schrie sie auf, und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, sank sie auf einen Stuhl zurück. Ein keuchender Ton kam aus ihrer Brust, sie wollte husten, aber die Kraft gebrach ihr, nur ein heiseres Pfeifen rang sich empor, dann zuckte es konvulsivisch durch ihren Körper, und ein roter, heißer Blutstrom entquoll ihren Lippen.

Beronika war schon einige Male an der Stubenthüre gewesen, um nach der Mutter zu sehen. Aber da sie reden hörte und den Vater in der Stube wußte, ging sie immer schweigend wieder fort. Sie hatte nun alles besorgt, die Kinder entkleidet, und nachdem sie mit ihnen gebetet, sie zu Bett geschafft. Nun stand sie wieder an der Thür, horchend mit angehaltenem Atem. Die Mutter sprach nicht mehr, alles war still drinnen. Sie klinkte leise auf. „Mutter,“ rief sie, „Mutter.“ Alles blieb still. Die Lampe brannte düster, sie hörte ihren Vater laut schnarchen. Auch ihre Mutter saß still und regungslos. „Sie ist eingeschlafen,“ sagte Beronika leise zu sich, „ich muß sie wecken, sie muß zu Bett gehen, denn es ist kalt hier.“

Sie ging auf ihre Mutter zu, diese saß mit vorn übergebeugtem Haupte zusammengesunken, mit herabhängenden Armen. „Mutter!“ rief sie, „Mutter, willst du nicht zu Bett gehen?“

Aber die Mutter antwortete nicht. Sie ergriff ihre Hand. — Ein gellender Schrei entfuhr ihren Lippen, sie stürzte auf ihre Kniee nieder, das Kleid der Mutter, der Fußboden war naß.

„Was ist das? Gott, Blut, Blut! Vater, Vater, wach' auf, die Mutter stirbt, die Mutter ist tot!“

Der Müller fuhr bei dem Angstschrei seines Kindes in die Höhe. Der Anblick, der sich seinen Blicken bot, riß ihn aus seiner Lethargie. „Tot!“ schrie er dumpf, „tot, und ich, ich habe alles verschuldet!“

Er hob Veronika vom Boden auf, die bleich und halb bewusstlos ihren Kopf an die Knie der toten Mutter lehnte. Seine Glieder schlotterten, und seine Zähne schlugen aneinander. Das ganze Gewicht seiner Schuld brach beim Anblick der toten Frau über ihn herein.

„Mutter, meine Mutter,“ flüsterte Veronika, und der schneidende Schmerz, der ihre Brust erfüllte, schien plötzlich ihre Lebenskraft zu vernichten. Ein Gefühl des Verlassenseins übermannte sie, und das hereinbrechende Schicksal schien sie zu zerschmettern.“ — — —

Aber mein Brief wird zu lang, liebe Ottilie. Ich breche ab und schreibe Dir nächstens die Fortsetzung. Meine Geschichte ist traurig, nicht wahr? Gewiß weißt Du jetzt schon, wessen Lebensgeschichte es ist, die mir Susanne erzählt hat. Lebe wohl! Bald ein mehreres von

Deiner

Jsidore.“

Den 30. August.

„Liebe Ottilie!

Ich gehe ohne weitere Einleitung zur Fortsetzung meiner Erzählung über und will hoffen, daß Du Geduld genug hast, die einfache und doch so rührende Alltagsgeschichte zu lesen:

„Dem schrecklichen Abend folgte ein trüber, bleicher Herbstmorgen. Eine bange Stille lag über der Mühle. Leise kamen und gingen die Nachbarn, die sich von der Wahrheit der Trauerkunde überzeugen wollten. Die Räder standen still, der Laden war geschlossen.

Veronika, die von der herbeieilenden Magd am Abend halb bewusstlos und vom Schmerz und Schreck betäubt, von der Leiche ihrer Mutter hinweg und zu Bett geschafft worden war, erwachte aus einer Art dumpfer Betäubung zu der trüben, schrecklichen Wirklichkeit. Als die Vorgänge des

Abends in ihrer Seele licht wurden, brach sie von neuem in lautes, schmerzvolles Schluchzen aus. Sie weinte lange, bis ihr Kopfkissen durchnäht war von ihren Thränen. „Berona, liebes Mütterchen, warum weinst du denn?“ rief plötzlich ein helles Stimmchen. Veronika blickte empor, es war Anna, ihr jüngstes Schwesterchen, die vom Weinen Veronikas erweckt, sich in ihrem Bettchen aufgesetzt hatte und erschrocken zu Veronikas Bett hinübersah.

Ein unaussprechliches Gefühl durchzog plötzlich Veronikas Brust. Sie meinte, das Antlitz ihrer Mutter zu sehen, wie es sie angeblickt und ihr zugerufen hatte: „Willst du ihre Mutter sein?“ Eine nie geahute Kraft, ein wunderbarer Friede kam über sie. Sie trocknete die Thränen von ihren Wangen und versuchte zu lächeln, wie es ihre Mutter gethan, dann stand sie auf, ging zu ihrem Schwesterchen, küßte es und redete ihm freundlich zu, bis es wieder eingeschlummert war.

Dann sank sie auf ihre Kniee nieder und bat Gott im brünstigen Gebet, daß er ihr Kraft und Mut verleihen möge, die schweren Pflichten, die ihr nun oblagen und die ihre sterbende Mutter gleichsam auf ihre Schultern gelegt hatte, fromm und mutig zu erfüllen. Und es ward still in ihrer Seele, und sie trat an die Betten, darin ihre Geschwister schliefen, und gelobte mit stillem, feierlichen Schwur, jedem eine treue Mutter zu sein.

Dann kleidete sie sich an und ging an ihr schweres Tagewerk. Susanne, die Magd in der Mühle war, staunte, als sie Veronika so gefaßt und still aus ihrem Kämmerlein treten und mit Umsicht und Ruhe an die Wirtschaftsgeschäfte gehen sah, die sonst ihre Mutter besorgt hatte.

Dann, als ihre Geschwister erwacht waren, ging sie zu ihnen und als sie gemeinschaftlich gebetet hatten, begann sie, ihnen mit so viel Fassung, als sie gewinnen konnte, zu erzählen, daß ihre liebe Mutter zu Gott gegangen sei und nun als Engel vom Himmel auf sie niederschaue und sich freue, wenn sie fromm und brav wären, daß sie nun ihr Mütterlein sei, und daß sie nicht weinen, sondern sich freuen sollten, daß die arme Mutter von ihren Leiden und Schmerzen erlöst sei.

Die Kleinen hörten ihr still zu, sie schmiegeten sich an die Kniee ihrer Schwester und versprachen, fromm und gut zu sein. Eduard aber brach bei dieser plötzlichen Nachricht in einen wilden, lauten Jammer aus, den Veronikas sanfte Stimme umsonst zu beschwichtigen suchte.

Als sie aber mit den Kindern an der Hand in die Stube trat, wo sie die Mutter auf ein Lager gelegt und mit weißen Tüchern bedeckt hatten und

sie sagen mußte: „da ist eure Mutter!“ und die Kinder sich weinend und schüchtern an sie drängten, da schien ihr fast der Mut zu brechen, da wollte der Jammer alle ihre Fassung und mühsam erkämpfte Ruhe hinwegschwemmen in heißen, flutenden Thränen.

Die Nachbarfrauen kamen, um sie zu trösten, und ihr Vater saß stumm in einer Ecke der Stube mit gefalteten Händen und hängendem Kopfe.

Susanne öffnete den Mehlladen und setzte und ordnete die Gemäße, und es kamen Leute, um zu kaufen.

Da ging Veronika und maß das Mehl und lächelte freundlich dabei, wie es ihre Mutter gethan hatte. Und als die Leute fortgehen wollten, da bat sie, daß sie wiederkommen und kaufen möchten und die armen, mütterlosen Waisen nicht verlassen. Und die Leute staunten und meinten, Veronika sei um Jahre älter und reifer geworden in dieser einzigen Nacht. Und alle versprachen wiederzukommen und hatten Thränen in den Augen, als sie aus dem Mehlladen gingen.

Dann gab sie ihren Geschwistern Frühstück und bat Susanne, sie in die Schule zu führen, und beim Fortgehen ermahnte sie jedes einzelne, auch recht fleißig und folgsam zu sein und immer daran zu denken, daß die liebe Mutter vom Himmel herabblicke.

Als sie wieder in die Stube trat, da saß der Vater wohl immer noch auf dem alten Fleck im Winkel mit gefalteten Händen und hängendem Kopf. Aber vor sich auf dem Tische hatte er eine Weinflasche stehen, die er schon zur Hälfte geleert hatte, denn er vermeinte, den Schmerz und die Gewissensbisse nicht anders loswerden zu können, als bis er sie im Weinglase ertränkt hatte.

Und ehe der Mittag kam, hatte der Müller auch seine Gedanken, die bösen und auch die guten, im Weinglase gelassen. Da war er bewusstlos und stumpf, und Veronika führte ihn leise und geräuschlos, damit die Leute nicht merken sollten, was im Trauerhause geschehen sei, in seine Schlafkammer und half ihm beim Niederlegen. Und rüstig und Gott vertrauend begann sie am nächsten Morgen ihr Tagewerk von neuem, und sie erschlaffte und ermüdete nicht. Und als sie die teuere, kalte Hand zum letzten Male erfaßte, ehe der schwarze Sargdeckel sich für immer schloß, da gelobte sie noch einmal, was sie der sterbenden Mutter gelobt hatte, und sie hielt Wort. Die Räder klapperten wieder, die Mühlknappen schafften von früh bis spät. Die Leute kauften Mehl wie sonst, und Veronika war die Seele des Ganzen,

sie sah, wo es fehlte und wußte in allem Bescheid und sich in alles zu finden. Sie schrieb Einnahmen und Ausgaben auf, wie ihre Mutter es gethan. Susanne half ihr getreulich in Küche und Haus. Und es schien, als ob durch die Fürbitte der Mutter bewogen, der Herr allem ein besonderes Gedeihen gewährte, was Veronikas Hände berührten. Das Gut der Waisen verminderte sich nicht. Die Mühlburschen arbeiteten ohne Ermüden, im kleinen Mehlladen klingelte die Thüre von früh bis spät, denn alle Leute meinten, ein Gotteswerk zu thun, indem sie die Waisen unterstützten. Der Müller trieb es leider nicht besser als zuvor. Es gab wohl Tage, wo er in sich zu gehen schien. Da machte er sich in der Mühle zu schaffen und half seiner Tochter im Verkauf. Er nahm wohl auch die Kinder auf seine Kniee und küßte sie und sprach zärtliche Worte zu ihnen. Da traf es sich auch, daß er Veronikas Wange streichelte und dabei mit gepreßter Stimme sagte: „Gott segne dich, mein braves Kind, bin's nicht wert, eine solche Tochter zu haben, Gott segne dich!“ Aber es dauerte leider nicht lange. Bald litt es ihn nicht mehr daheim, und ob er wohl auch ankämpfen mochte gegen den Dämon, der ihn lockte, so unterlag er doch immer wieder, und es blieb alles beim alten.

Dann war er heftig und polterte und schalt und sagte häßliche Worte, mochte ihm in den Weg kommen, wer da wollte, die Mühlburschen, oder Susanne, oder seine Kinder. Am meisten mußte aber immer Veronika leiden, denn diese versuchte es stets, den Vater in solchem Zustande in sein Kämmerchen zu bringen und aus dem Angesicht der Leute und seiner jüngeren Kinder zu entfernen. Trotz allem aber setzte Veronika nie die Ehrfurcht und Achtung aus den Augen, die sie ihrem Vater schuldig war. Sie war immer freundlich und sanft im Umgange mit ihm, suchte ihm alles Liebe an den Augen abzusehen, fragte ihn um Rat in häuslichen und Geschäftssachen, obgleich sie eigentlich doch alles allein thun mußte und er sich schon lange im Grunde um nichts mehr kümmerte. Dabei ermahnte sie ihre Geschwister stets zur Achtung gegen ihren Vater, und sie bedauerte ihn und betete zu Gott, daß er ihn ändern möge, wie es ihre Mutter gethan hatte.

Indessen gingen die Monate vorbei und wurden zu Jahren. Die kleinen Mädchen wuchsen auf, kräftig und blühend, dabei fleißig und fromm nach den Lehren und dem guten Beispiel Veronikas.

Nur Eduard machte Veronika manchen Kummer, sein Gemüt blieb

trogig und finster, und nur gegen Veronika schmolz es zuweilen in Freundlichkeit und Milde.

So kam nun die Zeit heran, wo Eduard die Schule verlassen und sich zu der Wahl eines Berufes entscheiden mußte.

Eines Abends, da die Geschwister beisammen saßen, nahm Eduard Veronikas Hand und sagte: „Höre, liebes Mütterchen, ich möchte dir mittheilen, welchen Plan ich gemacht habe. Ich kann nicht studieren, du weißt es, es fehlt mir so manches dazu. Das Lernen macht mir Mühe, und ein Handwerker mag ich auch nicht werden. Aber da wohnt ein Vetter unserer seligen Mutter in A—, drei Meilen von hier, du kennst ihn ja, er ist Kaufmann und hat uns früher öfters besucht. Bei dem will ich lernen und Kaufmann werden. Dazu hab' ich Lust, und es wird mir auch Gelegenheit werden, die Welt zu sehen und Reisen zu machen. Du mußt mit dem Vater sprechen und ihm den Prediger ausreden. Dir wird er die Erlaubnis geben, dann schreiben wir an den Vetter oder reisen selbst hin.“ Veronika hörte ihren Bruder freundlich an. Sie fand seinen Plan ganz verständig. Sie fragte nur: „Hast du auch wirklich Lust, Kaufmann zu werden, hast du dich ernstlich geprüft und wirst es nicht bereuen, so werde ich mit dem Vater sprechen und auch dem Vetter schreiben.“

„Ich habe mich geprüft und habe gewiß und wirklich Lust zum Kaufmannsstand,“ sagte Eduard. Und so sprachen die Geschwister noch manches hin und her, bis sie alles beraten und beschlossen hatten. Veronika schaltete manch ernstes und lehrreiches Wort in ihre Rede, denn ihr bangte vor Eduards Zukunft. Aber sie kannte auch den Vetter der seligen Mutter als einen wackern und braven Mann, und so empfahl sie die Sache Gott und wartete eine günstige Gelegenheit ab, um ihres Vaters Zustimmung zu erhalten.

Nun traf sich's bald darauf, daß Veronika eines Abends am Mühlsteig saß hinterm Haus und der Vater eben hinüber und an ihr vorbeigehen wollte, um wahrscheinlich durch den Busch ins nächste Dorf zu gehen, wo er öfters die Schänke besuchte.

Da faßte sich Veronika ein Herz, stand auf und bot dem Vater einen herzlichen guten Abend. Der Müller blieb stehen und sah lächelnd seine Tochter an, die seit Jahr und Tag eine gar stattliche und schöne Jungfrau geworden war.

„Vater,“ sagte sie, ich habe eine Bitte heute, bleibe einen Augenblick stehen, wenn's dir nicht eben eilt.“

Der Müller nickte bloß und schob an der Mütze, als ob er die größte Eile hätte, über den Steg zu kommen. „Vater, es betrifft den Eduard, er kann nicht Prediger werden, denn das Lernen fällt ihm schwer, er möchte zum Better Andres nach A— in die Lehre und Kaufmann werden, wenn du nichts dawider hättest,“ rief Veronika schnell, ehe er davon trabte.

„Zum Better, hm, mag ihn eben nicht wohl, kommt nimmer, seit die Frau tot ist. Habt da wieder einen Plan ohne den alten Vater zurecht gemacht,“ brummte der Müller und stemmte sich mit beiden Händen auf den Knotenstoß, dessen Spitze er tief in den feuchten Boden bohrte.

„Aber er hat Lust, Vater,“ schmeichelte Veronika, „sag' ja, Vater, und der Eduard wird dir's danken zeitlebens.“

„Wollt' einen Prediger aus ihm haben,“ sagte der Müller wieder, „und die Frau wollt's auch so. Aber weißt doch nun einmal alles besser im Haus. Bist ja das Regiment, und der alte Vater läuft so beiher.“

Veronikas Augen wurden naß. Aber sie hatte schon bitterere Worte aus ihres Vaters Munde gehört. „Und so willst nicht, Vater?“ fragte sie leise.

Drüben überm Steg ging ein Mann nach dem Gehölz zu. Der Müller wollte gehen, aber er wandte sein Gesicht noch einmal um.

„Laß gut sein, Verona,“ sagte er plötzlich milder, als er seiner Tochter feuchte Augen sah, „magst ihn hinbringen zum Better, und nun laß mich los, dort seh' ich den Niedermüller, dem hab' ich eben noch was zu sagen,“ damit ging er fort über den Steig hin und seinem Trinkgefährten nach.

Veronika sah ihm nach, die Thränen, die schon lange in ihren Augen zitterten, rollten über ihre Wangen. Aber sie sah sich schnell wieder, ging ins Haus und rief Eduard, um ihm des Vaters Erlaubnis mitzuteilen.

Veronika schrieb nun an den Better, und bald war alles im reinen. Einige Wochen nach Ostern waren des Bruders Kofferchen zum ersten Ausflug aus dem Vaterhaus gepackt. Da fehlte nichts vom Nötigen, und keine Mutter hätte ihren Sohn besser ausstatten können, als Veronika ihren Bruder.

Der Better hatte eben Geschäfte vom Hause, und er schrieb, es wäre eben kein großer Umweg, wenn er selbst nach der Mühle führe und den Better mitnähme und dabei die Mähmchen wiedersehe.

Der Better war ein Mann in den Bierzigen, eine derbe, brave und

gerade Natur, und Veronika meinte, der würde ihn wohl zurecht richten, und sie sprach lange mit dem Vetter und bat ihn, Vaterstelle an ihrem Bruder zu vertreten, und um der seligen Mutter willen Geduld und Nachsicht mit seinen Fehlern zu haben.

Andres versprach zu thun, was sein Gewissen ihm heiße, und seine Augen waren feucht, als er sich zu Eduard ins Wägelchen setzte; Veronika stand mit ihren Schwestern an der Ladenthüre und wünschte beiden Gottes Segen nach.

Die brave Schwester glaubte nun, eine Sorge von ihrem Herzen los zu sein, aber es legte sich bald nur noch eine schlimmere auf ihr armes, junges Herz, das nun einmal vom Herrn zum Dulden und Tragen bestimmt zu sein schien.

Es dauerte nicht allzu lange, da kamen Klagen von Eduard, dem's nicht gefallen wollte beim Vetter. Er sollte arbeiten und lernen, und beides fiel ihm schwer. Dazu war er trotzig und starrsinnig gegen die Befehle seines Lehrherrn. Veronika schrieb ihm viele schöne Briefe voll mütterlichen Lehren und Ermahnungen, und sie schrieb auch an den Vetter und erhielt keine tröstliche Antwort. Er thäte es ihr zu Liebe und der seligen Mutter, daß er sich mühte und ärgerte mit Eduard; aber er wollte es thun um Gottes und der Seligen willen und hoffe, ihn noch zu beugen und zu ziehen.

Dann dauerte es lange Zeit, und die Briefe blieben aus. Veronika hoffte nun, daß alles besser ging, und ihr Herz hatte daheim an den Schwestern doppelt so viel Freude, wie sie für Eduard Kummer trug. Es war wieder Spätherbst und kalt und stürmisch, da sie eines Abends spät am Hausthor den Klopfer schlagen hörte. Aber es waren nur leise Schläge, als ob sie sich fürchteten, gehört zu werden. Veronika ging, um zu öffnen, denn alle im Hause schliefen schon. Da trat ihr jemand entgegen, der die Mühe übers Gesicht gezogen hatte, und sie hätte beinahe laut aufgeschrien, als sie Eduard erkannte, der zögernden Schrittes auf sie zukam.

„Ich halt's nicht aus beim Vetter, und da bin ich, Veronika,“ sagte er und folgte seiner Schwester in die Stube nach.

Veronika war fast betäubt und außer Fassung, aber ihr Mut wankte nur kurze Zeit. Sie brachte dem Erschöpften, der den weiten Weg zu Fuß gemacht, erst Speise und Trank, und erst nachdem er sich gesättigt und gewärmt und ausgeruhet hatte, fragte sie ihn, weshalb er eigentlich gekommen

und ob sie ihn auch recht verstanden habe beim Eintreten ins Haus. Dabei sah sie ihn mit ihren ruhigen, klaren Blicken so freundlich und doch so durchdringend an, daß er seine Augen beschämt zu Boden schlug. Nach einer Weile begann er aber zu erzählen, wie der Better gar zu strenge und unwirsch gewesen, wie er habe arbeiten müssen von früh bis spät, ohne eine Erholung oder Erquickung zu haben, und wie er sich doch eigentlich geirrt und keine Lust zum Kaufmannsstand habe, auch sich zuletzt mit dem Better gezankt und erzürnt habe und so zu dem Entschluß gekommen sei, heimlich davon und wieder nach Hause zu gehen.

Beronika schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und machte ein ungläubiges Gesicht bei Eduards Klagen, denn sie kannte den braven Andres und leider auch ihren Bruder zu gut, um darüber im unklaren zu sein, wer von beiden Theilen die Schuld trage.

Sie hatte Eduard ruhig ausreden lassen, und nun begann sie Wort für Wort eine Widerlegung seiner Klagen. Sie erzählte ihm ihren Tageslauf von früh bis abends, und wie sie nimmer raste und ruhe und doch alles nur thäte für ihn und seine Schwestern, und wie sie froh und zufrieden sei bei ihrer Mühe, und jeden Augenblick freudig Rechenschaft ablegen wollte von jeder ihrer Lebensstunden, daß die Arbeit ein Glück sei für die Menschen und man ihre Segnungen erst einsehen lerne, wenn man lange in ihrer Gemeinschaft gelebt, und wie er dem Better danken müsse für seine Strenge und geschändet sei durch seine Flucht und nirgends an- und aufgenommen werde als Lehrling, der seinem Herrn davongelaufen sei. Sie malte ihm den Zorn seines Vaters und die Verachtung der Leute und ihren eigenen Kummer und den Groll des Better's und schloß damit, daß es kein anderes Mittel und keinen anderen Ausweg gebe, als heimzukehren zum Better, ihn um Verzeihung zu bitten und die fünfjährige Lehrzeit brav und geduldig auszuharren.

Eduard's Gesicht war immer finsterner, seine Stirn immer krauser geworden, je länger Beronika sprach; aber allmählich wurde der Ausdruck seiner Züge weicher, und als Beronika schwieg, reichte er ihr die Hand, und hatte eine Thräne im Auge stehen.

Die Uhr hatte Mitternacht geschlagen, Bruder und Schwester saßen noch immer flüsternd beisammen, denn die Geschwister schliefen nebenan im Kämmerlein, und deshalb sprachen sie leise, um niemand die Anwesenheit des Gastes wissen zu lassen.

„Willst du, Eduard?“ fragte Veronika, indem sie aufstand, nachdem sie viel und alles Nötige mit ihm besprochen. „Ja,“ sagte Eduard mit einem tiefen Seufzer. Dann holte Veronika Betten und machte ein Lager auf dem alten Sofa zurecht, auf welchem Eduard bald eingeschlafen war. Ihr Körper verlangte auch nach Ruhe, aber Sorge und Unruhe ließen sie nicht schlafen. Lange noch vor Tagesanbruch stand sie auf, weckte einen der Mühlburschen und hieß ihn das Wägelchen, welches zum Fortschaffen der Mehl- und Getreidesäcke diente, aufspannen und einige Schütten Stroh hineinzulegen. Dann rief sie Susannen und sagte ihr, daß sie auf einen Tag nach A— zum Better fahren wolle, und sie gab ihr Auftrag, den Laden zu versorgen und in Haus und Küche alles in stand zu halten. Zuletzt ging sie zum Vater, und da sie fürchten mußte, durch Mitteilung der Wahrheit seinen Zorn zu erregen, so entschloß sie sich zu einer Unwahrheit. So teilte sie ihm mit, daß Eduard krank sei, und sie hinreiste, um nach ihm zu sehen, und sie bat ihn aufs herzlichste, die Kinder zu beaufsichtigen, da Susanne im Laden genug zu thun habe. Der alte Müller war verwundert über Veronikas Entschluß, da sie noch nie auf eines Tages Länge das Haus verlassen hatte, aber er hieß sie gehen und versprach, auf die kleinen Mädchen acht zu geben.

Dann ging Veronika noch in die Schlafkammer ihrer Schwestern, küßte die roten Wäckchen der Schlafenden und befahl sie Gott. Dann rief sie Eduard, brachte ihm Frühstück, und bald saß sie mit ihm auf dem Strohsitz im Wägelchen, und beide fuhren durch die graue Dämmerung eines kalten Herbstmorgens durch das Städtchen den Weg nach A—, ohne von irgend jemand gesehen und bemerkt zu werden.

Glücklich kamen die Geschwister beim Better an, der noch im vollen Zorn über Eduards heimliche Flucht war. Nur Veronikas bittendem Blick und ihrem schwesterlichen Fürwort gelang es allmählich, den gerechten Ärger des braven Andres so weit zu beschwichtigen, daß er sich endlich entschloß, den Flüchtling wieder bei sich aufzunehmen. Ohne ihre Begleitung würde er ihn sicherlich zornig von seiner Thüre gewiesen haben. Das hatte Veronika gewußt und nur deshalb das Opfer einer tagelangen Abwesenheit vom Hause gebracht.

Eduard bat seinen Lehrherrn um Vergebung und gelobte brav, fleißig und folgsam zu sein, und so war nun vor der Hand die Sendung Veronikas im Hause des Betterers gethan, und nachdem sie noch einmal Eduard aufs

herzlichste ermahnt, seinem Versprechen treu zu bleiben und dem Vetter mit stehenden Worten das Geschick ihres Bruders ans Herz gelegt, nahm sie Abschied und rollte auf dem kleinen Wägelchen wieder ihrer Heimat zu.

Aber eine unsägliche Angst besiel ihr Herz, je näher sie ihrem Vaterhause kam, sie trieb den Burschen, der das Pferd lenkte, unaufhörlich zur Eile an, der Abend kam, und immer noch rollte sie auf der holprigen Landstraße hin.

Endlich kamen sie ins Städtchen, an dessen äußerstem Ende erst die Mühle lag. Ihr Herz klopfte vor Unruhe, sie ahnte irgend etwas Schlimmes und sprang vom Wagen, noch ehe sie die Mühle erreicht hatten.

Es fiel ihr auf, daß sie kein Licht in der Mühle sah, die Thüre war verschlossen, der Mühlbursche, der sie gefahren, klopfte mit dem Peitschenstiel, daß es durchs ganze Häuschen dröhnte, aber niemand kam, um zu öffnen.

„Heiliger Gott!“ schrie Veronika, „was ist denn geschehen, wo sind sie alle, gewiß ist's ein Unglück!“

Sie lief ums Haus herum, und da sah sie, wie an der andern Seite des Mühlgrabens, wo jetzt lauter Häuser stehen, damals aber das Gehölz anfang, welches sich viele Stunden weit ausdehnte, der Schein von Laternen schimmerte. Schnell war sie über den Steig und rannte in atemloser Hast den Lichtern zu, die ihre Richtung nach dem Busch nahmen.

Endlich war sie so nahe, daß sie in dem Träger des letzten Lichtes ihren Vater erkannte, der sich vergebens anstrebte, die voraneilenden Leute, unter denen sie Susannens und der Mühlburschen Stimmen erkannte, einzuholen.

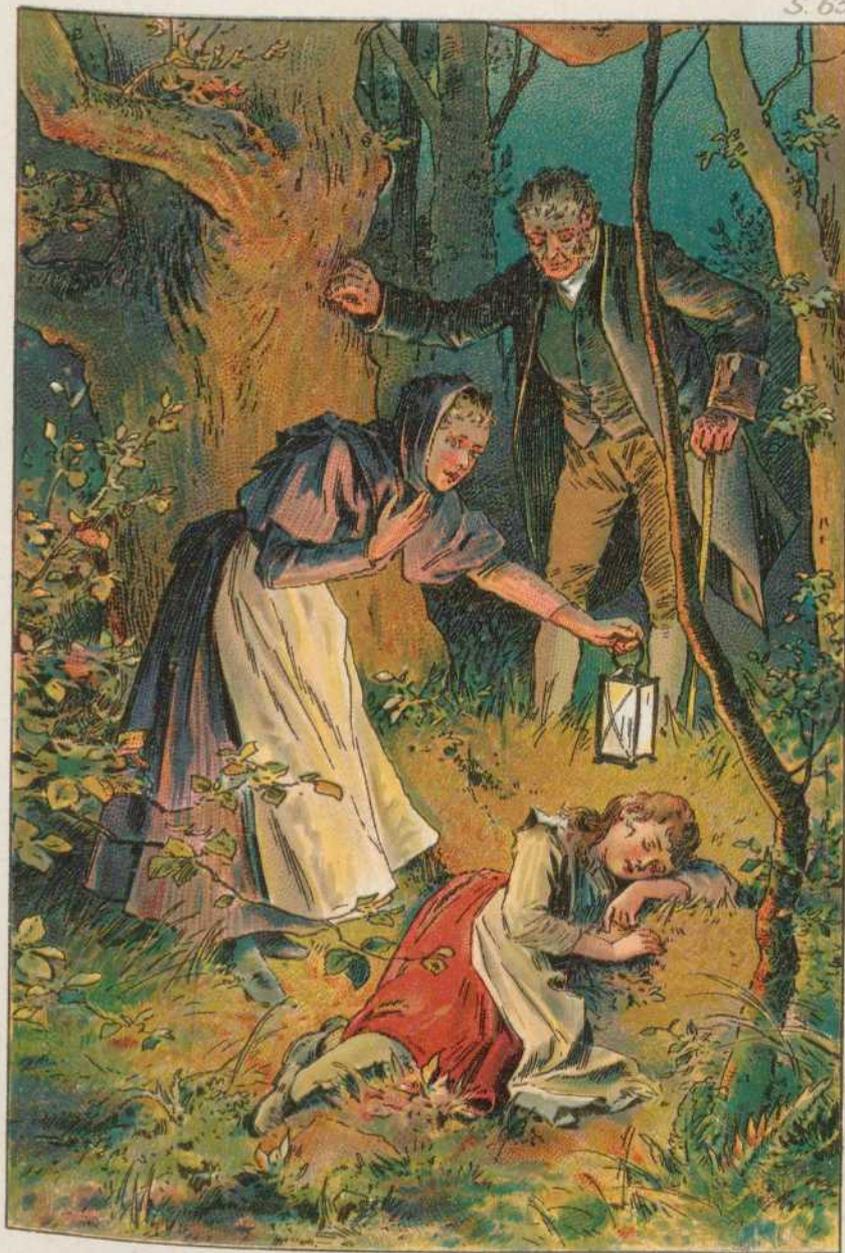
„Vater!“ schrie sie, „Vater, um Gottes willen, was ist geschehen?“

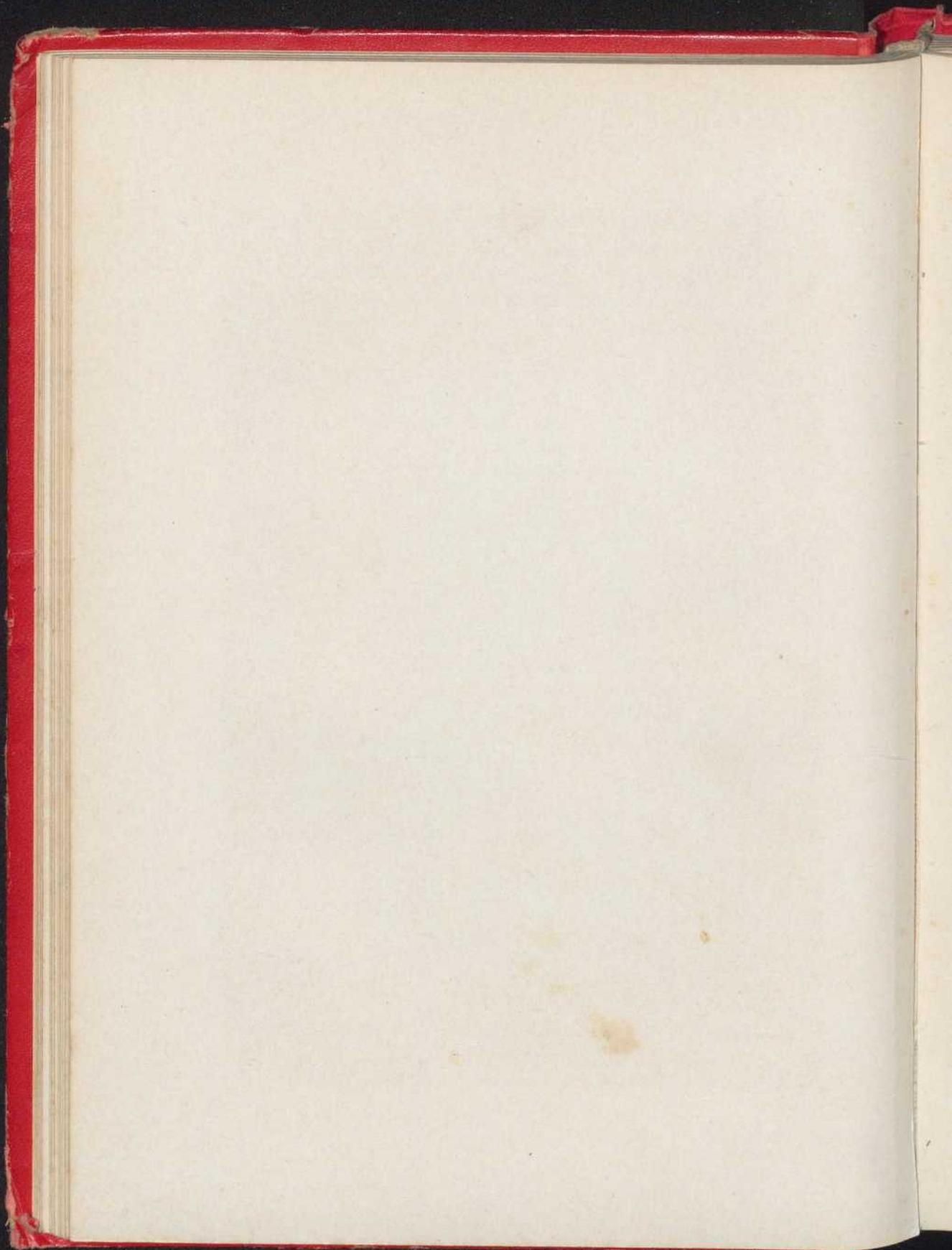
Der Müller blieb bei diesem Anruf stehen, er wandte sich um, und der Laternenschein fiel auf sein bleiches, entstelltes Antlitz. „Veronika,“ murmelte er, „hast du sie gefunden?“

„Wen denn, Vater!“ schrie Veronika, die eine Ahnung von dem Geschehenen erfaßte. „Die Mädchen,“ sagte der Müller dumpf, „sie sind fort, beide fort!“

„Und ihr sucht sie im Holze, in der kalten Nacht? Ach, Vater, und du hast sie nicht bewacht und hast sie allein gelassen!“ —

Der Müller schritt murmelsnd und mit der Laterne umherleuchtend weiter, ohne sich aufzuhalten. Seine Augen hatten einen stieren Ausdruck, und von seinem Munde kamen Worte, die Veronika nicht verstand.





„Luiſe, Anna!“ ſchrie Veronika nach allen Seiten hin, aber man hörte nichts als den Wind, der die kahlen Äſte aneinander trieb und im abgefallenen Laube wühlte.

Nach einer Stunde raſtloſen Umherirrens fühlte Veronika ihre ohnedies erſchöpften Kräfte wanken. Da entdeckte ſie plötzlich etwas Helles am Boden liegen. Sie riß die Laterne aus der Hand ihres Vaters und ſtürzte darauf zu. Es war Luiſe, die älteſte der Schweſtern, die auf dem naſſen Mooſe eingefchlafen war.

Mit einem Freudenſchrei riß Veronika das Mädchen empor. Dieſe ſchlug die Augen langſam auf und ſah mit Verwunderung, daß ſie im Walde war. „Wo iſt Anna?“ fragte Veronika, indem ſie umherſpähte, ohne eine Spur der kleinen Schweſter zu entdecken.

Luiſe beſann ſich ein Weilchen, dann ſagte ſie: „Ich wurde ſo müde und wollte einſchlafen, aber Anna ging fort, wahrſcheinlich iſt ſie zu Hauſe.“

„Wir müſſen ſie ſuchen,“ ſagte Veronika, „komm', Vater, ſie iſt nicht zu Hauſe und liegt wahrſcheinlich irgendwo im Walde und ſchläft.“

Sie hatte Luiſe noch im Arm, aber das Mädchen war ſchwer, und ihre Kräfte reichten nicht zu, ſie fortzubringen. Sie ſank auf einen Baumſtamm hin, der auf dem Weg lag, und rieb ihre kalten naſſen Glieder. Der Müller ſetzte ſich neben ſeine Kinder und ſtellte die Laterne ins Gras. Veronika wollte wieder aufſtehen, ihre Kniee knickten zuſammen, ſie konnte nicht in die Höhe kommen, und ihre Arme vermochten Luiſe nicht zu erheben.

„Luiſe,“ ſagte ſie, „kannſt du nicht gehen?“ Das Mädchen antwortete nicht, ſie war wieder eingefchlafen. Die Kälte war aus ihren Gliedern gewichen, aber ihr Atem ſlog ſchnell und feuchend, und als ſich Veronika über ſie bog, fühlte ſie, wie die Wangen und die Stirn ihrer Schweſter brannten. „Sie hat Fieber, o Gott!“ ſtöhnte Veronika, „ach, Vater, hilf mir ſie nach Hauſe tragen, meine Kniee brechen zuſammen, Luiſe iſt ſo ſchwer.“

Der Müller fuhr auf; er hatte teilnahmslos und leiſe für ſich redend dageſeſſen. Aber indem er aufſtand, ſtieß ſein Fuß an die Laterne, ſie fiel um und erloſch.

Die Nacht war rabenſchwarz, ſie waren im tiefen Gehölz. Veronika raſte ſich noch einmal auf, ſie ging eine Strecke mit ihrer Laſt vorwärts. Der Müller folgte mit der verlöſchten Laterne. Aber Veronika ſah bald ein,

daß es eine Unmöglichkeit sei, in dieser Nacht mit dem kranken Mädchen den Weg nach Hause zu finden. Sie stieß mit dem Kopfe an einen Baumstamm. Wurzeln und Gestrüpp hatten den Boden überwuchert.

„Es geht nicht, Vater,“ sagte sie leise stöhnend. „Daß uns nach dem Stamm suchen, auf dem wir gefessen, und warten, bis es Tag wird.“

Es war eine traurige Nacht im Walde mit dem kranken Mädchen und dem alten Manne. Beide schliefen. Veronika hatte Luise so gut wie möglich eingehüllt und wachte und betete und hoffte, daß Susanne mit den andern Leuten die kleine Anna gefunden hätten.

Beim Tagesgrauen kam der kleine Zug, Veronika, die mit dem Vater die kranke Luise trug, in der Mühle an.

Anna war schon gefunden. Sie lag auf dem Sofa, auf welchem Eduard die letzte Nacht geschlafen. Aber sie war kalt und still, die Knappen hatten sie aus dem Mühlgraben gezogen. —

Der alte Müller, als er sein totes Kind sah, stieß einen gellenden Wehruf aus und sank neben ihm aufs Sofa hin. Da saß er den ganzen Tag ohne Bewegung, mit zusammengelegten Händen und murmelte.

Auf dieser Stelle hat er viele Jahre lang gefessen, ohne Teilnahme, mit gefalteten Händen, für sich murmelnd, starr auf die Stelle blickend, wo Anna als Leiche gelegen. — Er war irrsinnig geworden. — — —

Ich habe einen ganzen Tag lang für Dich geschrieben. Meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich werde die Blätter sammeln und sie Dir zusammen schicken.

Die Tante ist noch immer krank. Susanne sagt, ich würde eine gute Krankenpflegerin. Die Tante fürchtet, ich könnte auch krank werden. Ich glaube eher, ich fange an, ein wenig zu genesen. Verstehst Du mich? —

Gute Nacht für heute!

Den 3. September.

Mehrere Jahre gingen hin ohne besondere Ereignisse. Anna war ihrer Mutter nachgefolgt. Luise, nachdem sie auf jenen Abend eine heftige Krankheit durchgemacht hatte, erholte sich wieder und ward bald die Stütze Veronikas. Der Müller ging nicht mehr nach der Schänke, der Gedanke daß ihm sein unseliger Heng eins seiner Kinder gekostet hatte, hatte sich bei ihm zur fixen Idee gestaltet. Aber er war still und brütete heimlich

über seinen Gedanken, that keinem Leid und war nie zornig und auffahrend. Dieser Zustand des alten Mannes war herzerchütternd, Veronika hätte ihn lieber im Zorne gesehen, als so mit dem eingefallenen, seltsam lächelnden Gesicht, den stieren, ausdruckslosen Augen, immer auf derselben Stelle sitzend mit den stets leise murrenden Lippen.

Sie suchte ihm sein trauriges Los durch doppelte Liebe und Bärtlichkeit zu erleichtern. Und wenn er sie manchmal anredete und streichelte und dabei halblaute, kindische Worte sprach, da hätte ihr das Herz brechen mögen vor Wehe.

Eduard war noch beim Better, er hatte nicht mehr geklagt, und auch der Better hatte keine besondere Klage mehr wider ihn. Aber er war immer finster und unlustig und that seine Pflicht, aber wie ein Sklave, ohne Liebe und besondern Trieb.

Veronika und Luise hatten den Better mehreremal besucht. Sie konnte Susannen den Mehlsverkauf und die Pflege des alten Vaters anvertrauen. Luise war ein herrlich blühendes Mädchen geworden, die niemand ansah ohne Freude und Bewunderung. Dabei hatte sie die schönen Tugenden ihrer Mutter und Veronikas geerbt, war fleißig und gewandt, fromm und sittsam. —

Veronika hing mit fast mehr als schweesterlicher Liebe an dem theuern Mädchen. Sie sah die schönste Aufgabe ihres Lebens darin, die Seele dieses reizenden Körpers zu bilden und mit allen Tugenden geschmückt zu sehen. Herrlich belohnte sich ihre Mühe, und die Liebe und Dankbarkeit Luizens ließen sie alle Mühe und Sorge ihres Lebens vergessen. Eduard hatte nun ausgelernt. Fünf Jahre waren verflossen, er hatte noch keinen weiteren Plan kundgegeben und war noch vorläufig im Hause des Betters. Dieser hatte sich an den Umgang des finsternen Burschen gewöhnt und wollte ihn auch noch länger behalten, wenn Eduard zufrieden damit wäre.

Der Better Andreas hatte einen Bruder, Georg, der schon vor Jahren nach Amerika gegangen und dort in Boston als Kaufmann und Besitzer eines ansehnlichen Vermögens lebte.

Georg hatte lange nicht geschrieben; wie groß war daher die Freude des braven Andreas, als er plötzlich einen Brief von seinem Bruder erhielt, worin ihm dieser meldete, daß er die Sehnsucht nach seiner Heimat und seinem Bruder nicht länger unterdrücken könnte und nächstens als Gast in seines Bruders Haus eintreffen werde.

Andreas zählte die Stunden bis zu seines Bruders Ankunft, er ließ ein Zimmer aufs schönste schmücken und alles für den lieben Gast in Bereitschaft halten.

Da Andreas wußte, daß Eduard früher viel Lust zum Reisen gehabt, so schlug er ihm vor, mit seinem Bruder Georg nach Amerika zu gehen und in dessen Geschäft, welches viel großartiger und anderer Art war, als das seine, einzutreten, wo er Gelegenheit haben würde, noch manches Neue zu lernen und zu erfahren.

Eduard hörte diesen Vorschlag mit Gleichgültigkeit an, ward überhaupt von Tag zu Tag mürrischer und trauriger, so daß der gute Better, der in seiner Freude gerne jeden froh sehen wollte, allerlei kleine Erholungen und Überraschungen für Eduard ersann, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen.

Eines Tages nun erhielt Veronika einen Brief vom Better Andreas, worin ihr dieser die Meldung machte, daß Eduard todkrank danieder liege und er sie bitte, so schnell als möglich zu seiner Pflege zu kommen, da sein Bruder Georg von Amerika bei ihm sei und er und seine alte Haushälterin nicht Zeit hätten, dem Kranken die gehörige Abwartung zu widmen.

Veronika war nicht wenig bei dieser Nachricht erschrocken. Sie ordnete in der Eile ihre häuslichen Angelegenheiten, übergab Susanne und ihrer Schwester Luise die Sorge für den Haushalt, den Mehlhandel und die Pflege für den alten Vater, und reiste dann in Gottes Namen dem Orte zu, wo neue Pflichten und Sorgen für das Wohl der Ihren ihrer harften.

Veronika fand Eduard am heftigsten Nervenfieber daniederliegend. Seine gesunde Natur hatte lange vorher schon mit dem herannahenden Feinde im Kampf gelegen, der sein Opfer nun endlich mit doppelter Wut und Heftigkeit gepackt hielt.

Mit dem Eintritt Veronikas im Hause des Betters schien es allen, als zöge ein Engel der Liebe und des Friedens ein. Der gute Better hatte nie das sanfte, wohlthätige Walten edler Weiblichkeit in seiner Nähe gekannt, nur einer alten, keifenden Haushälterin war die Führung seiner Wirtschaft anvertraut. Auch Georg hatte sich im Hause seines Bruders noch nicht recht heimisch fühlen lernen. Er war eine ganz andere Natur, als sein Bruder Andreas. Zehn Jahre beinahe jünger als dieser, zeigte er schon im Äußern nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit ihm. Er hatte in der großen Welt, wo er gelebt, sich eine feine, liebenswürdige Außenseite angeeignet, ohne

dabei die Vortrefflichkeit seines Herzens, die Geradheit seiner Grundsätze oder die Reinheit seiner Sitten zu gefährden.

In ihrem Äußern verschieden, in ihrem Innern aufs innigste verwandt waren die Brüder, in deren Nähe Veronika nun lebte. Georg hatte schon durch Andreas viel von Veronikas seltenen Tugenden, ihrer Aufopferung für anderer Wohl und ihrem schwergeprüften, jungen Leben gehört. Der wohlthunende Einfluß ihres Umgangs übte auch auf ihn, wie auf andere, einen eigenen Zauber aus. Er beobachtete sie, wie sie rastlos und unermüdet am Bette ihres Bruders wachte und sorgte; ihre Einfachheit und Anspruchslosigkeit bei so seltenen Tugenden gewannen ihr die Achtung ihres neuen Betters immer mehr, er erkannte ihren vollen Wert, und der Gedanke, Veronika als sein Weib mit nach Amerika zu nehmen, gewann immer mehr und mehr Raum in seiner Seele.

Veronika durchlebte indessen Tage der Angst und Sorge. Dem Eduards Leben schwebte in Gefahr. Aufopfernde, hingebende Liebe, herzinniges Gebet vermag viel am Krankenbette unserer Geliebten. Es schien, als wolle die toddrohende Krankheit, seit Veronikas Liebe mit ihr im Kampfe begriffen war, Schritt vor Schritt vom Kampfplatze weichen.

Die Wut des schrecklichen Fiebers war gebrochen, Eduard war wieder Herr seiner selbst, er konnte dem milden Schwesterange dankend entgegenlächeln und die Hand drücken, die so sanft sein Schmerzenslager rückte.

Eduards Troß und Unmut schien mit der Krankheit von ihm gewichen zu sein. Er war sanft und mild wie nie, es schien, als sei eine Eishülle von seinem Herzen geschmolzen.

Einst, da er, Veronikas Hand in der seinen haltend, im Bett aufgerichtet saß und mit lächelndem Blick in der Schwester freundliches Gesicht schaute, sagte er plötzlich:

„Höre, Veronika, du sagtest mir einst, als ich, der Tyrannei des Betters müde, zu dir kam und du mich nicht behalten wolltest und konntest, es gebe kein anderes Mittel für mich, um dir den Kummer und mir die Schande zu ersparen, als die fünf Jahre beim Better auszuhalten. Nun siehe, die fünf Jahre sind um, ich habe dein Gebot erfüllt. Bist du mit mir zufrieden?“

Veronika lächelte und nickte ihrem Bruder freundlich zu. Dieser aber fuhr fort: „Ich habe in den fünf Jahren mehr als fünfmal denselben Weg zu machen im Begriff gestanden, aber ich dachte an dich und dir zu Liebe bin ich geblieben. Aber nun ist's aus. Ich habe mit Widerwillen und

Abscheu meine Lehrzeit überstanden. Ich mag kein Kaufmann werden, ich mag niemandem dienen und niemandem gehorchen; — außer dir. Nun höre, Brona, ich gehe nicht mit dem Better Georg nach Amerika, sondern ich gehe mit dir, ich bleibe bei dir, wir wollen zusammen wirtschaften und ich werde Müller. Bist du's so zufrieden?"

Beronika war anfangs stumm vor Staunen, als sie den Vorschlag ihres Bruders hörte. Es lag so viel Trost, so viel Menschenhaß und doch auch wieder so viel rührende Liebe zu ihr in den sonderbaren Ansichten, die sie eben gehört, daß sie kaum wußte, ob sie ihrem Bruder zürnen oder für seine Anhänglichkeit danken sollte.

Er war ein eigentümlicher Mensch, der sich schwer in der Welt zurechtfinden konnte, der von niemandem geliebt und verstanden, immer einsam sein würde. Das fühlte Beronika. Sie fühlte auch, daß sie ihren Bruder zu verstehen und lieben und auch glücklich zu machen imstande sei. Und so ging sie denn auf seinen Plan ein und versprach ihm, mit ihm zu wirtschaften und immer bei ihm zu bleiben. Und die fünf Jahre Lehrzeit sollten ihnen beim Geschäft, was sie nun großartiger betreiben wollten, trefflich zu statten kommen.

Eduard umarmte seine Schwester und lachte und freute sich auf die Zeit, wo er Müller sein würde.

„Aber nun,“ sagte Beronika, „ist es auch die höchste Zeit, daß ich heimkehre und sehe, wie alles steht und geht, denn es hängt mir gewaltig nach meinem kleinen Reich, in dem die arme Luise, des Scepters noch so unkundig, seit länger als sechs Wochen regieren muß?“

„Du willst fort, Beronika, und ohne mich?“ fragte Eduard traurig.

„Ja, ich muß fort, mein Bruder,“ sagte Beronika, „aber ich lasse dich nicht ohne Pflegerin. Eine bessere, schönere und eben so liebende Pflegerin sollst du haben als mich. Ich sende dir Luise, die mag bei dir bleiben bis du wieder ganz frisch und munter bist, und sie mag dich mit heimbringen nach der lieben, alten Mühle.“

Beronika teilte dem Better diesen Abend ihren Plan mit, sagte, daß sie Luise statt ihrer senden wolle, und machte sich sogleich daran, ihr Köfferchen einzupacken.

Über alle im Hause kam ein Gefühl der Wehmut, da Beronika scheiden wollte, alle hatten sie lieb gewonnen und fühlten sich in ihrer Nähe wohl.

An diesem Abend spät saß Beronika einsam in ihrem Schlafkammerchen

und hielt einen Brief in ihrer Hand, den sie beim Schein der kleinen Lampe gelesen und wieder gelesen und nun von seltsam widerstrebenden Gefühlen erfaßt, zwischen ihren schlanken, zitternden Fingern zerdrückte.

Es war ein Heiratsantrag ihres Betters Georg. Auch sie hatte Georg schätzen und lieben gelernt. Eine neue, schöne Welt that sich plötzlich vor ihr auf. Sie hatte so viel gelitten und so viel entbehrt, ertragen und geweint in ihrem Leben. Nun sandte ihr Gott Ersatz — aber nein, sie sollte fort, ihre Pflichten, die sie so treu erfüllt bis daher, sollte sie dahinten lassen und einer Stimme in eine neue Welt folgen, die sie nur zu ihrem eigenen Glück rief? Ihren Bruder, der sie bedurfte, um glücklich zu sein, dem sie erst versprochen hatte, ihn nimmer zu verlassen, die junge Luise und vor allem den armen, geisteskranken Vater sollte sie verlassen, er, der ihrer pflegenden Hand so sehr bedurfte, mit jedem Jahre mehr bedürfen mußte?

Sie kämpfte nicht lange mit der Wahl ihres eigenen Glückes und dem Glück derer, die ihr die Nächsten waren.

Noch am selben Abend schrieb sie Georg ihre Antwort, und in der Frühe des nächsten Morgens fuhr sie zurück nach der alten Mühle, die sie nun nie mehr zu verlassen gedachte.

Bald stand Veronika wieder im weißen Häubchen, mit der weißen Schürze und dem freundlichen Gesicht auf ihrem alten Platz im Mehlladen. Es hatten sich während ihrer Abwesenheit, trotz Luisens und Susannens Regiment, so manche kleine Unordnungen in ihrem Reiche eingeschlichen. Sie fand alle Hände voll zu thun. Der alte Vater freute sich und lächelte und nickte ihr zu, als hätte er sagen wollen: „Habe Dank, mein Kind, daß du den alten Vater nicht verlässest.“ Luise war längst schon beim Better in A — und pflegte ihren Bruder und lehrte ihm die ersten Schritte machen, als er wankend und zitternd sein Krankenbett verließ.

War Friede und Anmut Veronikas Begleitung gewesen, als sie beim Better in A — gewohnt, so zog mit Luise Glanz und Sonnenschein ins Haus ein. Ihre Schönheit war eben im strahlendsten Entfalten, ihre Seele und ihr Gemüt waren mit Tugenden geschmückt, die gleichsam der Abglanz und Spiegel derjenigen zu sein schienen, die sie erzogen und gebildet hatte zu dem, was sie war.

Die Genesung Eduards ging nur mit langsamen Schritten vorwärts. Luise blieb lange aus, ehe sie mit dem Bruder zur harrenden Schwester heimkehrte.

Beronika hatte lange keine Nachricht über Eduards Befinden erhalten, und mit doppelter Freude empfing sie eines Abends einen Brief, der ihr, wie sie hoffte, nun endlich die ersehnte Ankunft der Geschwister melden sollte.

Sie erbrach den Brief, der die kleinen, zierlichen Schriftzüge von Luise's Hand trug, ihr Auge durchflog die Zeilen, ein eigenes Lächeln glitt über ihr Antlitz, ihre Augen leuchteten auf — „Gott segne sie beide, mögen sie glücklich sein!“ rief sie leise. Plötzlich schrak sie zusammen. Eine Thräne war von ihrem Auge auf den Brief in ihrer Hand gefallen.

In einigen Wochen erst kamen die Geschwister in der Mühle an. Eduard munter und vollständig genesen, Luise schöner und glücklicher als sie abgereist, sie kam — als Georg's Braut.

Nun gab es rege Hände im Hause, denn es galt, eine schöne und reiche Aussteuer für Luise zu schaffen. Beronika holte die feinsten Gespinnste aus dem Sinnenschrank und schnitt zu und nähte und stückte und füllte die Brauttrüben, die Luise in die neue, ferne Heimat begleiten sollten. Aber Wochen und Monden strichen hin. Alles war bereit, und die Bettern kamen. Georg führte seine junge, schöne Braut zum Altar. Es gab eine lustige Hochzeit in der Mühle. Beronika flocht die Brautkrone in Luise's schönes Haar und küßte ihr den mütterlichen Segenskuß auf die Stirn.

Und die Trennungsstunde kam. Luise nahm Abschied von dem Heimat-hause, dem alten Vater, den Geschwistern und allem, was ihr einst das teuerste gewesen, und folgte ihrem Gatten in die neue, unbekannte Heimat jenseits des rauschenden Ozeans.

Sie fuhren dahin. — „Gott segne sie beide, mögen sie glücklich sein!“ flüsterte Beronika und ging an ihre Alltagsgeschäfte, die ihrer harften. Wieder war es still in der Mühle.

Die Räder klapperten, Eduard war Müllerbursche und griff das neue Werk mit Lust und Liebe an. Bald war er Beronika's kräftige Hilfe, die Geschwister wirtschafteten zusammen. Beronika hatte brav gespart und verdient; das Gut der Waisen hatte sich vermehrt, Gottes Segen hatte auf ihrer Hände Arbeit geruht.

Der alte Müller saß noch immer auf der Sofaede, aber sein Haar war nun schneeweiß, und sein Gesicht war verfallen und mit Runzeln bedeckt.

Nichts unterbrach dies stille, einsörmige, arbeitsvolle Leben Beronika's, als wenn ein Brief aus Amerika kam.

Dann gab's Festtag in der Mühle. Beronika kannte keine größere

Freude, als Luizens und Georgs Briefe. Und diese Freude ward ihr oft zu teil. Luise hatte viel zu schreiben von dem Leben und den anderen Sitten und den Gebräuchen, die sie drüben gefunden, von ihres Mannes schönem Haus und allem Schönen und Herrlichen und Neuen, was ihr die jetzige Heimat bot. Und als sie nun alles sattjam beschrieben und wieder beschrieben hatte, da schrieb sie wieder von der alten Heimat und der Mühle und dem Mühlensteg, und alle alten Kindererinnerungen frischte sie auf; wie sie des Nachts im Walde gelegen und die kleine Anna in den Mühlgraben gefallen sei, und mancherlei, was Veronika schon halb vergessen hatte.

Auch Georg schrieb immer ein paar herzliche Worte dazu, und das alles atmete nur Glück und Freude.

Ein Jahr ging hin und noch eins, und das dritte war im Verlaufen. In der Mühle blieb alles beim alten. Eduard ward ein tüchtiger Müller und hatte bis jetzt noch nicht die Wahl des neuen Berufs bereut. Aber der alte Mann in der Sofaecke ward hinfalliger und schwächer mit jedem Tag, und eines Morgens war die Sofaecke leer, denn sie hatten den Müden hinausgetragen und ihm ein Bett bereitet zwischen seiner Frau und seinem Kinde. Luizens Briefe kamen immer noch regelmäßig, und Veronikas Antworten gingen ebenso pünktlich hinüber. Aber Luise schrieb immer weniger von Amerika und immer mehr von der alten Heimat, und durch all die schönen, liebewarmen Worte und die Versicherungen ihres Glückes wehte doch zuweilen ein so schmerzlichbanger, sehnsuchtsvoller Klang, daß er Veronika mitten ins Herz schnitt, und mit dem schmerzgeprüften, liebegehehrten Blick las das Schwesterange schon längst zwischen den Zeilen in Luizens Briefen das bange Wort, welches ihre Feder nicht schreiben wollte: „Heimweh.“

Und so war es. Luise, umgeben von Glück, Liebe, Reichthum und allem, was das Leben verschönt, krankte drüben im fremden Boden. Die herrliche Blüte war bleich geworden, und alle Liebe und Sorgfalt ihres Gatten vermochten die brennende, verzehrende Sehnsucht nicht aus Luizens Herzen zu scheuchen.

Nach und nach wurden Luizens Briefe seltener, Veronika sah ihnen nicht mehr mit der ungetrübten, hoffenden Sehnsucht, sondern mit Bangigkeit und Sorge entgegen.

Einmal kam ein Brief von Georg. Veronika erblickte, denn sie ahnte, daß Luise krank sei. Ihre Sorge bestätigte sich. Georg schrieb, daß Luise am Heimweh krank und siech daniederliege. Die Todesnachricht ihres

Vaters hatte die lange schon heimlich zehrende Flamme zum Ausbruch gebracht. Vor allem andern aber quälte sie die Sehnsucht, Veronika zu sehen, „der Anblick ihrer Schwester könne sie gesund machen,“ hatte sie oft schmerzvoll ausgerufen.

„Können Sie, die so edel, so aufopfernd bis jetzt nur dem Glück anderer gelebt,“ schloß Georgs Brief, „können Sie den Sehnsuchtsruf Ihrer fernen Schwester hören und ihr Herz brechen lassen, ohne ihm zu folgen? O, kommen Sie, kommen Sie zu uns, offene Arme, liebende Herzen erwarten Sie, was Liebe und Dankbarkeit ersinnen kann, um Ihr Leben zu erfreuen, werden unsere Herzen Ihnen zu bieten suchen. Jetzt sind Sie daheim frei von bindenden Pflichten. Der Vater ist heimgegangen und bedarf Ihrer pflegenden Hand nicht mehr, Eduard ist selbständig genug, um die Mühle und das Geschäft fortzuführen. Und können Sie sich nicht für immer von der Heimat und Ihren Pflichten daheim trennen, nicht immer bei uns bleiben, so kommen Sie nur auf kurze Zeit, Ihr Anblick schon wird meine geliebte Gattin dem Leben, ihrem Mann und ihrem kleinen Kinde erhalten. Werden Sie diesmal Ihrer schönen, großen Lebensaufgabe, andere zu beglücken, nicht untreu, kommen Sie zu uns!“ —

Konnte Veronika zögern? Luise krank, sterbend vielleicht vor Sehnsucht nach ihr! Und sie sollte zögern? Kein Ozean konnte Veronika hindern, ihrer Liebespflicht zu folgen. Sie rüstete sich zur Abreise.

Georg hatte recht. Sie hatte keine bindenden Pflichten mehr in der Heimat. Eduard war im stande, der Mühle und dem Mehlhandel vorzustehen. Und sie ließ ihm ja Susannen, die alles wußte und kannte, wie sie selbst, und treu und brav war wie Gold.

So dachte Veronika. Aber Eduard dachte anders. Er wollte von keiner Abreise hören, jedes Wort davon erfüllte ihn mit Bitterkeit und Unwillen. Er war zu selbstüchtig, um sein Glück und sein Behagen dem Wohle anderer zu opfern. Veronika gehörte zu seinem Glück, und ihr Umgang war ihm in den vier Jahren, seit er Müller war, zum unentbehrlichsten Bedürfnis geworden.

Vergebens versprach ihm Veronika wieder zu kommen, sobald Luises Gesundheit sich gebessert hatte, vergebens malte sie ihm die Lage Georgs, der sein junges Weib verlieren zu müssen fürchtete und all seine Hoffnung an ihr Kommen geknüpft. Eduard bestand trotzig darauf, daß Veronika bei ihm bleiben sollte.

Aber in ihr Zweifeln hinein fiel ein zweiter Brief Georgs, flehender, dringender als der erste. Nun galt keine Wahl mehr. Beide Geschwister bedurften ihrer. Aber Eduard war gesund, kräftig, ein Mann, Luise war krank, in der Ferne, vielleicht dem Tode verfallen ohne ihr Kommen. Veronika traf schnell alle Anstalten zur Abreise nach Amerika. Eduard blieb finster und mürrisch bis zur Abschiedsstunde. Sein alter, böser Trost, der vier Jahre lang geschlummert, war in seinem Herzen aufgewacht. So trennten sich die Geschwister. Susanne sah mit tausend Thränen ihre geliebte Herrin scheiden und blieb nur ungeru und mit Widerstreben bei ihrem Herrn. Sie stand von nun an im Mehlladen auf Veronikas Platz.

Veronika kam glücklich über das Meer, glücklich bis in die offenen Arme ihres Schwagers und ihrer geliebten Schwester.

Aber Luise, die blühende, schönheitstrahlende Luise, der sie den Brautkranz in die Locken geflochten, die glückliche, von Herrlichkeit und Pracht, von Liebe und Zärtlichkeit umgebene Luise war eine vom Heimweh geknickte Blume.

Veronikas Anblick übte eine wunderbare Gewalt auf den Gesundheitszustand der jungen Frau aus. Sie schien, berührt vom Hauch der Schwesterliebe, von einem neuen Leben befeelt zu werden. Georg frohlockte schon im Wiederbesitz seines Glückes. Aber nach und nach fühlten beide, Veronika und Georg, doch, daß dieses Aufblühen der welken Blume kein wirkliches, natürliches war. Die Krankheit saß schon zu tief und fest, hatte schon zu lange heimlich an Luisens Herzen gezehrt, um so schnell ihre schöne Beute frei zu geben.

Veronika war schon Monate lang im Hause ihres Schwagers. Sie wich nicht von Luisens Seite. Sie erzählte ihr von der Heimat, vom Vater, von Susannen, sie schilderte das Klappern der Mühlräder und die Schwalbennester unterm Dach, sie wußte mit der lieblichen Gewalt der Schwachen die Heimatluft, die Heimaterde herbeizuzaubern. Luise lauschte ihr lächelnd mit geröteten Wangen, mit leuchtenden Augen, — dabei schaukelte Veronika Luisens Töchterchen, ihre kleine, einjährige Nichte auf ihren Armen. —

Aber Luise blieb krank.

Endlich erklärten die Ärzte dem trostlosen Georg, daß es nur noch ein Mittel gäbe, um die schwindenden Lebenskräfte Luisens zu fesseln, sie müsse auf einige Zeit nach der Heimat reisen. Dies erschütterte wie ein Donner Schlag Georgs Herz. Als Besitzer und Vorsteher eines der ersten Handels-

häuser von Boston war es ihm unmöglich, sich zum zweiten Male mitten aus seinen Geschäftsverhältnissen herauszureißen, um Luise selbst nach Europa zu begleiten. Und sie von sich zu lassen, obgleich in den Händen und unter dem Schutze Veronikas, sie, die Kranke, der langen, gefährlichen Reise auszusetzen, dieser Gedanke schien ihm gleichfalls eine Unmöglichkeit in sich zu fassen. Indessen war es eben keine Zeit zum Reisen, die rauhe Witterung rückte heran, und so hoffte Georg immer noch auf die Möglichkeit einer Genesung, ehe eine bestimmte Entscheidung notwendig werden mußte.

Luise hatte die Meinung der Ärzte theils mit Bangigkeit, theils mit heimlicher Wonne vernommen. Sie suchte zwar ihre Freude, mit der sie der Gedanke an ein Wiederbetreten des heimatlichen Bodens erfüllte, vor Georg zu verhehlen, um ihm nicht weh zu thun. Sie zürnte sich selbst und quälte sich mit Vorwürfen, daß sie, im Besiz alles dessen, was ihr teuer war, von Liebe und Sorgfalt umgeben, nicht glücklich zu sein vermochte. Sie kämpfte mit ihrem Herzen und suchte sein Verlangen zu beschwichtigen, indem sie sich zu überzeugen bemühte, daß die Befriedigung all ihrer Wünsche in Georgs und Veronikas Liebe, im Lächeln ihres Kindes enthalten sei. Dann zwang sie sich zur Heiterkeit und Freude, und Georg und auch die Ärzte glaubten an ihre Genesung, und sie glaubte es selbst; aber leise durch all' diese künstliche Heiterkeit klang die nimmer beschwichtigte Stimme in ihrer Brust, die weinend und flehend nach jenem kleinen Fleckchen Erde jenseits des Meeres verlangte, wo sie geboren worden und ihre Kindheit verlebt hatte.

Veronika wußte es wohl, daß es in Amerika keine Genesung mehr für ihre Schwester gab, und sie fühlte, wenn alle an Besserung glaubten, daß Luise nur kränker war, und sie ahnte die Kämpfe, die Luise mit ihrem eigenen Herzen kämpfte. Noch immer hatte Veronika keine Nachricht von Eduard. Sie hatte ihm öfters geschrieben, aber er blieb stumm. Das kränkte und quälte ihr Herz, denn sie liebte ihre Geschwister mit gleicher Liebe, obgleich ihr Eduard schon manchen Kummer bereitet hatte. Endlich war es wieder Frühling. Den ganzen Winter hindurch hatte Luise gestiebt und gekränkelt und mit banger, ahnungsvoller Freude dem werdenden Lenz entgegengeblickt. Das Wetter war mild und still, nichts war nun einer Reise nach Europa mehr hinderlich, nichts — und doch so viel.

Georg hatte dem Drängen der Ärzte, die kein Mittel mehr kannten, um Luise zu retten, mit blutendem Herzen nachgegeben. Veronika begann einzupacken, auch ihr Herz bangte nach der Heimat, und doch zürnte sie

ihrem Bruder, der sie seit Jahresfrist ohne Nachricht, ihre freundlichen Briefe ohne Antwort gelassen hatte.

Die Gatten mußten sich trennen. Georg übergab sein Liebstes, Weib und Kind, denn Luise mochte sich um keinen Preis von ihrem Kinde trennen, Veronikas Sorge und Pflege. Die Geschäfte waren so dringend, so fesselnd in dieser Jahreszeit, daß Georg dem Gedanken nicht Raum geben konnte, seine Gemahlin zu begleiten. Aber er versprach, nach einigen Monaten nachzukommen und dann im Herbst Luise mit Gottes Hilfe als eine Genejene wieder heimzuleiten.

Es sollte also nur eine Trennung für kurze Zeit sein, und doch schlugen aller Herzen so beklommen, doch sagte eine innere Stimme jedem von den Scheidenden, daß es eine Trennung für lange, lange Zeit sein würde.

Susanne, die treue Dienerin, stand immer noch im Laden und harrete aus in der Erfüllung ihrer Pflichten. Es war Mai geworden und schon ein Jahr seit Veronikas Abreise verstrichen. Susanne hatte nichts von ihrer teuern Herrin gehört. Eduard sprach nichts mit ihr, als was eben sein mußte. Und wie viel hatte sich in diesem einen Jahr in der alten Mühle verändert!

Es war Abend geworden. Susanne wollte den Laden schließen, da drang der Ton heranrollender Räder an ihr Ohr. Sie eilte vor die Thür, ein Reisewagen kam die Straße entlang, sie sah ein schönes, blaßes Gesicht, welches sich aus dem Wagenfenster bog und sehnsuchtsvoll der alten Mühle entgegenblickte.

Das war Veronika nicht!

Aber der Wagen hielt, Susanne stieß einen Freudenschrei aus, denn Veronika, ihre geliebte Veronika stieg aus und eilte ihr entgegen. Luise und die Wärterin mit dem kleinen Kinde folgten ihr.

Susanne konnte sich nicht fassen in ihrer Freude, und doch blickte sie mit scheuem ängstlichen Blick umher. Luises blaße Wangen, die weißen, mageren Hände, welche die ihren drückten, machten die Freude auf ihren Lippen verstummen.

Veronika blickte am Häuschen empor, sie sah, daß alles frisch und blank war, daß neue Gardinen und Blumentöpfe die Fenster schmückten. Alles kam ihr so fremd, so neu und doch so unheimlich vor.

Sie gingen in den Laden, auch da stand und lag alles anders als in der gewohnten Ordnung, da waren Tische und Stühle mit frischer Farbe

gemalt. Veronika sah sich staunend und schweigend um. „Aber was thatest du, Susanne?“ fragte sie, „es ist alles anders geworden, als da ich fortging!“ „Ich that es nicht,“ sagte Susanne und blickte mit traurigem fragenden Blick auf Veronika.

„So hat es mein Bruder gethan?“ fragte Veronika. Susanne schüttelte mit dem Kopf.

„So wissen Sie nicht? —“ fragte sie.

Aber da machte Luise die kleine Thür auf, die nach der Wohnstube führte. Sie gingen alle hinein. Veronika blieb an der Thür stehen, auch hier war alles anders und neu. Keins der alten Gerätschaften, die sie von Kindheit auf gekannt, stand noch am wohlbekanntem Platz. Das alte Sofa, auf dem ihr Vater so manches Jahr gesessen, war verschwunden, ein neues stand an seiner Stelle, und auf diesem saß eine fremde Frau, die den Eintretenden verwundert mit einem kalten, finstern Gesicht entgegenblickte.

Veronikas Blicke suchten umher, da öffnete sich die Thür, und Eduard trat ein. Mit einem Freudenruf breitete Veronika die Arme aus, eilte auf ihren Bruder zu und drückte ihn an ihr Herz. Eduard machte sich aus Veronikas Armen los, er zeigte auf die Frau, die vom Sofa aufgestanden war und sagte: „Veronika, ich bin verheiratet, das ist deine Schwägerin!“

Luise war bleich und kraftlos auf einen Stuhl gesunken, die Anstrengungen der Reise hatten ihre Kräfte erschöpft. Die Sorge um sie ließ Veronika das beklemmende, peinliche Gefühl, welches sie ihrer neuen Schwägerin gegenüber empfand, vergessen.

Die beiden Schwestern mit dem kleinen Kinde mußten mit einem engen Stübchen unterm Dach vorlieb nehmen, denn die junge Müllerin, eine reiche Bauerntochter, hatte alle Räume des kleinen Häuschens für sich in Beschlag genommen.

Susanne eilte hinauf zu Veronika. Sie hatte so viel auf ihrem Herzen. Beide vergaßen, daß die eine Herrin, die andere Dienerin war, sie fielen sich in die Arme und weinten. Luise war sehr leidend. Ihre Kräfte nahmen nicht mehr zu, ihre Wangen wollten nicht mehr blühen und ihre Lippen nicht mehr lachen lernen. Ach, die Heimat, die in ihren Träumen vor ihr gestanden, war so sinnig und traulich, und die Heimat, die sie gefunden, war so kalt und fremd und öde. Veronika fühlte bald, daß ihres Bleibens im Vaterhause nicht länger sei. Sie sah sich von dem Platze, auf dem sie so lange Jahre in Freud' und Leid, in Hoffnung und Trübsal gestanden,

hinweggedrängt. Das Scepter über ihr kleines, liebes Reich führte eine andere; und sie führte es mit strenger und gewichtiger Hand, das zeigten Susannes trübe, verweinte Augen, das zeigten die finstern Gesichter der Mühlknappen, das zeigten die traurigen Blicke der armen Leute, die jetzt ohne das gewohnte Almosen den kleinen Mehlladen verlassen mußten.

Beronika fragte ihren Bruder nicht und machte ihm keine Vorwürfe. Das innige Verhältnis zwischen den Geschwistern war zerstört. Eduard konnte es Beronika nicht vergeben, daß sie ihn verlassen hatte, selbst Luises Leiden konnten seinen trotzigem Sinn nicht versöhnen. Beronika versuchte ihrer Schwägerin mit Vertrauen und Freundlichkeit näher zu kommen, aber ihre herzliche Ansprache verhallte an dem kalten Gemüt der jungen Müllerin. Sie fand nur Mißtrauen und Kälte. Ihr Herz voll Liebe und Aufopferung widmete sich von nun an nur noch ihrer kranken Schwester und deren Kinde.

Der Aufenthalt in der Mühle wurde den beiden Schwestern unter solchen Verhältnissen zur Qual. Luise war auch so leidend, daß der Lärm im Hause, woran es die Schwägerin nicht fehlen ließ, das Rauschen des Wassers und das Klappern der Räder, worauf sie sich so gefreut, ihr unerträglich ward. Sie verlangte nach Ruhe.

Beronika verhehlte in ihren Briefen an Georg nicht, den Gesundheitszustand ihrer Schwester als sehr gefährlich zu schildern, sie mußte, welcher Schmerz ihrer harrete und sie blickte ihm mit christlicher Ergebung entgegen.

Sie ließ Eduard zu sich kommen und sagte ihm, daß sie sich wegen Luises Zustand gezwungen sehe, die Mühle zu verlassen und einen ruhigeren und stilleren Wohnort zu suchen. Dann fragte sie ihn, ob er es wünsche, daß sie für immer und ganz von der Mühle wegziehen solle, und ob er ihrer Hilfe nicht zu gebrauchen gedenke.

Eduard sagte seiner Schwester ohne große Umschweife, daß er mit ihrem Plane einverstanden sei, daß er ihre fernere Hilfe entbehren könne und in der Thätigkeit seiner Frau eine hinreichende Stütze habe. Er erklärte sich auch bereit, das Erbteil seiner Schwestern herauszuzahlen, wenn sie ihn im alleinigen Besitz der Mühle ließen. Beronika hörte ihm schweigend zu. Der Undank, die Herzlosigkeit und Härte ihres Bruders thaten ihr im innersten Herzen weh. Aber sie ließ ihn in allem gewähren. Ihre Sorge und Liebe gehörte Luise.

Bald hatte sie ein kleines Asyl gefunden, wohin sie die kranke Schwester zu bringen gedachte, wo sie unter ihrer Pflege und Sorgfalt stille Tage

verleben und — ruhig sterben konnte. Es war ein kleines Gartenhaus, welches vor dem Thore der Stadt lag, still und abgetrennt von allem Geräusch des Lebens, zwischen Blumen und Bäumen tief versteckt.

Sie nahm ihr kleines Vermögen in Empfang, kaufte das Häuschen mit seinem Garten, richtete alles nett und wohnlich ein, und es blieb ihr noch so viel, um ein einfaches aber sorgloses Auskommen zu haben.

Dann verließ sie mit ihren Lieben die alte, geliebte Mühle. Eduard und seine Frau sahen die Schwestern ohne Klagen ziehen. Die treue Susanne folgte ihrer geliebten Herrin in ihr neues, stilles Haus.

Luiſe ward schwächer mit jedem Tage, trotz der liebenden Pflege ihrer Schwester, trotz der besten ärztlichen Hilfe. Sie schwand hin und verwelkte sichtlich.

Georg kam auf Veronikas Bitte, ehe noch seine Geschäfte ihn frei ließen. Er kam noch eben recht, um seiner geliebten Luiſe die letzten Stunden ihres Lebens zu erhellen und sie — in ein fernes Grab zu betten. Luiſe starb einen schönen, sanften Tod in den Armen derer, die sie liebte.

Die Sorge für ihr Kind übergab sie Veronika. Georgs Schmerz war grenzenlos, aber das Leben rief ihn zurück von dem Grabe, welches sein Liebstes barg. Er wollte sein Kind mit nach Amerika nehmen, aber auch Veronika behauptete ihr Anrecht an das geliebte Wesen, das Letzte, was von dem Teuersten ihr geblieben. Georg erkannte die Gefahr einer zweiten Reise über das Meer für das zarte Kind, er sah ein, daß Veronikas mütterliche Pflege das beste Glück sei, welches er seinem Kinde konnte zu teil werden lassen. —

So entschloß er sich endlich zur Trennung. Luiſens Tochter blieb in Veronikas Händen zurück, sie blieb mit der Tante in dem kleinen, stillen Gartenhaus. Die Wärterin des Kindes ging ebenfalls nach Amerika zurück, und Susanne teilte sich mit der Tante Veronika in die Pflege des Kindes.

So lebte die Tante allein mit ihrer Trauer, ihren Erinnerungen, ihrem Kinde. Alle Liebe, alle Sorgfalt, alle Aufopferung, welche sie einst der Familie gewidmet, wendete sie nun dem kleinen, ihr anvertrauten Bögling zu. Sie bemühte sich wohl auch, die Keime der Tugenden, die sie selbst so herrlich schmückten, in das junge Herz zu legen. Ach, daß es ihr gelungen wäre! Aber sie fand unfruchtbaren Boden! —

Veronikas Schwager kehrte nicht mehr nach Europa zurück. Er fürchtete sich, die Stätte und das Kind wieder zu sehen, die ihn an das größte Glück

und den größten Schmerz seines Lebens erinnern mußten. Aber er blieb in öfterem Briefwechsel mit seiner Schwägerin Veronika.

Eduard und seine Frau machten keine Annäherung wieder und wollten von keinem freundlichen Umgang mit Veronika wissen. Nur einmal betrat Veronika die alte Mühle wieder, aber ein liebloser Empfang scheuchte sie für immer zurück. Dennoch zürnt sie ihrem Bruder nicht, denn sie weiß, daß er trotz seiner großen Fehler und seines harten Äußeren einen bessern Kern birgt, den sie in früherer Zeit einigemal unter der rauhen Schale hervorleuchten sah. Sie mißt die Hauptschuld ihrer Schwägerin bei und wohl mit Recht. Jetzt lebt die alte Mühle nur noch in der Erinnerung, denn Eduard hat vor Jahren das kleine Häuschen mit dem Mehlladen und die Wassermühle niederreißen und eine große Dampfmühle an deren Stelle erbauen lassen, deren geschwärzter, riesiger Schlot unheimlich in die Lüfte emporragt. Veronikas Nichte ist aber nicht ganz fremd in der Mühle, denn sie geht auf der Tante Veranlassung öfters hin, und es ist ihr zuweilen sogar gelungen, einen freundlichen Blick von dem griesgrämigen Onkel zu erhaschen. —

Meine Geschichte ist zu Ende. Ich sende sie Dir; nun für heute genug.
Sfidore.

Den 30. September.

Liebe Ottilie!

Du hast die Geschichte von Tante Veronika gelesen, und sie hat Dich ergriffen. Ach, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, was meine Brust erfüllt. Es ist mir, als sei mein Herz zerschmolzen in Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit. Wenn ich sie glücklich machen könnte und ihr Freuden und Ersatz für so viel Leid und Entbehrung bieten! Aber ach, was kann ich für sie thun? Ich habe nur empfangen bis heute, und womit soll ich sie bezahlen? Ich kann nichts thun als sie lieben.

Ich danke Susanne, daß sie meine Augen geöffnet und vor ihnen den Schleier gelüftet hat, der die Lebensgeschichte meiner Tante verhüllte. Wie so anders sehe ich jetzt das liebe, bleiche Gesicht an, welches immer nur Lächeln für mich hat. Die Tante wundert sich, daß ich so verändert sei, ach ich bin eine reuige und zerknirschte Sünderin, wie schlimm muß ich gewesen sein, da sie mich jetzt verändert findet, wo ich doch nichts, gar nichts thue als meine Schuldigkeit, während ihr ganzes Leben nur Selbstverleugnung

und Aufopferung gewesen! Susanne wundert sich gar nicht, sie weiß ja, daß jeder, der sie kennt, sie anbeten muß.

Der Arzt findet die Tante täglich besser, ach, wie glücklich bin ich darüber! Bald wird sie ihr Bett verlassen dürfen, dann soll sie sich auf mich stützen, ich will sie hinausführen in unsern schönen, stillen Garten und ihr ihre Lieblinge zeigen, die, ach, so lange ihre Pflegerin missen mußten.

Die Tante sprach schon mehreremal von meiner Abreise nach der Pension, sie ließ sich die neuen Koffer zeigen und meinen neuen Hut und die Kleider.

Ich soll sie verlassen, jetzt, wo ich erst das Glück ihres Umganges begreifen gelernt! Ach, ich thörichtes Wesen, die ich mich von ihr hinwegsehnte, da sie mich bei sich behalten wollte, und nun, da sie mich von sich entfernen will, so gern, ach so gern bei ihr bliebe! Wo kann ich mehr und besseres lernen, als in ihrem Umgang? Ach, dürfte ich bei ihr bleiben!

Den 3. Oktober.

Heute ist ein Freudentag für mich, denn Tante Veronika ist zum ersten Mal von ihrem Bett aufgestanden. Wir hatten ihren Lehnstuhl ans offene Fenster gerückt und führten sie hin. Wie ist sie schwach, matt und abgezehrt!

Die milde Luft, die ihr entgegenwehte, that ihr so wohl, sie wunderte sich, daß sie Georginen im Garten blühen sah; sie hat ja den ganzen schönen Sommer auf dem Krankenbett verlebt. Ich war so froh, ich setzte mich zu ihren Füßen und sah empor in ihr liebes, blaßes Gesicht. Sie legte ihre Hand leise auf mein Haupt, es war mir, als ob der Segen einer Heiligen sich über mich ausgöffe.

„Tante,“ rief ich plötzlich, „liebe Tante, ich habe eine Bitte, deren Gewährung mich glücklich machen wird!“

Sie sah mich stumm an, sie glaubte gewiß, ich trüge Verlangen nach einem neuen Kleid oder einem Vergnügen. „Laß mich bei dir bleiben, Tante,“ rief ich, „ich will dich pflegen und nie wieder kränken, aber schicke mich nicht fort von dir!“

Die Tante sah mich ungläubig an und sagte lächelnd: „Du willst nicht nach der Pension gehen, wo du dich so hinsehntest, wo deine Freundin ist und du noch viel Schönes lernen sollst?“ — „Nein, Tante, ich will nicht nach der Pension, ich will bei dir bleiben und von dir lernen, ich möchte

dir ähnlich werden, Tante!" Die Tante neigte sich über mich, umschlang mit beiden Händen mein Haupt, und ich fühlte ihre warmen Thränen über mich tauen. „Aber dein Vater, Kind," sagte sie leise, „er wird dich von mir fordern und in die große Welt führen. Es fehlt noch manches an deiner Ausbildung!"

Ich wußte nichts mehr zu sagen. Ach, mein Vater, mein Vater, der mir so fremd und so fern und so unbekannt ist! Wie der Gedanke an ihn mich so seltsam erfaßt! Warum hat er kein Verlangen nach seinem fernem Kind? Und meine Mutter, meine schöne, tote Mutter! Ich stehe jetzt oft sinnend vor ihrem Bilde und blicke sie an und möchte meine Arme um sie schlingen und den lieben Mund küssen!

Aber höre, es ist mir doch noch gelungen, meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Mein Herz schlägt noch einmal so froh, ich darf bei ihr bleiben! Unter Küßsen und Thränen habe ich ihr Jawort erschmeichelt. Nun soll mein Leben nur ihr gelten, ich will ihr Freude machen und alles zu Liebe thun. Und ich hoffe, wenn ich mich bestrebe, ihr ähnlich zu werden, so werde ich auch meinem Vater keine Schande machen, wenn er mich in die große Welt einführen will!

Gestern hatten wir einen seltenen Besuch, Onkel Eduard war bei uns oder vielmehr bei der Tante, denn ich ging aus dem Zimmer, da es mir schien, als ob er allein mit seiner Schwester bleiben wollte. Sie haben lange zusammen gesprochen, und als er endlich von ihr ging, hatten beide geweint. O, wie gut ist es, daß es einen Weg der Reue und Buße giebt, um begangene Fehler zu sühnen!

Ich glaube, er hat seine Schwester um Verzeihung gebeten, und sie wird ihm gewiß verzeihen haben, obgleich er ihr so wehe gethan. Ich werde diesen Winter sehr fleißig sein, ich soll Englisch lernen und Tanz- und Gesangunterricht haben. Auch hier giebt es gute Lehrer, und ich werde mir viel Mühe geben. Ich werde auch mit Susanne im Haushalte helfen, wozu ich freilich früher nie viel Lust gehabt. Aber die Tante sagt, ich müßte auch in der Wirtschaft Bescheid wissen, und ich glaube gewiß, daß sie recht hat.

Meine Briefe werden wohl nun etwas seltener werden, denn um so viel zu lernen, muß man mit der Zeit sparsam umgehen.

Künftigen Sommer will die Tante eine Reise mit mir machen. Die gute Tante, wie freue ich mich darauf!

Aber da klopft es an meine Thür; es wird Susanne sein, welche mir sagt, daß die Tante aufgewacht ist. Ich versprach, ihr vorzulesen. Lebe wohl und schreibe bald

Deiner

Jsidore."

Den 15. Mai.

Liebe Ottilie!

Ein Herz, das übervoll ist vor Freude, will ich vor Dir ausschütten! Ein einziges Wort wird Dir mein Glück sagen: „Mein Vater ist gekommen!“ Ich habe ihn gesehen, nach dessen Anblick mein Herz schon so lange sehnsüchtig fragte, den ich mir in tausend Bildern vor die Seele gerufen habe. Aber der Vater, den meine Phantasie geschaffen, war ein anderer als der, den ich leibhaftig mit meinen Augen erblickt. Ich habe nie ein Gemälde von meinem Vater gekannt, nur mit meinem Herzen und nach der Beschreibung der Tante habe ich sein Gesicht und seine Gestalt vor mein geistiges Auge gerufen. Ich wußte, daß er schlank und groß, daß sein Haar braun und voll, seine Augen dunkel und sein Gesicht von edlem Schnitt und gesund und kräftig sei. So stand er vor mir. Und als ich, da ich eben mit der Tante im Garten war und ihre Blumen begießen half, einen fremden Mann durch die Gänge daherkommen sah, der doch ganz anders aussah, als das Bild, welches ich von meinem Vater im Herzen trug, da wußte ich es dennoch, daß er es sei, ich fühlte einen Freudenschreck mich durchzucken und zitterte an allen Gliedern. Und wie er mich an sein Herz drückte und mich küßte und unter Thränen ausrief: „Mein Kind, meine Tochter!“ da hielt ich auch meine Thränen nicht länger — und ich weinte und jauchzte zugleich an meines Vaters Brust. Aber als wir ruhiger wurden, als er mit der Tante sprach und ich ihn genauer ansah — ach, mein Vater gleicht dem Bilde meiner geschäftigen Phantasie nicht, seine hohe, schlanke Gestalt ist gebeugt, sein braunes Haar ist mit Grau gemischt, sein Gesicht ist bleich, und Falten ziehen sich um Mund und Stirn. Aber seine Augen, die mich anblickt mit dem strahlenden Blick der Vaterliebe, diese sind so schön, ach nein, tausendmal schöner, als ich sie in meinen Träumen erblickt habe. Die hat der Kummer und die Jahre und die Arbeit nicht getrübt und altern lassen. Ich fühle mich so reich im Besitz, im Anblick meines Vaters, daß ich es aller Welt zurufen möchte und ihr mein Glück verkünden.

Aber hinter diesem Glück, ach, auch hinter diesem steht ein dunkler Schatten, bei dessen Anblick eine unaussprechliche Trauer über mich kommt. Denn mein Vater ist ja gekommen, mich von der Tante Veronika fort und nach Amerika zu holen. Denke Dir, ich soll die Tante verlassen, ganz und für immer! Ich kann den Gedanken nicht fassen, nein, das ist unmöglich!

„Du mußt mit uns reisen, Tante!“ rief ich aus, als mein Vater davon sprach, daß ich ihn nach Hause begleiten solle. Aber da schüttelte die Tante ihr Haupt und sagte traurig: „Nein, Isidore, die alte, müde Tante bleibt hier, mein Segen geht mit euch und soll immer um dich sein, aber mein Leib wird in der Heimerde ruhen!“

Wie das traurig klang! Ach ja, die Tante mag wohl müde sein nach ihrem mühevollen Tagewerk, ihre letzte Krankheit hat ihr viel Kräfte geraubt. Aber von ihr zu gehen vermag ich nicht, soll ich meine Mutter lassen und mit meinem Vater ziehen? Sie ist mir ja so teuer, als ob sie meine Mutter wäre. Und auch sie wird ihr Kind nicht gern von sich lassen. Sie sagt mir ja so oft, wie lieb sie mich habe, und wie doppelt lieb, seit ich — nun Du weißt ja alles — seitdem ich besser (und verständiger) geworden sei. Zwei Gewalten reißen an meinem Herzen. Die Liebe zur Tante, Dankbarkeit und Verehrung heißen mich bei ihr bleiben; die Liebe zum Vater, Pflicht und Gehorsam gebieten mir, mit ihm zu gehen. Ach, daß man nicht ganz froh und glücklich sein kann!

Die Tante tröstet mich, wenn ich im Gedanken an eine Trennung von ihr traurig bin. Aber was sie sagt, macht mich noch trauriger, denn ich fühle doch heraus, wie schwer es ihr wird, mich von sich zu lassen.

Doch ich habe Dir wohl noch nicht gesagt, daß wir, die Tante und ich, schon zur Abreise nach Warmbrunn gerüstet waren, als mein Vater hier ankam. Die Tante sollte dort baden und sich an der herrlichen Luft neue Kraft und Gesundheit trinken. Der Vater hatte nichts vorher geschrieben, um uns vollständig zu überraschen. Wenn er eine Woche später kam, so hätte er unser Haus leer, unsere Gartenthür verschlossen gefunden, denn auch Susanne sollte mit uns reisen. Des Vaters Ankunft hatte die Badereise zwar etwas aufgeschoben, aber keineswegs aufgehoben. Wir reisen nächste Woche ab. Der Vater wird uns begleiten. Er denkt, gottlob, jetzt noch nicht an die Rückkehr nach Amerika. Er hat sich, wie er sagt, einen langen Urlaub genommen und alle Geschäftsgedanken von sich gestreift. Aber

einmal wird er doch daran denken und dann — ach, da erhebt sich wieder der Zwiespalt in meiner Seele, und ich werde traurig.

Doch jetzt will ich noch froh sein, ja recht froh, recht glücklich. Es wird eine schöne, herrliche Reise sein. Wie freue ich mich, zu reisen, ich bin noch nie gereist. Doch ja, einmal von Amerika nach Deutschland auf dem Arm meiner Wärterin. Doch nun lebe wohl! Unsere Koffer, Du weißt, die schönen neuen, die mich nach der Pension begleiten, sollen gepackt werden. Das ist meine Sache. Ich habe noch viel zu thun bis zur Abreise.

Deine

Isidore.

Am 1. Juli.

Liebe Ottilie!

Ich schreibe Dir von Warmbrunn aus, denn ich kann nicht warten, bis ich nach Hause zurückgekehrt bin. Aus weiter Ferne rufe ich Dir mein Glück zu; Ottilie, nun ist alles, alles gut, der Zwiespalt in den Gefühlen meines Herzens ist gelöst, in laute Freude und Glück aufgelöst! Ich gehe mit meinem Vater und bleibe bei meiner Tante, bei meiner Mutter! Kannst Du das Rätsel lösen? Du glaubst, die Tante hat sich entschlossen, mit uns nach Amerika zu gehen? Nein, nein, die Tante bleibt, der Vater bleibt, ich bleibe. Ja, ja, wir bleiben alle zusammen, zusammen fürs ganze Leben. Verstehst Du nun?

Nun siehe, ich will Dir zu Hilfe kommen und Dir alles erzählen. Mein Vater ist müde des Geschäftslebens, der Arbeiten, Sorgen und Unruhen, mit einem Wort, er ist Amerika müde. Er hat sich entschlossen, sein Geschäft, sein Haus, seine Besitzungen drüben zu verkaufen, will nach Deutschland ziehen und bei seinem Kinde bleiben. Tante Veronika, die ich lange schon als Tochter geliebt, wird meine Mutter werden und — meines Vaters Frau. Ist das nicht herrlich? Während ich mich sorgte und mein Herz hin und her schwankte zwischen zwei theuern Pflichten, hatte Gott schon die Fäden unserer Schicksale so schön zurecht gelegt, die sich nun fest und unauflösbar verschlingen sollen.

Tante Veronika hat sich wunderbar erholt. Du solltest sie sehen, wie sie frisch und gesund geworden ist. Auch mein Vater hat in der schönen Luft und der vielen Bewegung ein viel blühenderes Ansehen bekommen. Wir haben eine herrliche Zeit verlebt. Von der Reise, dem fröhlichen

Badeleben und allem Köstlichen, was ich erlebt und genossen, schreibe ich Dir heute nichts. Wir werden uns wohl bald sehen und sprechen, und dann sollst Du noch viel, recht viel Schönes und Neues erfahren von
Deiner glücklichen

Sfidore.

Die Turmvögel.

Hast du jemals einen Turm erstiegen und von seiner Höhe herab auf die Dächer der Häuser unten, in das Gewühl der kleinen Menschen in den engen Gassen, auf den grünen Kranz der die Stadt umgebenden Gärten und Felder mit dem schmalen Silberfaden des in der blauen Ferne sich verlierenden Stromes geblickt? Und wenn dies der Fall gewesen, ist es dir dann da oben nicht recht froh und wohl zu Sinne geworden, als ständest du über allem Nebel und aller Mühsal des Lebens? Wie einem da die Luft so frisch und kräftig um die Stirne weht und der Himmel zu Häupten so blau und die fliegenden Wölkchen so klar und silberweiß erscheinen!

Ganz so erging es dem alten Türmer, der seit undenklichen Zeiten auf dem alten Turm der Stadtkirche hauste. Er konnte sich von seiner lustigen Höhe nicht trennen, den Ausblick in die freie Ferne nicht missen. Die Welt unten, die Menschen, von denen er hunderte ins Leben hinein- und aus dem Leben hinausgeläutet hatte, waren ihm fremd geworden. Er mochte sich nicht zur Ruhe setzen lassen, obgleich er längst seinen Ruhegehalt durch langjährige treue Dienstzeit verdient hatte, obgleich er bei seinen Kindern draußen auf dem Lande ein müheloses, friedliches Alter hätte erleben können.

So alt er war, der alte Stadttürmer hatte seine Sinne noch sämtlich frisch und scharf, schlug seine Stunden regelmäßig, läutete die Vesperstunden und die Sonn- und Festtage pünktlich ein und versah seinen Dienst so gewissenhaft, daß er ganz in seinem Rechte war, wenn er seinen Posten nicht an einen Jüngeren abtreten wollte.

Nicht oft mehr war er seit langen Jahren von seinem Turmstübchen hinuntergestiegen unter die Menschen, deren Freuden und Leiden er mit den

ehernen Zungen seiner Glocken zu begleiten pflegte. Einmal war es gewesen, da seine Tochter Hochzeit feierte mit dem Gärtner der gnädigen Herrschaft seines Heimatdörfchens. Ein anderes Mal hatte er sein Enkelkind Martha aus der Taufe gehoben, das dritte Mal hatte der alte Mann auf dem Kirchhof daheim an dem offenen Grabe gestanden, in welches sie sein Kind, Marthas Mutter, gebettet hatten. Seitdem mochte er nichts mehr mit der Welt außerhalb seines Stübchens zu thun haben, er brach allen Verkehr mit ihr ab, und nur die Liebe zu seinem Enkelchen war noch das einzige Band, welches ihn mit jener Welt verband. Doch nach dem kleinen Dorfe ging er nicht mehr hinaus, dagegen kam sein Schwiegersohn mit dem kleinen Mädchen zuweilen in Geschäften in die Stadt, und dann besuchten beide den Großvater auf dem Turm.

Der Küster brachte öfters Leute, gewöhnlich durchreisende Fremde, zu dem alten Türmer, und dann ließen sich diese, von der Gallerie des Turmes aus, von dem wortfargen Manne die Straßen und Gassen und Plätze und alles nennen und erklären, was man bei der Rundschau von da oben sehen konnte. Er wußte das längst auswendig, und es lag ihm auch nicht eben viel daran, ob jemand zu ihm kam, um seine Einsamkeit zu unterbrechen.

Nur wenn zuweilen kleine, trippelnde Kinderschritte die schmalen, steilen, schneckenförmig gewundenen Holztreppchen des Turmes heraufgetappt kamen, horchte er freudig auf, ein Lächeln glitt über sein altes, braunes Gesicht, und bald hörte man jauchzen und lachen in dem kleinen, runden Stübchen, in dem es gewöhnlich so still war und nur die alte Wanduhr wie halb eingeschlafen tickte. Marthchen sah gar zu gern vom Turme auf die Stadt herab, ihr ward gar nicht bange und schwindelig; freilich konnte sie über die Steinbalustrade nicht hinaus-, sondern sie mußte zwischen den schmalen Pfeilern hindurchsehen. Dann standen beide lange, lange oft zusammen da oben, und des Greises schneeweißes und des Kindes hellblondes Haar flatterte im Winde. Die Elstern und Dohlen, die oben in den Steinrosen und Nischen der Turmspitze ihre Nester hatten und mit dem alten Mann wie mit einem guten Bekannten vertraut waren, kamen flatternd herbei und holten sich die für sie ausgestreuten Leckerbissen. Martha kannte die schwarzen Vögel längst und hatte keine Scheu vor ihnen. Sie kannte auch bald alles das, was ihr der Großvater so oft von der Höhe aus erklärt und genannt hatte, am besten aber das alte düstere Haus von der Kirche geradeüber, mit den hohen Essen und dem spitzen, zackigen Giebel.

In diesem Hause wohnte das kleine Schloß-Elschen, welches im Sommer mit seinen Eltern in das schöne Herrenhaus kam, an welches der große Garten stieß, in welchem Marthas Vater Gärtner war.

Das finstere große Stadthaus gefiel Martha zwar bei weitem nicht so gut wie das freundliche helle, zwischen Bäumen und Blumen liegende Landhaus mit den grünen Fensterläden; sie hatte auch nie sein Inneres betreten, sie kannte es nur von oben her, wenn es der Großvater ihr vom Turme aus gezeigt hatte.

Martha blieb oft viele Stunden lang beim Großvater, während ihr Vater seine Geschäfte in der Stadt besorgte und sie erst wieder abholte, wenn er fertig war und nach Hause zurückkehren wollte.

Während dieser Zeit schien es, als ob die eingeroftete Stimme des alten Mannes wieder in Fluß käme; er plauderte, lachte und scherzte mit dem Enkelkind und erzählte ihr allerlei, was er in seiner einsamen Welt da oben erlebt hatte.

Und Martha erzählte dem Großvater ebenfalls aus ihrer kleinen Welt daheim, aus dem Garten, in dem sie lebte, von Blumen, Vögeln und Schmetterlingen.

Das Gärtnerskind mischte sich nicht unter die Mädchen des Dorfes, es blieb für sich allein in dem großen, etwas abseits vom Dorfe gelegenen Herrschaftsgarten. Es wuchs wie eine Blume unter Blumen auf.

Weil Martha so fein und artig und nett war, erlaubte die gnädige Frau, daß ihre kleine Elsbeth, wenn sie im Sommer mit ihr auf dem Lande lebte, mit ihr spielte. Die kleinen Mädchen waren im Alter nicht sehr verschieden, Elsbeth war wenig älter als Martha. Die Kinder haschten Schmetterlinge zusammen, banden Kränze, flochten Ketten aus Maßliebchen und jagten einander auf dem großen, glattgeschorenen Rasenfeld, der vor dem Eingangsthor des Herrenhauses lag. Sie hatten beide ein kleines Gartenbeet bekommen, Hacken, Schaufel und Gießkännchen, und nun pflanzten, gruben und gossen sie nach Herzenslust.

Martha bekam Elschens weiße Kleider, wenn sie diese nicht mehr trug, und so waren beide immer schneeweiß gekleidet; beide hatten blonde Locken und trugen blaue Bänder im Haar.

Frau von Brand, die Mutter des Schloß-Elschens, war eine ernste und strenge Frau; sie lachte selten, und Martha fürchtete sich im Anfang vor ihr.

Die Kinder wußten noch nichts von dem Unterschiede, der zwischen beiden bestand; sie waren wie Schwestern, — aber Elschen's Mutter wußte den Unterschied genau und ließ die kleinen Mädchen nur einstweilen so geschwisterlich miteinander verkehren, weil dem kleinen verwöhnten Elschen ohne ihre Spielgefährtin die Zeit auf dem einsamen Landsitz lang geworden wäre und die Bonne nicht immer Zeit und Lust hatte, Geschichten zu erzählen. Frühling, Sommer und Herbst verflossen der kleinen Martha in lauter Lust und Sonnenschein im Verkehr mit Elschen, und der Winter, während welchem sie freilich allein mit dem Vater in dem eingeschneiten Häuschen unter den schneebedeckten Bäumen leben mußte, hatte auch seine Freuden für sie. Der Vater that alles, um seinem Kinde den Verlust seiner Mutter nicht fühlen zu lassen; er holte den schönsten Tannenbaum im Walde zum Christfest und schmückte ihn mit den schimmerndsten und buntesten Früchten und Zuckersachen. So verging die erste Hälfte des trüben Winters für Martha in der Erwartung des Weihnachtsfestes und die andere Hälfte in der Erinnerung an dasselbe, und währenddem blühten Hyazinthen am Fenster und zauberten den Frühling in die kleine Stube, und endlich lauschten draußen schon Schneeglöckchen und Veilchen aus der Erde, und bald kam Elschen wieder, und der Winter war wie ein Traum entschwunden.

Aber die Kinder wurden größer, und Elschen mußte lernen. Doch sie hatte keine Lust dazu, wenn Martha nicht dabei war, und so lernten die Kinder zusammen, so daß Martha nicht mit den anderen Dorfmadchen in die Schule ging, sondern bei dem Lehrer, welcher wöchentlich dreimal aus der Stadt kam, im Schlosse Unterricht hatte.

Endlich waren beide fünfzehn Jahre alt geworden, und nun erlaubte der Gärtner seinem Kinde nicht mehr, „du“ zu ihrer Spielgefährtin zu sagen. Sie mußte diese „Sie“ und „Fräulein“ Elsbeth nennen, was beiden sehr komisch vorkam. Martha gehorchte; nur wenn die Mädchen allein beisammen waren, rief Elsbeth: „Nenne mich „du“ und laß das „Fräulein“ weg, wenn wir allein sind. Wir müssen doch beide darüber lachen!“

Elsbeth hatte zu ihrer Einsegnung von ihrer Pate ein kostbares Medaillon bekommen, welches in einem länglichen Kranz großer Brillanten einen schönen Christuskopf in Email zeigte. Dieser Schmuck erfreute Elsbeth unbeschreiblich, und Martha konnte sich an dem Flimmern der Edelsteine und an dem rührend schönen Bilde nicht satt sehen. Es lag in einem Kästchen von Sammet, und Elsbeth trug es nur an großen Festtagen.

Und einst, als die Rosen im Garten in schönster Blüte prangten, stand in dem kleinen Gärtnerhause wieder ein Sarg, — Martha war eine Waise geworden und hatte nun niemand auf der Welt mehr, als den Großvater in der Stadt auf dem alten Turme. Denn ihr Vater war gestorben und ward auf dem Dorfkirchhof neben ihrer Mutter begraben.

Der Großvater zog seinen altmodischen schwarzen Rock an, den er noch von seiner eigenen Hochzeit her besaß, stieg vom Turme herunter und begab sich, zum letztenmal in seinem Leben, nach seinem Heimatdorse.

Martha trug auch ein schwarzes Kleid, welches Frau von Brand ihr geschenkt hatte, und sie trug heute keine Rose in ihrem blonden Haar, die sie sonst stets zur Zeit der Rosenblüte zu tragen pflegte.

„Du mußt nun zu mir auf den Turm ziehen und bei mir bleiben,“ sagte der alte Mann zu dem jungen Mädchen.

„Ja,“ antwortete Martha wie im Traume, denn sie hatte im Schmerz um den Vater noch nicht daran gedacht, was aus ihr werden sollte. Sie war wohl gern stundenlang beim Großvater gewesen und hatte sich die Welt von oben herab angesehen, aber eigentlich war doch der Garten ihre Heimat, und ohne Blumen und Elsbeth meinte sie nicht leben zu können.

Aber alles dies schwebte ihr nur dunkel vor der Seele, in welcher jetzt der Schmerz jedes andere Gefühl überwog, da sie hinter des Vaters Sarg herschritt.

Als sie an der Hand des Großvaters wieder durch den Garten nach dem nun leeren und öden kleinen Hause ging, an den Blumen vorüber, die sie alle kannte und pflanzen, wachsen und ausblühen gesehen hatte, durchlief sie ein Schaudern, und sie fühlte, daß das Blumenparadies ihres Lebens zu Ende sei, — das Weh der Trennung zog schneidend durch ihr Herz.

Aber da kam etwas Weißes von dem kleinen Hause her auf sie zu, und sie erkannte Elsbeth in ihrem dünnen Sommerkleide mit den fliegenden blonden Locken.

Elsbeths Gesicht strahlte vor Freude, doch sie sah den alten Mann in dem uralten schwarzen Rock, mit den langen, weißen Haaren furchtsam an, ehe sie sprach.

Martha hatte Elsbeth oft von dem Großvater, seinem einsamen Stübchen und den Glocken erzählt, und von ihrem Wohnzimmer in der Stadt konnte sie ihn auch oben auf der Gallerie des Turmes stehen und die schwarzen

Turmvögel um ihn her flattern sehen. Doch so nahe hatte er noch nie vor ihr gestanden.

Endlich faßte sie sich ein Herz und sagte, indem sie Martha auf die noch von Thränen feuchte Wange küßte: „Du brauchst nicht fortzugehen. Ich habe die Mama so lange gebeten, bis sie erlaubt hat, daß du bei mir bleiben darfst. Willst du das?“

Über Marthas verweintes Gesicht zog ein Leuchten, als sie dies hörte; doch der Großvater sah sie traurig an, denn er hatte gedacht, daß sein Enkelkind in seiner Verwaistheit nun nirgends lieber sein würde, als bei ihm, um ihm die noch übrigen Lebensstage durch ihre Gegenwart zu erhellen.

„Willst du das Gnadenbrod annehmen, Martha?“ fragte er. „Was sollst du in dem vornehmen Hause, armes Kind! Zum Dienen bist du noch zu jung.“

„Sie soll nicht dienen!“ rief Elsbeth und schlang den Arm um ihre Kindheitsgespielin. „Sie soll mit mir leben und bei mir sein, denn ich habe sie so lieb.“

Der Alte schüttelte den Kopf und sah Martha forschend an.

Die kaum versiegten Thränen brachen aufs neue hervor. Sie blickte über den Garten hin und sagte zögernd: „Großvater, ich will recht oft zu dir kommen, aber laß mich jetzt noch hier bleiben.“

Der Großvater schwieg und schritt dem Eingang des großen Hauses zu, um die gnädige Frau selbst zu fragen, was sie wegen seines Enkelkinds beschlossen habe.

Frau von Brand hatte eigentlich noch nichts fest beschlossen; sie hatte vorläufig nur den Bitten ihres Kindes nachgegeben und wollte der Waise einen Platz in ihrem Hause einräumen. Was dann weiter geschehen sollte, wollte sie noch überlegen und später mit dem Großvater besprechen.

Der alte Mann schüttelte nachdenklich den Kopf, sagte aber nichts, denn was er dachte, konnte er nicht gleich in die rechten Worte fassen. Er dankte der gnädigen Frau, und als er, durch den Garten schreitend, an den beiden jungen Mädchen vorüberkam, sagte er zu Martha: „Wenn du mich brauchst, so komme nur zu mir.“

Martha umschlang und küßte ihn und ging eine Strecke neben ihm her. Dann kehrte sie um, und der alte Mann schritt langsam und müde den Weg nach der Stadt.

Noch nie war ihm der Weg so lang geworden. Das Alter schien sich mit einem Male auf ihn herabgeseht zu haben und lag wie eine schwere Last auf seinen Schultern.

Martha zog nun mit ins große Haus hinüber, sie bekam ein Kämmerchen und war stets bei Elsbeth.

Im kleinem Gartenhause ward aufgeräumt, die Hinterlassenschaft des Vaters ward verkauft und das Geld für Martha auf Zinsen gelegt. Dann zog ein neuer Gärtner ein, der im Garten änderte, verpflanzte; manches, was Martha von langer Zeit her gekannt und geliebt hatte, umgestaltete.

Die Rosen waren längst verblüht, die ersten gelben Blätter fielen; Martha war still und ernst geworden; es schien ihr, als ob die bunten Farben des Gartens erblichen, die Vögel traurig geworden wären und sie selbst viele Jahre gealtert sei.

Elsbeth gefiel die Trauer ihrer lustigen Spielgefährtin nicht; sie suchte sie oft heiter zu stimmen, lachte und scherzte mit ihr, und dann vergaß Martha wohl auch die Trauer um den Vater auf Augenblicke, aber nicht für lange.

Endlich lagen des Morgens schon die ersten Reisspuren wie feine Silberschleier über den Beeten, und da ward eingepackt und geräumt, die grünen Läden wurden geschlossen, und in dem großen alten Hause neben der Kirche in der Stadt ward gefegt und gepuht und alles auf den Einzug der Familie vorbereitet.

Bei all der Unruhe hatte auch Martha genug zu thun, um Elsbeths Sachen ein- und auspacken zu helfen. Aber als sie einige Tage in der Stadt war, kam ihre Traurigkeit wieder, und das große düstere Haus erschien ihr wie ein Kerker. Am liebsten war sie oben in der kleinen Dachstube, die ihr zum Schlafen angewiesen worden war, und von welcher sie den Turm vor sich sah und den weiten, blauen, freien Himmel darüber.

Sie lockte die Turmvögel zu sich heran, wie es der Großvater gethan, indem sie ihnen Fleischstücke und Brot streute, und die scheuen Tiere kamen herbei und pickten das Futter, unbeirrt von dem jungen Mädchen, welches am Fenster stand und ihnen lächelnd zusah.

Martha besuchte auch den Großvater, der ihr so still und ernst erschien wie nie. Sie meinte, er zürne ihr, daß sie nicht zu ihm gezogen, sondern bei den fremden Leuten geblieben war; doch daß es der nahende Tod sei, der den Alten so verändert hatte, wußte sie nicht.

Elsbeth war nun sechzehn Jahre und sollte in die Welt treten, in die Welt, in welche die arme Waise, die bisher ihre Gespielin gewesen, nicht gehörte. Sie lernte tanzen, ging ins Theater und Konzerte und bekam schöne Kleider und Schmuck.

Martha half ihr beim Ankleiden, freute sich, wenn Elsbeth schön und lustig war, sah dem davonrollenden Wagen nach und hörte am nächsten Tage den Berichten Elsbeths zu, die ihr diese mit leuchtenden Augen machte, und die wie fremde, seltsame Märchen in Marthas Ohr klangen.

Martha hatte im Grunde genommen keine rechte Stellung im Hause, sie hatte keine eigentliche Beschäftigung, obgleich sie hie und da half. Sie war nicht Dienerin und war nicht Kind im Hause; Elsbeth war ihr fremd geworden, obgleich sie eigentlich nie unfreundlich zu ihr war; aber diese lebte nun in einer Welt, die von dem stillen, bunten Garten, in welchem Martha ihr genügt hatte, ganz verschieden war. Marthas Lustigkeit hatte ihr gefallen, aber ihre Trauer mißfiel ihr und klang wie ein Mißton in ihre lustige Stimmung. Ihre Mutter sah auch bald ein, daß sie, auf Elsbeths Bitten hin, einen Mißgriff gethan hatte, daß sie Martha, statt ihr eine Wohlthat zu erzeigen, nur Nachteil zugefügt hatte. Das stille Mädchen in dem schwarzen Trauerkleide stand eigentlich überall im Wege herum, die Dienstboten sahen sie schief an, und keiner wußte, ob sie zu ihnen oder zu der Herrschaft gerechnet werden müsse.

Dies hatte der alte Großvater gedacht, und deshalb hatte er zu dem Vorschlag der gnädigen Frau den Kopf geschüttelt. Er sah auch jetzt an Marthas blasser und schmaler werdenden Wangen, daß er recht gehabt und daß Martha sich nicht glücklich in dem großen Hause fühlte.

Endlich stand Elsbeth ein großes Ereignis bevor; sie sollte den ersten Ball besuchen. Sie freute sich viele Wochen vorher darauf und sprach mit Martha von nichts anderem mehr.

Ein wunderschönes Ballkleid aus weißem Krepp, mit Taurosen besetzt, ward gefertigt, und weiße betaute Rosen sollte sie im Haar tragen.

Am Morgen vor dem Ball breitete Elsbeth ihren Schmuck auf dem Fensterbrett in ihrem Zimmer aus, um das Passende für den Abend mit Martha auszuwählen.

Sie entschied sich für eine zarte Silberfiligran-Garnitur, die sie unlängst erst zum Geschenk erhalten. Martha kleidete sie an und konnte sich nicht satt sehen an dem Anblick des reizend geschmückten Mädchens. Als alles

beendet und Elsbeth zum Fortfahren bereit war, hieß sie Martha, ihr Zimmer, wo die bunteste Unordnung herrschte, aufzuräumen; denn sie hatte sich jetzt schon einen ziemlich befehlenden Ton gegen Martha angewöhnt und sah sie längst als ihre kleine Zofe an.

Am andern Morgen, als Elsbeth spät aus einem kurzen Schlummer erwachte und Martha, die das zerdrückte Ballkleid, zerknitterte Blumen und Bänder zusammensuchte und aufhob, wie immer die geduldige und stumme Zuhörerin von den märchenhaften Erlebnissen Elsbeths war, rief diese plötzlich, als sie ihr Schmuckkästchen ordnete, um die getragenen Stücke wieder zu den anderen Kostbarkeiten zu legen: „Martha, mein Brillantmedaillon ist nicht hier. Wo hast du es gestern hingelegt?“

Martha erschrak; sie suchte mit Elsbeth das ganze Zimmer durch, ohne daß das kostbare Kleinod zum Vorschein kam. Die Mama kam dazu; sie hörte, daß das Medaillon fehle, sie sah Martha scharf und forschend an und suchte selbst mit; doch das Gesuchte fand sich nicht.

Außer Elsbeth und Martha war aber niemand im Zimmer gewesen. Die Schuld, das anvertraute Gut verlegt zu haben, blieb auf Martha lasten. Zum erstenmal war Frau von Brand erzürnt, und sogar Elsbeth sah böse und zornig aus. Martha weinte, und die Dienstleute steckten flüsternd die Köpfe zusammen.

Martha fühlte sich recht als Fremde in diesem vornehmen Hause. Sie hatte keine Heimat gefunden, wie sie gehofft hatte, und keine Liebe. Tiefes Heimweh überfiel ihr Herz; sie stieg in ihre kleine Dachkammer hinauf, trat ans Fenster und sah nach dem alten Turm hinüber, den die Vögel umflatterten. Sie sann und sann, wohin das Medaillon gekommen sein und wo sie es wiederfinden könne, damit Elsbeth und ihre Mutter sie wieder freundlich ansehen sollten. Doch, indem sie sann, dachte sie nur an den Garten mit seinen Blumen, wo ihre Kindheit so selig verfloßen war, an die toten Eltern und an den alten Großvater. Sie sehnte sich nach ihm; sie wollte sich bei ihm satt weinen und ihren Kopf an ihn lehnen; mehr noch sehnte sie sich nach den toten Eltern, die da oben so fern, so weit, so unerreichbar waren.

Aus ihrem Sinnen und Träumen weckte sie das Öffnen der Thüre. Sie meinte, Elsbeth käme zu ihr, wie diese es zuweilen that. Doch als sie sich umblickte, sah sie in das ernste, traurige und strenge Gesicht von Elsbeths Mutter. Diese betrachtete sie erst eine Weile forschend und durch-

dringend, dann sagte sie zu ihr: „Liebe Martha, es kann niemand außer dir um das verschwundene Kleinod wissen. Sage mir offen und frei, wo es hingekommen ist. Wir sind allein, niemand soll erfahren, was du mir jetzt gestehst. Vielleicht gefiel dir das Bild und die schimmernden Steine, und du nahmst es, ohne den Wert des Gegenstandes zu ahnen. Für Elisabeth ist es aber unerlässlich, nie würde die Geberin desselben es ihr verzeihen, wenn es verloren gegangen sein sollte. Besinne dich, wo du es hingethan hast, und sage es mir. Erfahre ich nichts von dir, so muß der Verlust angezeigt werden, und die Wahrheit muß, schon um der Dienstboten im Hause willen, die alle in großer Bestürzung sind, aufgeklärt werden.“

Martha sann eine Weile nach, ehe sie dies alles verstanden hatte. Sie sah staunend in die forschend auf sie gerichteten Augen.

„Ich habe es nicht und weiß nicht, wo es ist,“ sagte sie endlich wie aus einem Traume heraus; „ich will suchen.“

„Nein,“ rief Frau von Brand. „Dein Suchen ist unnütz, das Zimmer Elisabeths ist längst durchsucht, und es ist keine andere Möglichkeit mehr, als daß das Medaillon genommen worden ist.“

Elisabeths Mutter ging hinaus, und Martha blieb mitten in der kleinen Kammer stehen, die Blicke auf die Thür gerichtet und die gefalteten Hände schlaff herabhängend.

Nach einer Weile erwachte sie gleichsam, ergriff ein Tuch, hüllte sich ein und eilte fort. Sie kam auf die Straße; es dunkelte schon; sie öffnete die kleine Thür der alten Kirche, die nach dem Turme führte, und tappte im Dunkeln die bekannten schmalen Treppchen hinauf.

Eben läuteten die Abendglocken; sie trat im Vorübergehen in den Glockenraum; aber da stand ein anderer, der am Glockenstrang zog, — nicht der alte Türmer.

Man hatte einen Stellvertreter für den alten Mann holen müssen, und dieser selbst saß bleich und zusammengesunken auf seinem alten Lehnstuhl in der Turmstube. Er lächelte freundlich, als Martha eintrat und sagte: „Du kommst eben recht; ich freue mich, daß du kommst.“

„Großvater!“ rief Martha und sah mit einemmal, daß der alte Mann von ihr gehen wollte, wie Vater und Mutter von ihr gegangen waren.

Sie sank auf die Kniee vor ihm hin, lehnte ihren Kopf an ihn, und er legte seine zitternden Hände auf ihr blondes Haar.

Draußen erhob sich der Sturm und fuhr mit Brausen um den alten

Turm und rüttelte an den Steinschnörkeln, die Jahrhunderte lang seine Spitze umkränzten.

„Großvater, ich wollte bei dir bleiben,“ schluchzte Martha. „Du hast mich lieb, und dort liebt mich niemand!“

„Armes Kind!“ murmelte der Greis; „ich muß von dir gehen, und du bleibst nun ganz allein. Doch Gott wehrt den Wind von dem geschorenen Lamme.“

Martha wollte erzählen, was ihr geschehen war, doch der alte Mann schloß müde die Augen und murmelte nur zuweilen wie aus einem tiefen Schlafe heraus.

Es ward dunkler, der Sturm faufte fort, und zuweilen blitzte der Mond oder ein Stern durch die zerrissenen, jagenden Wolken. Es flatterte und schwirrte um den Turm. Zuweilen erwachte der alte Mann aus seinem tiefen Schlafe, flüsterte und schlug die Augen auf, um sie müde wieder zu schließen.

Martha hatte ihre gefalteten Hände auf seinen Knien liegen, und sie sann und sann, ob sie wohl drüben das Verlorene gefunden haben möchten und wo sie morgen hingehen sollte, wenn ihr Großvater sie verlassen haben würde und ob niemand kommen würde, um sie zu holen.

Und über dem Sinnen und Träumen sang der Sturm Großvater und Enkelkind in Schlummer. Martha hielt die gefalteten Hände noch im Schoß, und ihr blonder Kopf lag an den Knien des Greises. Dieser lehnte mit zurückgebogenem Haupte in seinem Stuhle; seine Augen waren geschlossen, seine Schläfen und Wangen eingesunken, das schneeweiße Haar lag über der Stirn, welche über Nacht der Todesengel leise geküßt hatte.

Marthas Wangen hatten sich gerötet, ihre Lippen lächelten; sie hatte einen schönen Traum gehabt und alles Erdenleid vergessen.

Da klangen eilige Schritte die Treppe herauf. Der Morgen blickte klar und rosig auf die beiden Schläfer; die Thür ward aufgerissen, und ein Schrei weckte Martha aus ihren Träumen. — Sie blickte erschrocken auf.

„Er ist tot!“ schrie Elsbeth, die gekommen war, um Martha zu suchen.

Martha sah den Großvater an, brach in Schluchzen aus und fiel auf ihre Kniee.

„Martha,“ sagte Elsbeth, „sei mir nicht böse. Ich habe die ganze Nacht um dich gebangt, als der Sturm mich nicht schlafen ließ. Ich wußte nicht, wohin du gestern abend gegangen warst, als du dich weinend aus

dem Hause geschlichen. Ich bin heimlich herüber gekommen, um zu sehen, ob du hier bist und um dich mit mir zu nehmen.“

Martha schüttelte den Kopf. „Hast du dein Medaillon gefunden?“ fragte sie traurig.

„Nein,“ sagte Elsbeth, „aber wir werden es gewiß noch finden. Ich hab' es wohl selbst verlegt, weil ich jetzt an nichts mehr denke, als an das Vergnügen, welches jeder Tag mir bringt. Nun komm' fort von hier,“ bat sie schauernd.

Doch Martha blieb stumm auf ihren Knien liegen. Elsbeth öffnete die kleine Thür, welche auf die Gallerie führte, und trat hinaus, um von der Höhe herabzublicken.

Der Morgenwind warf ihr einige Steinchen vor die Füße, die aus dem Simse über ihr sich losbröckelten. Sie sah hinauf, dann um sich her, und plötzlich bückte sie sich nach einem Gegenstande, der nicht weit von ihr in einem Gemisch von Steinstücken, Heu und Federn lag.

Sie hielt etwas in der Hand, was in der Morgensonne leuchtende Funken und Blitze um sich warf; sie starrte es an, staunte und rief dann in die kleine Stube hinein: „Martha, Martha, komm', hier hab' ich mein Medaillon gefunden!“

Martha stürzte heraus; sie sah das funkelnde Kleinod in Elsbeths Hand und dann die Steinbrocken mit dem Gewirr von Fasern und Heu.

„Ein Dohlenest,“ sagte sie endlich, „welches der Sturm heut' nacht vom Sims herabgeworfen hat.“

„Aber wie kommt mein Medaillon hierher?“ fragte Elsbeth.

„Einer der Turmwögel hat es vom Fensterbrett gestohlen, vielleicht als ich hinausgegangen war und das Fenster offengestanden hat,“ sagte Martha, indem sie hinaussah, wo einer der alten Steinschnörkel losgebrochen war, auf dem wahrscheinlich der diebische Vogel sein Nest gebaut hatte.

„So komm', komm' schnell zur Mama, damit wir ihr alles erzählen!“ rief Elsbeth, indem sie Martha ungeduldig mit sich fortzog.

Martha bog sich über des Toten schneeweißes Haupt und küßte es. „Ich glaube, deine entfliehende Seele that das Wunder, um meine Unschuld an den Tag zu bringen,“ flüsterte sie.

Frau von Brand saß beim Frühstück, als die beiden Mädchen hereinstürzten und Martha, ihr das wiedergefundene Medaillon entgegenhaltend, die wunderbare Auffindung desselben erzählte.

Elsbeths Mutter hörte mit stummem Staunen zu; sie zog die Stirne in Falten und biß die Lippen aufeinander.

Aber endlich glitt ein Zug von Rührung über ihr Gesicht; sie stand auf und küßte Martha auf die Stirn. „Armes Kind,“ sagte sie, „ich habe dir bitteres Unrecht gethan, aber der Schein war so ganz gegen dich, und die diebischen Vögel hast du uns hergewöhnt, indem du ihnen Futter an die Fenster streutest.“

„Der Großvater hatte sie so gern,“ schluchzte Martha, des lieben Toten gedenkend.

„Ich habe dir ja nichts Schlechtes zugetraut, nur kindliche Unbesonnenheit,“ fuhr Frau von Brand fort. „Ich habe in meinem Leben so viel trübe Erfahrungen und Täuschungen erlebt, daß ich mißtrauisch und argwöhnisch geworden bin. Den Kummer, den ich dir durch mein Mißtrauen bereitet, kann ich nicht ungeschehen machen, doch es steht in meiner Macht, jetzt, wo du Eltern und Großvater verloren hast, dir diese zu ersetzen und für deine Zukunft zu sorgen. Weine nicht, ich will deine Mutter sein!“

Die strengen Züge milderten sich bei diesen Worten und nahmen einen weichen, zärtlichen Ausdruck an.

„Und ich, Mama,“ fiel Elsbeth ein, „habe Martha auch gekränkt; ich liebte sie so, als ich auf dem Lande niemanden als sie hatte und sie noch heiter und glücklich war; doch seit ich in der Stadt so viele Vergnügungen und so viele andere Freundinnen fand und sie traurig und still geworden ist, habe ich sie vernachlässigt und sogar gescholten, als ich mein Medaillon nicht finden konnte.“

„Was sie selbst nicht beweisen konnte, ihre Unschuld, hat der Sturm der Nacht ans Tageslicht gebracht. Laß das nun vorüber sein und vergessen,“ sagte die Mutter.

„Aber nun bleibst du bei uns, und ich werde dich lieb haben wie sonst, als wir noch zusammen mit Blumen und Schmetterlingen spielten,“ fiel Elsbeth ein.

Die Mutter sann eine Weile nach. „Nein,“ sagte sie, „das würde eben nicht zu Marthas Glück sein. Ich gedenke, auf andere Weise für ihre Zukunft zu sorgen. Nicht in Abhängigkeit in einer Welt, die ihr fremd ist, soll sie leben, sondern sie soll durch die Gaben, die sie besitzt, und die ich ausbilden und vervollkommen lassen will, selbständig, unabhängig und frei werden, so daß sie, auf ihre eigene Kraft gestützt, einst eine glückliche

Stellung in der Welt einnehmen kann. Willst du lernen, fleißig sein und, allen Groll vergessend, von heute an denken, daß eine treue Mutter über deine Zukunft wacht?"

Martha richtete ihre thränenfeuchten Augen empor, ihre trübe Miene ward hell und klar. „Ja," sagte sie, „heute nacht, als ich vor dem sterbenden Großvater kniete und der Sturm draußen heulte, habe ich gedacht, daß ich, da nun niemand mehr für mich sorgt und auch Sie mich verstoßen haben, arbeiten und selbst für mich sorgen müsse, aber ich konnte nur noch nicht begreifen, wie und was, da ich noch so wenig gelernt habe."

„Das Wie und Was besprechen wir noch weiter," sagte Frau von Brand und küßte Martha noch einmal auf die Stirn. „Vorläufig hast du dein Vaterhaus hier und Mutter und Schwester, die dich lieb haben."

Martha antwortete nur mit Thränen. Sie blickte durch das Fenster zu dem im hellen Sonnenschein schimmernden alten Turm auf. Droben flog kreischend ein schwarzer Vogel um den zerbrochenen Sims und suchte ängstlich sein Nest, welches der Sturm der letzten Nacht ihm entführt hatte.



Ihr Bild.

(Mit Bild.)

Der Eisenbahnzug rollte schnaubend und pustend in die Bahnhofshalle einer kleinen Landstadt ein, und eine bunte Menschenflut ergoß sich aus demselben über die vorher stillen und leeren Steinfliesen des geräumigen Bahnsteigs, um sich allmählich von diesem aus durch die Ausgangspforte zu entfernen und zu zerstreuen.

Nicht der kleinen Stadt selbst, die an sich wenig Sehenswerthes bot, galt der während der Sommermonate hier stattfindende Menschenzufluß, er ergoß sich vielmehr von hier aus weiter in das benachbarte Gebirge, für dessen besuchteste Ausflüge das Städtchen als Ausgangspunkt diente.

Es war ein drückend schwüler Tag im Hochsommer; die anlangenden Reisenden sahen sämtlich erhitzt und ermattet aus; viele derselben blieben bei den Fruchthändlern und Sodawasserverkäufern, welche ihre Waren im Hausflur des Bahnhofs feil hatten, stehen, um sich eine Erquickung zu kaufen,

andere eilten, um schnell einen der vor dem Bahnhof haltenden Wagen zu gewinnen; niemand aber beachtete die von der sengenden Hitze schon halbverwelkte Ware eines kleinen Blumenmädchens, mochte der Blick noch so bittend sein, mit welchem das Kind den Vorübergehenden sein Körbchen mit Rosen hinhielt.

Nach und nach hatte sich die Bahnhofshalle von den Reisenden, welche der Zug gebracht, geleert, dieser selbst war weitergefahren, die Bahnhofsbearbeiter waren verschwunden, und die frühere Stille kehrte nach der kurzen, geräuschvollen Unterbrechung zurück.

Nur ein junges Mädchen stand noch im Reisefleid, die Tasche in der Hand und den Koffer neben sich, unter der Säulenhalle, welche nach der Vorderseite zu den Eingang in das Bahnhofsgebäude bildete.

„Da bin ich nun,“ sagte sie zu sich, „und niemand ist da, um mich abzuholen. Sollte Mama meinen Brief nicht bekommen haben? Sollte jemand krank geworden sein? Ach nein, und auch diese traurige Möglichkeit würde nicht verhindern, daß man mir Michel mit dem Wagen schickte. Soll ich den Weg zu Fuß zurücklegen? Ich käme bei der furchtbaren Hitze halb vereschmachtet und wohl erst am Abend zu Hause an.“

Während dieses Selbstgesprächs war das Mädchen unter der Säulenhalle heraus auf den vor dem Bahnhof befindlichen Platz getreten, um nach dem erwarteten Michel auszuschaun, doch kein Wagengeräusch war zu vernehmen. Auch diejenigen Wagen, welche früher vor dem Bahnhof gehalten, hatten sich längst mit Reisenden entfernt. Das junge Mädchen überlegte, was unter so kritischen Verhältnissen zu thun sei, und nahm sich vor, wenn Michel, der sich möglicherweise um einige Zeit verspätet haben konnte, binnen einer halben Stunde nicht gekommen sein sollte, nach dem Städtchen zu gehen und dort einen Wagen zu mieten, der sie nach ihrem Heimatsdörschen bringen sollte.

Inzwischen setzte sie sich auf eine Bank, welche in der Vorhalle stand, stellte ihr Gepäck neben sich und wartete.

Die tiefe Stille, die heiße Luft, die wie von Opium durchtränkt war, hat etwas Einschläferndes, so daß auch dem jungen Mädchen die Augenlider allmählich fast mit Gewalt wider ihren Willen zugezogen wurden. Da plötzlich fiel ihr Blick auf einen Gegenstand, der ihr auf einmal den Schlaf zu vertreiben schien. Die junge Reisende raffte sich aus ihrer halbliegenden Stellung auf, und um ihre Lippen flog ein Zug freudiger Bewunderung.

In einiger Entfernung vor ihr lag, mit dem Köpfchen an eine der

Säulen gelehnt, die kleine Blumenverkäuferin, welche vorher ihre Rosen den mit dem Zuge angelangten Reisenden vergeblich angeboten hatte. Unter dem dünnen Röckchen blickten die kleinen bloßen Füße hervor, die von der Sonne braungebrannten Händchen hingen nachlässig herunter, dem einen war ein trockenes Stückchen Brot, dem anderen das Blumenkörbchen entglitten, aus welchem sich die halbwelken Rosen über ihr Röckchen und den Fußboden ergossen hatten. Das Kind schien, von der Sommerwärme überwältigt, eingeschlafen zu sein. Welch ein schönes Kind war es! Wie regelmäßig die Linien des von der Sonne gebräunten Gesichtchens und die Form des Halses, über welchen das aufgelöste dunkle Haar sich geringelt hatte. Wie lang die Wimpern an den geschlossenen Lidern und wie rot der kleine feingeschnittene Mund! — Über dem Anschauen des Kindes hatte die Reisende bald den verspäteten Michel und die Wärme und ihren Schlaf vergessen. Sie öffnete ihre Reisetasche, entnahm derselben eine kleine Mappe, die sie auf ihrem Schoß öffnete, und bald hatte sie die Skizze der kleinen Schläferin auf ein weißes Blatt gezeichnet, mit der Säule, an welche sie lehnte, und den Ranken wilden Weines, der sich an der Säule emporwand und von oben herab wie ein grüngolden wehender Vorhang malerisch und grazios den Abschluß des reizenden Bildchens abgab.

Da kam endlich Michel wirklich mit dem alten Braunen und der Kalesche aus der Urväterzeit angerollt, aber das Fräulein schaute jetzt gar nicht nach ihm aus, so tüchtig er auch seine Peitsche erknullen ließ. Er kletterte vom Kutschbock, befestigte die Zügel, und in der sicheren Überzeugung, daß ihm der alte Gaul nicht durchgehen werde, stieg er die Stufen in die Bahnhofshalle hinauf.

Wäre das Fräulein gar zu Fuß fortgegangen, während er in der Schmiede am Wege sich das schadhast gewordene Rad ausbessern ließ und so die Versäumnis am Bahnhof herbeiführte? — Nein, da saß sie ja und hatte ihn nicht einmal kommen gehört, sie saß da und zeichnete.

„Na, da bin ich, Fräulein Emma!“ sagte Michel in seiner Freude, das Fräulein zu finden, mit seiner tiefen Bassstimme so laut, daß das kleine Mädchen an der Säule zusammenfuhr und ihre Lage änderte.

„Wie schade, Michel!“ rief die Angeredete, „daß du sie gestört hast.“

„Wen denn? Was denn?“ fragte Michel und guckte sich um.

Das Fräulein deutete mit dem Bleistift auf das Kind, welches neben der Säule lag.

„Ich zeichnete das hübsche Kind dort und hatte das Bildchen beinahe fertig,“ sagte sie, indem sie ihre Klappe schloß.

„Na, da gehört Lust dazu, in dieser Glut hier zu zeichnen,“ meinte Michel und trocknete sich die Tropfen von der Stirne ab.

„Ja, die habe ich auch, große, große Lust, Michel;“ rief das junge Mädchen, „und schlimm wäre es, wenn ich die nicht hätte, da Papa das viele Geld für mich bezahlt und mir in der Hauptstadt den teuren Unterricht hat geben lassen. Meinst du nicht auch, Michel?“

Ja, das meinte Michel auch, soweit er in einer solchen Angelegenheit, die er gar nicht verstand, meinen konnte. Inzwischen belud er sich mit Koffer und Reisetasche, während er den Grund seines verspäteten Kommens berichtete und zur Eile mahnte, da man zu Hause wegen der Verspätung besorgt sein könne.

Während der alte Kutscher den Wagen belud und neben dem geduldigen Braunen stand, suchte Emma ein Geldstück aus ihrer Tasche hervor, ging zu dem kleinen Mädchen, kniete neben ihm nieder, legte die Blumen in das Körbchen, aus dem sie gefallen waren, und betrachtete das Gesichtchen des Kindes noch einmal recht aufmerksam, als wollte sie sich dessen Züge fest einprägen.

Da schlug das Kind die Augen auf; ein Paar wunderschöne, tiefdunkle Augen, die sich erschrocken und bittend zugleich auf das Gesicht, welches sich über sie gebeugt hatte, richteten und dann verschlafen blinzend vor dem grellen Sonnenlicht wieder schlossen.

„Ich will dir ein Sträußchen abkaufen; wie heißest du denn?“ sagte das junge Mädchen, indem es in das Körbchen griff und dem Kind ein Geldstück in die kleine Hand legte.

Nun ermunterte sich die Kleine vollends, ihr Gesichtchen leuchtete, als sie das Geld ansah, mehr als man ihr je für eine Rose bezahlt hatte, und sie hielt es fest zwischen den kleinen braunen Fingern. „Liese, heiße ich,“ antwortete sie dann auf die Frage nach ihrem Namen.

Da knallte aber Michel ungeduldig mit der Peitsche, und so gern Emma noch mit dem Kinde geplaudert hätte, so wagte sie doch dieser Mahnung zum Ausbruch nicht zu widerstehen, auch drängte es sie, sobald als möglich das liebe Vaterhaus und Eltern und Geschwister wiederzusehen.

Und so trieb Michel sein Pferd zu einem scharfen Trabe an, eine Zu-

ruutung, die dem alten Braunen sehr sonderbar erschien, weshalb er auch bald aus dieser ungewohnten Gangart in seinen gewohnteren Trott verfiel.

Das kleine Blumenmädchen sah dem davonrollenden Wagen erstaunt nach; noch nie, seit sie ihren ärmlichen Blumenhandel trieb, hatte jemand ihr so freundlich eine Blume abgekauft, sie so freundlich dazu angeblickt und gefragt, wie sie heiße. Sie war bisher nichts anderes gewohnt gewesen, als von den Leuten weggeschoben zu werden, sie hatte sich still und ängstlich an den Wänden hingedrückt, immer eines Stoßes gewärtig. Sie saß wieder an der Säule mit ihren welken Blumen und wartete den Abend ab, wenn kein Zug mehr kam und sie heimkehren durfte.

Da saß die alte Großmutter auf der Schwelle des kleinen Häuschens und hatte ihre alte Kaze auf dem Schoß. Es war eine häßliche alte Frau und eine häßliche alte Kaze. Beide sahen so böse aus, und die kleine Liese fürchtete sich vor beiden. Waren beide auch einmal jung gewesen? War das in zornige Runzeln verzogene Gesicht der alten Frau einmal vor vielen, vielen Jahren ein Kinderantlitz gewesen und hatte die alte Kaze vor langer, langer Zeit gespielt und geschmurt, wie junge Käzchen zu spielen und zu schnurren pflegen? Hatten beide nicht wenigstens noch eine dunkle Erinnerung an ihre Kinderzeit, um vielleicht ein wenig Erbarmen mit dem Kinde zu haben, welches zwischen ihnen leben mußte?

Liese schien es, als müßten beide immer so uralt und so böse und so häßlich gewesen sein. Warum erzählte ihr die alte Großmutter doch nie etwas von ihren Eltern, wie andere Großmütter thun? Liese wußte nichts, als daß sie eine Waise war, daß ihre Eltern schon lange gestorben, daß die Großmutter für die Leute wusch, wovon die kleine Stube immer mit einem widrigen, feuchten Seifengeruch erfüllt wurde; sie hatte unzähligemal gehört, daß sie der alten Frau eine Last sei und daß sie mit dem Blumenhandel wenigstens so viel verdienen müsse, wie sie an Brot esse.

Da saß nun die Alte auf der Schwelle, und als sie das mit den welken Blumen gefüllte Körbchen sah, verzogen sich ihre Runzeln im Gesicht in die wunderlichsten Zucken und Kniffe, was so viel für Liese bedeutete als Schläge und die Gewißheit, daß sie ohne Brot zu Bett gehen mußte. Und die Kaze guckte das Kind böse aus ihren grünen Augen an und machte einen Buckel. Da hielt Liese das Geldstück von der jungen Malerin ihrer Großmutter entgegen, diese nahm es eilig mit ihren knöchigen Fingern von der kleinen braunen Handfläche, und die Runzeln in ihrem Gesicht legten sich wieder

zurecht, und das Kind bekam wenigstens sein Stückchen Brot, ehe es sich auf sein dürftiges Lager legte, um von einem lieben, freundlichen Gesicht zu träumen, welches sich lächelnd über sie bog.

Dieses liebe, freundliche Gesicht, welches die kleine Liese im Traum erblickte, war aber inzwischen schon unzähligemal abgeküßt worden, zuerst von den beiden Brüdern, die der großen Schwester wohl eine Stunde weit entgegengelauften waren, und dann von allen Bewohnern des Pfarrhauses von Buchwald. Die Thür des kleinen, freundlichen Pfarrhauses war mit einer Blumenranke geschmückt, und unter den Blumen standen die Eltern, um die heimkehrende Tochter zu begrüßen, und das Schwesterchen hatte sein weißes Kleidchen an und trug einen mächtigen Blumenstrauß in der Hand.

Ja, es war ein Küssen und Herzen und Freuen, während Michel den Brauen in den Stall an die Krippe und den Wagen in die Remise brachte.

Emma war ein Jahr lang fern von ihrem bescheidenen Vaterhause in der Hauptstadt gewesen, um, von den besten Lehrkräften angeleitet, ein Talent auszubilden, dessen Ausübung ihr für die Zukunft eine ehrenvolle Selbständigkeit gewähren sollte. Gewiß hatte der arme Landpfarrer ein schweres Opfer gebracht, um bei seinem geringen Einkommen die Summe zu erübrigen, welche Emmas Unterricht bei einem berühmten Professor und ihr Aufenthalt, auch bei größter Einschränkung, in der großen Stadt kostete. Und nicht minder groß war das Opfer der Mutter gewesen, die ihre älteste Tochter, welche ihr nun die langersehnte Stütze im Haushalt und bei der Erziehung der jüngeren Geschwister sein konnte, von sich gegeben hatte.

Aber da war nun das frische, blühende Mädchen, dem man gar nicht die anstrengenden Studien und die schlimme Stadtlust ansah, wieder mitten unter ihnen, auf seinem gewohnten Platz am Tisch, nach allen Seiten hin die neugierigen Fragen der Geschwister beantwortend, das Schwesterchen auf dem Schoß und den großen Blumenstrauß in der Hand haltend und dann mit der Mutter durch den Blumen- und Gemüsegarten und den Hühnerhof wandelnd und mit liebevoller Aufmerksamkeit auf alle seit Jahresfrist hier geschehenen Ereignisse dieser kleinen Welt lauschend. Wohl erschien dem erwachsenen Mädchen alles dies, was dem Kind einst so groß und weit gedünkt, ja seine ganze Welt gewesen, jetzt, da sie über den engen Horizont des Vaterhauses hinausgeflogen und ein Stück Leben in der weiten, weiten Welt gelebt hatte, so ganz anders als einst; wie wenn durch einen Zauber

alles gleichsam zusammengedrückt worden wäre, nur eines war immer noch unverändert daselbe geblieben wie einst: die Liebe, welche die Familienglieder aneinander band und welche, da nun eine lange Trennung zwischen Kind und Eltern gelegen, nur noch fester und tiefer und heiliger geworden zu sein schien.

Und da stand Emma wieder am Fenster ihres trauten, lieben Mädchenstübchens und sah durch die Weinranken das Mondlicht hereinfluten und alle die bekannten Gegenstände mit seinem milden Silberglanz erhellen, und mit dem Mondlicht flutete ein Düstrestrom von den Gartenbeeten und von den Lindenbäumen, die auf dem Platz vor der kleinen Kirche standen, mit herein. Hoch in die mond- und sternenhelle Sommernacht streckte der spitze Kirchturm seinen hochehobenen Finger, und das junge Mädchen verstand seine Sprache und faltete die Hände, dem Lenker über den Sternen für alles Glück dankend, was ihr junges Herz erfüllte und um seine Hilfe bittend für ihr ferneres Leben. Sie legte sich in Gedanken nun zurecht, wie sie ihr Tagewerk künftig einteilen wolle. Sie mußte ihre Zeit halb ihren häuslichen Pflichten und halb der Ausübung der Kunst widmen, die ihren Lebensunterhalt ihr gewähren sollte und die sie von ganzem Herzen liebte, doch auf deren unterster Stufe sie, wie sie wohl wußte, noch immer stand, trotz des anstrengenden und kostspieligen Studienjahres, deren höchste Ziele hoch über ihr standen, wie der Sternenhimmel, zu welchem der Kirchturm emporzeigte. Ja, die Mutter sollte die helfende Hand ihrer ältesten Tochter nicht entbehren, und dabei wollte sie auch rüstig und fleißig vorwärts streben in ihrer Kunst. Sie bedurfte wenig Schlaf; sie wollte die Morgenstunden nützen und nimmer ruhen. Und dann gedachte sie des Glückes, wenn ihre Kunst ihr die Mittel einbringen werde, die Opfer, welche die Eltern ihr gebracht, zu vergelten. Wenn ihre Bilder verkauft werden und sie für deren Erlös dem Vater bei der Erziehung und Ausbildung der Brüder würde helfen können; sie dachte nicht an die Dornen und Steine, die reichlich auf dem Wege des Künstlers liegen und sein Streben hemmen und oft seine Flügel ganz lähmen. Hatte ihr Lehrer ihr nicht tröstlich gesagt, daß sie ein schönes Talent habe, daß sie nur unermüdblich weiterstreben solle und daß er ihr stets mit Rat und Hilfe und Unterweisung zur Seite stehen werde, wenn sie seiner bedürfe?

So spann das junge Herz Träume in die Sommernacht hinaus, und während sie ihren Koffer auspackte und all ihre Sachen wieder in der alten Ordnung in Schränke und Fächer ordnete und einräumte und die Rosen-

und Liliengerüche so stark aus dem Garten hereinzogen, übertäubten sie mit ihrem Duft ganz den leisen, ersterbenden Hauch einer armen, welken Rose, welche ihr Köpfschen matt von des jungen Mädchens Gürtel herabneigte.

Emma hatte über dem Glück der Heimat und den Plänen für die Zukunft nicht wieder an das kleine Blumenmädchen gedacht, welches mit seinem kindlichen Liebreiz den Blick der angehenden Malerin gefesselt und eine müßige halbe Stunde des Wartens auszufüllen behilflich gewesen war.

Doch beim Auskleiden streiften Emmas Finger an dem weichen, kühlen Kelch der Rose hin; sie nahm sie sinnend in die Hand, atmete ihren feinen Duft, und da stand auf einmal das reizende und doch so traurige Bild wieder lebhaft vor ihren Augen.

„Arme, kleine Liese!“ flüsterte sie mitleidig, „wie lieblich sie war in ihren malerischen Lumpen und dem langen, offenen Haar! Was wohl der Professor zu der kleinen Skizze sagen würde, die ich in der Eile von ihr gezeichnet? Wie schade, daß der alte Michel dazwischen kam und ich nicht fertig wurde!“

Damit nahm Emma sorgfältig die welke Rose und legte sie in ihre kleine Mappe, die eben zufällig vor ihr auf dem Tisch ihren Platz gefunden. Und während sie voll Mitleid an das arme Kind dachte und zugleich als Malerin sich die feinen Züge desselben ins Gedächtnis zurückrief, träumte die kleine Liese auf ihrem ärmlichen Bettchen von einem freundlichen Mädchen- gesicht, welches sich über sie beugte, und sie lächelte dabei im Schlummer, wie Kinder zu lächeln pflegen, die von Engeln träumen.

Bald ging alles im Pfarrhaus wieder den gewohnten Gang. Vorläufig wollte sich freilich noch nicht die rechte Zeit und Stimmung für Emma zum Malen finden. Es mußten einige Freunde in der Nachbarschaft und die Dorfkranken und Armen besucht werden, es gab so viel zu erzählen, mancherlei Arbeiten in Haus und Garten schienen nur auf die Hand der heimgekehrten Tochter gewartet zu haben.

Endlich war aber alles dies abgethan, und Emma traf mit der Mutter das Abkommen, daß sie die erste Morgenfrühe und die hellsten Stunden des Nachmittags ihrer Malerei widmen und die übrige Zeit sich im Haushalt nützlich machen wolle, nach welchen Beschlüssen sie sich endlich daran machte, ihre Malgeräthschaften auszupacken, und zum erstenmal, seitdem sie ernste Kunststudien getrieben, ohne die Hilfe und Anweisung ihres Lehrers,

nur von ihrem Vater, der ihr den ersten Zeichen- und Malunterricht erteilt, mit Rat unterstützt, ein größeres Bild allein zu malen.

Sie zog die Leinwand auf und rückte die Staffelei ins rechte Licht. Ein eigentümliches Zagen überfiel sie, denn seitdem ihr eine Ahnung von der Größe wahrer Kunst aufgegangen, war sie sich der Unzulänglichkeit ihres Könnens bewußter geworden als früher, da sie mit fröhlicher Unbefangenheit all die bunten Bilderchen auf die Leinwand geworfen, die vielfach die Wände in den kleinen Zimmerchen des Pfarrhauses schmückten.

Welchen Gegenstand sollte sie für ihr Bild wählen? Sie hatte verschiedene Entwürfe zu Bildern, welche ihr Lehrer geprüft und genehmigt, und wählte unter diesen denjenigen aus, den sie in Öl auszuführen gedachte, doch sie konnte zu keinem Entschluß und zu keinem Anfang kommen. Sie fragte den Vater um Rat, und sie wählten und prüften und verwarfen das Gewählte wieder.

Da, als sie des Abends in ihrem Stübchen saß und darüber nachsann, wie so schwer ihr schon der erste Schritt auf ihrer Künstlerlaufbahn, schon die Wahl des Gegenstandes für ihr erstes Bild wurde, öffnete sie die kleine Mappe, welche sie seit dem Abend ihrer Ankunft im Vaterhause nicht wieder in Händen gehabt. Ein matter Rosenduft wehte ihr daraus entgegen, und eine welke Blume fiel in ihren Schoß — da stand plötzlich ganz Leben geworden ein Bild vor ihrer Seele, welches sie anfänglich über allerlei häuslichen und geselligen Pflichten und in der letzten Zeit über all den Plänen, welche in ihr nach Gestaltung gerungen, ganz vergessen gehabt.

Sie blätterte in dem kleinen Buch, bis sie die Seite fand, auf welcher mit flüchtigen Strichen hingeworfen sich die Skizze des armen Blumenmädchens aus der Bahnhofshalle in der kleinen Stadt befand, durch welche sie ihr Weg auf der Heimreise geführt. Und sinnend blickte sie lange auf die kleine Zeichnung, bis sie immer mehr Leben, Farbe und Ausdruck gewann und sie ein Paar dunkle wunderbare Kinderaugen von dem weißen Blättchen bittend und traurig mit rührendem Ausdruck anzublicken schienen.

„Sollte ich's wagen?“ fragte sie sich. „Sollte ich mein erstes Bild so ganz aus mir selbst heraus, der Regung einer plötzlichen Eingebung folgend, malen, ohne daß das gereifte Urteil eines Meisters auch nur die Idee, die Skizze dazu gesehen und genehmigt hat?“

Am nächsten Morgen zeigte Emma das kleine Bildchen ihrem Vater, erzählte ihm, wie es entstanden sei, und sagte: „Sieh' Papa, dieses Bildchen

möchte ich groß und in Öl malen, wenn du glaubst, daß ich es wagen darf. Ich habe die größte Lust dazu und würde die größte Mühe aufwenden, daß es mir gelänge!"

Der Vater betrachtete das Bildchen und hörte gerührt Emmas Schilderung des kleinen Blumenmädchens an.

"Wenn du so große Lust hast, diese Skizze auszuführen," sagte er, "und Ernst und Fleiß darauf verwendetest, so könnte es ein schönes Bild werden." Er gab noch manchen guten technischen Rat für die Ausführung, obgleich er nur Dilettant war und in seiner Jugend zu seinem Vergnügen gemalt hatte, ein Vergnügen, wozu die vielen Amtsgeschäfte dem Dorfpfarrer seit lange schon keine Zeit mehr ließen. „Freilich," fügte er hinzu, „wirfst du an der kleinen Skizze nur einen schwachen Anhalt haben, und deine Phantasie wird das meiste dazu thun müssen."

"O, ich sehe es so deutlich vor mir," rief Emma, "daß ich es mit Händen greifen könnte."

Und voll Lust und Eifer begann die junge Malerin ihre Vorbereitungen zu machen. Bald standen die Umrisse auf der Leinwand, die Säule mit den Weinranken, durch welche der blaue Sommerhimmel schimmerte, und an deren Fuße die hingestreckte kleine Mädchengestalt. Noch war nicht viel zu sehen, aber allmählich begann die Farbe Leben auf die tote Leinwand zu hauchen. Doch es ging gar langsam, manches mußte korrigiert werden, das lebendige Bild, wie es der Malerin vor der Seele stand, ließ sich denn doch nicht so leicht auf die Leinwand übertragen. Oft sanken Pinsel und Palette aus ihrer Hand, und verzagt trat sie ans Fenster, tief aufatmend, und blickte nach dem Kirchturm hinüber, der emporkam. „Mut, Geduld, Hoffnung!" rief er ihr zu, und sie arbeitete rüstig weiter.

Doch die Bleistiftskizze und die Phantasie allein reichten nicht aus, das zeigte sich bald. Emma mußte ein Modell haben, nach dem sie ihr Blumenmädchen malen konnte. Sie überlegte, ob ihr Schwesterchen Gretchen, die ziemlich Alter und Gestalt der kleinen Liese haben mußte, nicht als Modell zu dem Bilde, zu welchem jene die Veranlassung gegeben, dienen könnte. Die Mutter war ganz mit dieser Idee einverstanden, und sie meinte, daß ein Gemälde mit Gretchens Abbild, und noch dazu in so rührender Gestalt, ganz gewiß glücklich ausfallen müsse. Sie war auch gern bereit, aus altem Zeug einen passenden Anzug herzustellen, wie er für den Zweck

geeignet schien. Nur der Vater schüttelte dazu ungläubig den Kopf. Und bald zeigte sich, wie recht er hatte.

Gretchen wurde angekleidet, ein Rosenkörbchen in ihre Hand gegeben, sie ward in die passende Stellung gebracht, aber Emma fand bald, daß ihr Schwesterchen mit dem rot und weißen, immer lachlustigen Gesichtchen ganz und gar nicht auf ihr Bild passe, ihm den poetischen Zauber nehme, den sie darin erblickt. Sie mußte das kleine Blumenmädchen selbst haben, wenn all' ihre Mühe keine vergebliche sein sollte. Eben der wehmütige Liebreiz dieses fremdartig schönen Kinderkopfes war es ja, der sie zu der Idee dieses Bildes angeregt hatte. Ganz niedergeschlagen vertilgte sie Gretchens Gesichtchen wieder von der Leinwand und schickte das Kind fort, welches froh war, erlöst zu sein.

„Mütterchen,“ sagte sie nach einigem Nachgrübeln, „würdest du mir wohl erlauben, dir für einige Tage einen kleinen Gast zu bringen, und könntest du wohl Michel mit dem Geschirr auf kurze Zeit entbehren? Ich möchte,“ fuhr sie erklärend auf den erstaunten Blick der Mutter fort, „das kleine Modell, nach welchem ich die Skizze zu meinem Blumenmädchen gezeichnet habe, gern für einige Sitzungen hierherholen.“

Berwundert, aber doch gern erfüllte die Mutter Emmas Wunsch, obgleich Michel mit dem Geschirr eben gar nicht gut entbehrt werden konnte. Aber in diesem friedlichen Hause verstand es sich fast von selbst, daß einer dem anderen stets alles zuliebe that.

Eben war wieder ein Zug gekommen, als Michel sein Fräulein am Bahnhof absetzte, und voll Unruhe, mit ängstlich suchenden Blicken drängte sich Emma durch die angekommenen Reisenden, nach dem Gesichtchen suchend, mit welchem sich ihre Phantasie während der letzten Wochen fast unablässig beschäftigt hatte.

Richtig, da stand sie mitten im dichtesten Gewühl, in ihrem alten blauen Röckchen, den kleinen Korb mit Blumen in der Hand, das dunkle Haar wirr um Stirn und Nacken, die großen, traurigen Augen mit rührender Bitte zu den Vorübergehenden aufgeschlagen, von denen nicht einer einen Blick des Mitleids für das Kind der Armut oder einen Blick der Bewunderung für seine seltene, rührende Schönheit zu haben schien.

Und während alle voll Eile und ein jeder nur mit sich selbst beschäftigt, an ihr vorüberdrängten, rief plötzlich eine sanfte, freundliche Mädchenstimme: „Siehe, kleine Piese!“ Und Emma, voll Freude, die Gesuchte gefunden zu

haben, schlang ihren Arm um die kleine, schlanke Gestalt und sah das Kind mit demselben freundlichen Gesicht an, von welchem Liese, nachdem sie es zum erstenmal gesehen, so schön geträumt hatte.

Sie zog das kleine erstaunte Mädchen mit sich fort, heraus aus dem Gedränge. „Höre, Lieschen, kennst du mich wohl noch?“ begann Emma, etwas verlegen dadurch, wie sie dem Kinde erklären sollte, was sie von ihm wünsche.

„Ja,“ nickte Liese, und ein verschämtes Lächeln glitt über ihr Gesicht, „Sie kauften mir eine Rose ab und sahen mich so freundlich dabei an, wie niemand mich ansieht.“

„Siehst dich deine Mutter nicht auch freundlich an?“ fragte Emma ungläubig; aber ihre Frage that ihr leid, als das Kind erschrocken zu ihr auf sah und traurig sagte: „Ich habe ja keine Mutter!“

„Armes Kind,“ dachte Emma, „das hätte ich aus deinem Gesichtchen lesen können. Wen hast du denn, Liese,“ fragte sie, „bei wem wohnst du denn?“

„Bei meiner Großmutter.“

„Nun sieh,“ rief Emma, „mit deiner Großmutter möchte ich gern reden, ich möchte sie um etwas bitten. Willst du mich zu ihr führen? Oder besser noch,“ besann sie sich und zeigte auf den Wagen, auf dessen hohem Kutschbock Michel gravitatisch thronte, „siehst du dort den hübschen Wagen, willst du dich mit mir hineinsetzen und mir sagen, wo deine Großmutter wohnt und mit mir hin zu ihr fahren?“

Liese sah den Wagen an, und ein helles Kinderlächeln, welches ein Fremdling in ihren Zügen zu sein schien, blitzte darüber hin, aber sogleich verschwand es wieder, und auf ihr noch mit bunten Herbstblumensträußchen gefülltes Körbchen blickend, sagte sie betrübt: „Ich darf nicht nach Hause kommen, wenn ich noch nichts verkauft habe. Die Großmutter schlägt mich, und ihre Kaze kratzt mich.“

„So kaufe ich dir ab,“ tröstete Emma; „ich bezahle die Blumen. Willst du da mit mir fahren?“

Hätte Liese in ihrem armen, dürstigen Leben Märchenbücher je gelesen, so hätte sie wohl sicherlich in dem lieben Mädchen, welches so freundlich mit ihr sprach und alle ihre Blumen kaufen wollte, eine gute Fee erblickt, aber Liese hatte nie etwas von guten und bösen Feen gehört oder gelesen, doch klopfte ihr Herzchen vor Vergnügen, als das fremde Fräulein sie in

den Wagen hob, sich neben sie setzte und Michel, dem die ganze Geschichte höchst wunderlich vorkam, obgleich es ihm sein Fräulein in der Hauptsache erklärt hatte, den guten, alten Braunen wieder in Bewegung setzte, nachdem Emma ihm die Wohnung, welche Liese ihr genannt, gesagt hatte.

Die Katze lag auf der Thürschwelle und sonnte sich, als der Wagen vor dem Häuschen hielt, und zugleich erschien an dem kleinen Fensterchen ein alter Frauenkopf, vor welchem Emma erschraf.

„Ist das die Großmutter?“ fragte sie das kleine Mädchen. Doch ehe dieses noch geantwortet, stand die alte Frau schon mit einem Sprunge auf der Gasse, während in ihrem Gesicht sich der Ausdruck des Schreckens spiegelte, was dessen Häßlichkeit noch vermehrte. Unwillkürlich ergriff Emma die kleine Hand des Kindes, gleichsam, als ob sie es gegen die abschreckende alte Frau in Schutz nehmen müsse, und in möglichster Kürze trug sie den Grund ihres Kommens und ihre Bitte vor, indem sie den Namen ihres Vaters und ihres Heimatdorfes nannte, auch sich mit der Versicherung beeilte, daß sie bereit sei, für die erbetene Gefälligkeit so viel zu bezahlen, wie die Großmutter verlange.

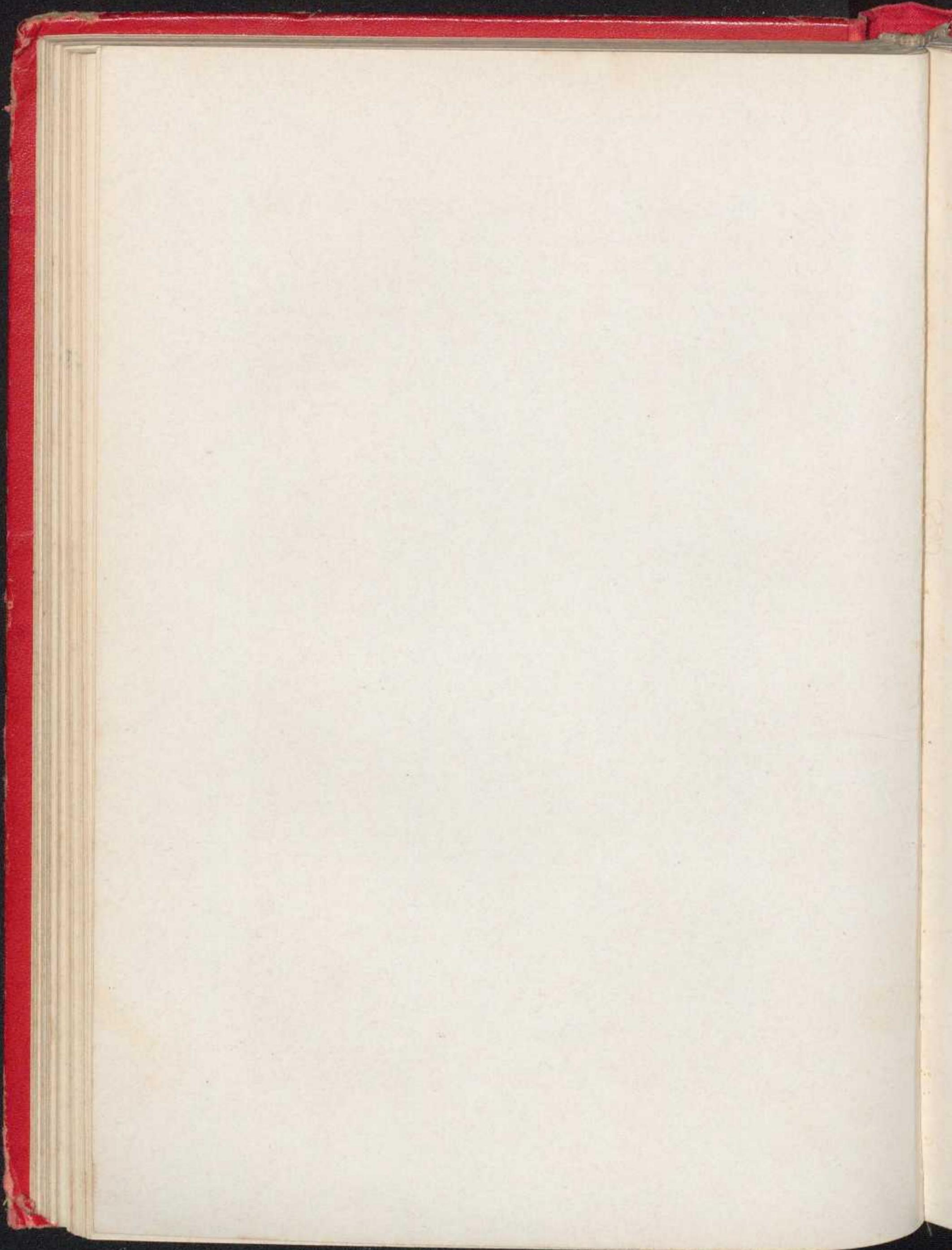
Während Emma sprach, verlor sich allmählich der Ausdruck des Schreckens aus dem Gesicht der alten Frau, doch blickte ihr Auge immer noch argwöhnisch auf das junge Mädchen, während sie mit widerlicher Freundlichkeit zu ihrer Enkeltochter sagte: „Ei ja, das glaub' ich gern, im schönen Wagen fahren und gute Tage haben, ist wohl schöner, als bei der armen, alten Großmutter sein?“

„Ich will auch gern die Blumen bezahlen, die Ihre Enkelin heute nicht verkauft hat,“ fuhr Emma fort und zog einen Thaler aus ihrer Tasche heraus.

Die Alte sah ihn verlangend an, sagte aber dann doch abwehrend: „Das Abmalen gefällt mir nicht für ein Kind von uns armen Leuten, und wenn die Liese ein paar Tage nicht auf ihrem Plaze ist, so nimmt ihr gleich ein anderer die Stelle weg!“

„Komm', Liese,“ rief Emma, die jetzt gar nicht mehr an ihr Bild, sondern nur daran dachte, dem armen Kinde eine Freude zu machen, „komm', bitte die Großmutter, daß sie dich mir auf ein paar Tage giebt. Ich habe einen schönen Garten und einen Hof mit vielen, vielen Tieren, die du alle sehen sollst, und ein Schwesterchen in deinem Alter, mit dem du spielen kannst. Ach, Mütterchen,“ bat sie die Alte, „bitte, geben Sie mir Ihr Enkelchen auf ein paar Tage, ich bringe sie Ihnen wohlbehalten zurück.“





Gönnen Sie ihr die Freude. Nicht wahr, du möchtest gern mit mir aufs Land, Liese? Ist sie nicht eine Waise, die keine Eltern mehr hat?" fragte sie.

Die alte Frau bückte sich und nahm die Kaze auf den Arm, die um ihre Füße herumstrich, und sagte dann: „Ja freilich ist sie eine Waise, aber sie hat ja doch mich und ist ebenso gut versorgt, als ob sie Eltern hätte.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Emma; „aber eine Fahrt aufs Land aus der heißen Stadt wird ihr doch auch gefallen. Und nicht wahr, ich darf sie mit mir nehmen?“ fuhr sie bittend fort. „Nehmen Sie einstweilen das für die Blumen, und dann darf Michel zufahren, nicht wahr?“ Damit reichte sie der alten Frau den Thaler hin und hui! hieb Michel, dem das Geschwätz schon längst zu viel geworden war, auf seinen alten Braunen, und dahin rumpelte der Wagen über das holperige Pflaster der kleinen Gasse, in welcher er eine seltene Erscheinung gewesen war.

Emma nickte freundlich noch einmal zurück, dann atmete sie erleichtert auf, als sie aus der engen, düsteren Gasse herausfahren und bald die kleine Stadt im Rücken hatten.

Es war ein herrlicher, klarer Tag; das vom Ruß des Herbstes schon vom ersten Goldglanz überhauchte Laub der Bäume und Gebüschle leuchtete im Sonnenschein, Vögelscharen flogen über die Felder, die Berge am Rande des Horizontes schimmerten im schönsten Weilsenblau, und ein blumenduftender Wind umfächelte die in dem kleinen Wagen Dahinfahrenden und spielte mit Emmas Hutbändern und des kleinen Mädchens Haar.

„Gefällt dir das Fahren?“ fragte Emma ihre Begleiterin, „bist du gern mit mir gekommen?“

Liese nickte mit einem glückseligen Lächeln; es gefiel ihr zu gut, als daß sie dies hätte zu sagen vermocht. Darauf machte Emma das Kind auf vielerlei aufmerksam, was sie vom Wagen aus sahen und suchte unermüdlich aus dem scheuen, verschüchterten kleinen Geschöpf Antworten und Fragen herauszulocken, welche ihr zeigten, wie ganz vernachlässigt und unwissend es war und wie ihm fast alles, was es in der Natur sah und hörte, fremd sein müsse.

„Hast du deine Eltern gekannt? Hast du auch Geschwister?“ fragte Emma dann, die gern etwas Näheres von den gewiß recht traurigen Verhältnissen ihres Schütlings erfahren wollte.

Da schwand wieder das frohe Lächeln aus dem kleinen Gesicht, betrübt schüttelte Liese ihr Köpfchen. Nein, sie hatte ihre Eltern nie gesehen, sie

hatte keine Geschwister und war immer nur mit der alten Frau und ihrer bösen Kaze zusammen in der kleinen feuchten Stube gewesen. Sie war nie hinaus ins Freie geführt worden, sie sah zum erstenmal die Bäume und Felder und Berge.

„Armes Kind!“ dachte Emma und verglich ihr Loß mit dem des armen, kleinen Wesens, welches in all dem Elend, wie eine zarte, seltene, wundervolle Blume aufgeblüht war, wert, daß eine geübtere Künstlerhand, als die ihre es war, diesen kindlichen Liebreiz auf der Leinwand fessele, damit er viele entzücke.

Immerfort plauderte Emma und deutete nach allem ihr sehenswert Scheinenden, was ihr Auge traf, denn es war ihr, als müsse sie den kleinen, düsternen Geist auf einmal aus seinem dumpfen Schlummer wecken und ihm Gottes schöne Welt verdolmetschen.

Aber immer einfilbiger kamen die Worte der kleinen Piese, und als sich Emma plötzlich nach ihr umwandte, hatte sie ihre Lider gesenkt und lehnte im Wagen, so wie sie dieselbe zum erstenmal neben der Säule eingeschlummert erblickt. Die ungewohnte Bewegung des Fahrens hatte sie eingeschläfert. Emma betrachtete sie sinnend und nahm dann ein Tuch, welches sie zur Vorsorge im Wagen mitgebracht hatte, hüllte die Kleine hinein und küßte sie dabei leise auf die Stirn. Da flog wieder ein glückliches Lächeln über des Kindes Gesicht, aber es öffnete die Augen nicht, streckte nur seine Ärmchen aus, als wolle es den ihm bisher so fremden Hauch der Liebe, der seine Stirn im Traum geküßt, umfassen. Dann lehnte Emma das Kind an sich, damit die Stöße des Wagens es nicht stören sollten, und so fuhren sie dahin, dem kleinen Dörfchen zu.

Emma schien es, als habe sie einen seltenen Schatz gefunden und mit sich genommen, den andere achtlos am Wege hingeworfen, aber sie dachte dabei weniger an die kleine, schöne Hülle, welche zuerst ihr Künstlerauge gefesselt gehabt und mit deren Wiedergabe sie sich die ersten, wenn auch noch ganz bescheidenen Ruhmeslorbeern zu pflücken gedacht, als an die arme, kleine, im Staube des Elends verkümmerte Menschenseele, die sie gefunden hatte und die sie jetzt mit sich nahm in das friedliche Pfarrhaus, in welchem die Sonne der Liebe, des Erbarmens und christlicher Frömmigkeit leuchtete, unter deren mildem Strahl sie aufgewachsen war und sich entfaltet hatte und von welcher auch ein Lichtschein den Pfad des armen Wesens neben ihr streifen sollte.

Wenn die gute Pfarrerin vielleicht auch ein klein wenig ärgerlich gewesen über die Grille ihrer Tochter, die Gretchens hübsches Köpfchen wieder von der Leinwand gewischt und Michel mit dem Braunen auf einen ganzen Tag von der jetzt so nötigen Feldarbeit weggenommen hatte, um sich aus der entfernten Stadt irgend ein kleines, fremdes Bettlerkind als Modell für ihr Bild zu holen, so wurde ihr liebevolles Mutterherz doch gleich wieder sonnenhell und floß über vor Erbarmen und Zärtlichkeit, als ihr Michel das festeingeschlafene Kind aus dem Wagen reichte und auf den Arm legte.

Als sie im Anschauen des kleinen Fremdlings auf der Schwelle strauchelte, öffnete Diese ihre Augen, und da ihr wahrscheinlich der ihrem Ohr so fremde Muttername, den ihr Emma heute mehrmals genannt, irgend ein süßes Bild im Traum vor die Seele gezaubert hatte, so lallte sie erwachend und noch halb vom Traum befangen: „Mutter!“

„Sie ist ein Waisenkind!“ flüsterte Emma der Mutter zu, und deren Augen füllten sich mit Thränen.

Diese hatte keinen Religionsunterricht gehabt und hatte nur eine dunkle Vorstellung davon, daß über ihr in dem schönen blauen Himmel der liebe Gott wohne und daß es dort schön, sehr schön sein müsse. Und so schön wie der Ort war, wohin das freundliche junge Mädchen sie in dem hübschen Wagen gebracht, so hatte sie sich ungefähr den Himmel gedacht. Hier sah man keine finsternen, zornigen Gesichter, wie das der Großmutter und die der meisten fremden Leute am Bahnhof waren, die sie beiseite stießen, wenn sie ihre Sträußchen anbot, man hörte keine bösen Worte, wie sie die Großmutter ausstieß und wie sie solche oft von den Bewohnern der engen Gasse gehört, wo sie wohnte, man brauchte nicht zu hungern oder in der heißen Sonne zu schwächten, wie sie es gewohnt war. Hier blühten schöne, frische Blumen lustig in einem kleinen, wohlgepflegten Garten und hingen nicht traurig ihre Köpfchen, wie diejenigen, welche die Großmutter täglich irgendwoher brachte, damit sie dieselben zum Verkauf austrage. Wie viel hübsche, muntere Tiere waren auf dem Pfarrhose, Tiere, die sie nie gesehen und kaum dem Namen nach kannte, und alle waren so zahm, und manche von ihnen ließen sich aus Emmas und Gretchens Händen füttern; auch ein weißes Käzchen lief im Pfarrhaus umher, aber es fraß und biß nicht, wie die alte schwarze Stabe der Großmutter. Das kleine Gretchen und die beiden Knaben spielten mit ihr auf einer großen Wiese, die hinter dem Garten lag, und wo unzählige bunte Blümchen im Grase sproßten, und sie erzählten

und erklärten ihr so viel, was sie nicht wußte, und sie verspotteten sie nicht, weil sie so unwissend war, sondern sie waren nur voll Mitleids mit dem armen kleinen Waisenkinde. Und der Pfarrer und seine Frau versorgten den kleinen Gast beide mit erquickender, kräftiger Nahrung, leiblicher und geistiger. Sie aß und trank, was ihre Lippen bisher nie gekostet, und ihr Ohr vernahm fauste, belehrende Worte aus des freundlichen Mannes Mund, in dessen Haus das verirrte Schäflein eingekehrt, wie sie solche noch nie vernommen hatte. Und ein Wunder mehr in diesem wundervollen Himmel erschien es dem armen Kinde, daß das Fräulein, welches sie mitgebracht hatte, ihre kleine Gestalt mitsamt dem alten blauen Röckchen, den bloßen Füßchen und dem Köpschen mit dem langen, dunkeln Haar mit bunten Farben auf eine ausgespannte Leinwand malte, auf welcher sie voller Stammen auch die Säule in der Bahnhofshalle erblickte, wo sie so oft lag, wenn sie vom langen Stehen in der Hitze müde war, und die Stufen davor und die langen Blätterranken, welche an der Säule sich hinaufwanden und von oben wieder herabflatterten. Sie mußte dann in des Fräulein Stube ganz still so liegen, wie sie neben der Säule zu liegen pflegte, und bekam dann stets etwas in die Hand, was ihr die Zeit vertrieb: ein Buch mit bunten Bildern, ein Körbchen mit Beeren aus dem Garten oder Gretchens schöne, große Puppe, eine Puppe, die so schön war, wie eine Puppe an einem solchen Ort der Glückseligkeit nur sein konnte.

Im Pfarrhause zu Buchwald fiel der erste Funken von Glück und Liebe in das arme Kindheitsleben der kleinen Liese; hier tauchte das erste Licht in ihren von der Nacht der Unwissenheit unvwölkten Geist, und ihre schlummernde Seele lernte hier zum erstenmal die Augen aufschlagen zu dem Vater der Waisen über den Sternen, und ihre Händchen falteten sich zum erstenmal im gläubigen Kindergebet. Die Natur, von welcher das vernachlässigte Kind bisher nichts gekannt, als den Frost des Winters, der unheimlich durch ihre dünnen Kleider drang, die Glut des Sommers, die sie eben so erbarmungslos sengte, die wenigen verkommenen Bäume in der Stadt und die armen Blumen, welche ihr kärglichen Verdienst gewährten, schlug hier zum erstenmal vor den erstaunten Kinderblicken ihr reiches, herrliches Buch auf. Hier schloß sie die erste Kinderfreundschaft, denn Gretchen schenkte dem armen, kleinen Mädchen, welches statt ihrer auf Emmas Bild kommen sollte, ihr ganzes warmes Herzchen voll Liebe, weihte sie in alle ihre kleinen Geheimnisse ein, erzählte ihr von all den schönen Geburtstags-

und den schönen Weihnachtsfesten im Pfarrhaus und konnte sich nicht genug wundern, daß Liese und ihre Großmutter gar keine Geburtstage hatten und keinen Christbaum anzündeten, und sie freute sich, daß die Mama der kleinen Liese eines ihrer hübschen Kleider und Schuhe und Strümpfe schenkte und noch ein ganzes Paket zusammenpackte, welches Liese mitbekommen sollte, und Gretchen ließ gar nichts davon merken, daß sie so viel klüger als Liese war, um ihre neue Freundin nicht zu betrüben.

Ja, die ganze Pfarrersfamilie wetteiferte in Liebe und Güte für den armen, kleinen Gast. Der Pfarrer lobte Emma, daß sie ihn gebracht hatte, nicht nur, weil ihr richtiger Künstlersinn ihr gesagt, welch eine seltene Schönheit über dieses Kinder Gesicht ausgegossen liege, sondern weil es hier vielleicht noch mehr zu retten gäbe, als ein nicht gelungenes Bild, nämlich ein im Schmutz geistigen und körperlichen Glends verkommendes menschliches Wesen. Das Bild, so viel konnte man jetzt schon sehen, schien gerettet zu sein, denn Emma hatte mit wunderbarer Porträtähnlichkeit Liefes Köpfschen darauf wiedergegeben, den ganzen wehmütigen Liebreiz, den rührenden Blick der dunkeln, auf bläulich-weißem Schmelz schimmernden Augensterne, den kleinen roten, wie zu einer schüchternen Bitte halbgeöffneten Mund; es war alles noch Anlage, aber ließ auf ein schönes Gelingen schließen. Würde aber das kleine Wesen selbst zu retten sein aus dem traurigen Verhängnis, welches über seinem Dasein zu walten schien? Ja, die Tage, welche Liese im Pfarrhause verlebte, glichen einem Erwachen aus langem, dumpfen Schläfe oder auch einem schönen, kurzen Traum, dem die trübe Wirklichkeit bald folgen mußte; denn Emma hatte das Kind nur auf einige Tage von seiner Großmutter geliehen. Das Bild war so weit vorgeritten, daß die Anwesenheit des kleinen Mädchens, dessen Konters sei es zeigte, nicht mehr unbedingt erforderlich war, vielmehr war die Malerin nun im stande, durch Phantasie und Kunstfertigkeit es zu vollenden, ohne das Original vor Augen zu haben. Aber die ganze Familie war betrübt, daß das Kind in sein früheres Glend zurückgegeben werden sollte.

„Ich selbst werde die Kleine ihrer Großmutter übergeben und dabei ein ernstes und ermahnendes Wort mit der alten Frau reden,“ sagte der Pastor zu den Seinen; „ich werde sie an die Pflichten erinnern, die ihr als Großmutter der Waise zukommen und die sie bisher so sehr vernachlässigt hat. Auch werde ich ihr sagen, daß ich das Kind von jetzt an stets im

Auge behalten werde und ihr, so viel in meinen Kräften steht, bei der Erziehung ihrer Enkelin mit Rat und Hilfe zur Seite stehen werde."

"Thue das!" rief gerührt die Pfarrerin mit Thränen in den Augen. "Am liebsten," setzte sie hinzu, "behielte ich das arme kleine Ding ganz hier, ehe sie von der bösen Luft, in welcher sie dort leben muß, verdorben wird. Noch ist sie rein und unberührt von der Gemeinheit, aber wie lange noch?"

"Was ich thun kann, um ihre Seele zu bewahren, werde ich thun," tröstete der Pfarrer; "auf jeden Fall aber," setzte er hinzu, "wird sie fortan nie wieder so verloren und verlassen sein, wie sie es bisher gewesen ist, denn wir behalten sie im Auge."

Der Gedanke, daß sie wieder einige Stunden lang in dem hübschen Wagen fahren und das Versprechen, daß sie recht bald wieder in demselben nach Buchwald abgeholt werden sollte, tröstete Liese einigermaßen, als sie vernahm, daß sie wieder in die Stadt zurückkehren müsse.

Und als es nun ans Einsteigen und Abschiednehmen ging, da gaben ihr alle Mitglieder der Pfarrersfamilie etwas mit auf den Weg. Gretchen hatte für ihre kleine Freundin ein Körbchen mit Beeren im Garten gepflückt und dieses sinnig mit einem Blumenkränzchen umsteckt, die beiden Knaben brachten schüchtern jeder ein hübsches Buch, von welchem ein jeder behauptete, daß dem kleinen Besuch die in dem feinen enthaltenen Bilder am besten gefallen hätten. Die Mutter legte ein großes Paket in den Wagen, welches alles mögliche Gute und Nutzbare enthielt, Emma hatte eine in den Ruhestand versetzte Puppe Gretchens aufs wunderschönste aufgeputzt und setzte diese neben Liesen auf den Wagensitz. Als aber der Herr Pfarrer einstieg, kam auf einmal das Weh des Scheidens und die Angst vor der Rückkehr zur Großmutter mit Gewalt über das Kind, es umklammerte mit den zitternden Armchen Emmas Hals und schluchzte so, als sollte sein kleines Herz brechen. Sanft machte sich Emma los, küßte ihren Schützling noch einmal recht herzlich, und dann zog Michel die Zügel straff; dahin rollte der Wagen, und von der Thür des Pfarrhauses folgten ihm die Blicke der Zurückbleibenden und tausend liebevolle Wünsche.

Verstimmt und niedergeschlagen kehrte der Vater am Abend wieder heim. Die Stätte, welcher er die kleine Liese zugeführt, hatte ihn so traurig gemacht. "Die Großmutter scheint eine harte, böse Frau zu sein," sagte er; "allen meinen Bitten und Ermahnungen, ihre Großmutterpflichten besser

als bisher zu erfüllen, setzte sie ein mürrisches, troziges Schweigen entgegen. „Es sei wohl schon so hart genug, daß ihr das Kind zur Last gefallen sei, besser als bisher für dasselbe zu sorgen, vermöge sie nicht. Das Kind müsse auch etwas mitverdienen, und Blumen verkaufen sei wohl keine harte Arbeit. Auf meinen Wunsch, sie uns bisweilen zu überlassen, ging sie auch nicht ein, das verwöhne das Mädchen nur und lasse es dann die Bitterkeit der Armut doppelt schwer empfinden, meinte sie; sie würde auch diesmal die Liese uns nicht geschickt haben, wenn Michel nicht so schnell auf und davon gefahren wäre. Dafür, daß Emma ihr Bild gemalt, forderte sie eine ziemlich hohe Summe, die sie gierig einstrich. Ich fürchte, das arme Kind bekommt nichts davon, und sein Loos ist ein sehr trauriges. Dennoch,“ schloß der Pfarrer seinen Bericht, „werde ich, sobald es meine Zeit gestattet, nach dem Kinde sehen und vielleicht auch darauf hinwirken, daß es der alten Frau abgenommen und in einer Anstalt untergebracht wird.“

„Arme, kleine Liese!“ dachte Emma immerfort, während sie an ihrer Staffelei stand und auf der Leinwand die rührende, reizende Kindergestalt immer mehr und mehr Leben gewann, sie immer sprechender aus den schönen, dunklen Augen anblickte.

Die junge Malerin wendete unendlichen Fleiß, unermüdlige Geduld und Mühe an dieses erste größere Bild, welches sie ganz aus eigener Kraft und Begeisterung, ohne die bisher gewohnte Hilfe, Unterweisung und Begutachtung ihres Lehrers schuf. Und während sie rastlos weiter arbeitete, machte sie allerlei Pläne, kühne, überschwengliche Pläne, wie junge Herzen sie zu machen pflegen, welche die oft so bitterharte Wirklichkeit noch nicht kennen.

Vielleicht konnte sie das Bild durch Vermittelung eines Kunsthändlers in der Hauptstadt, von welchem sie wußte, daß er zuweilen Gemälde von Anfängern verkauft hatte, auch verkaufen für irgend eine Summe, über die sie sich selbst nicht klar war, die sie aber gewiß gut verwenden wollte, vor allem auch dadurch, daß sie der kleinen Liese eine Freude machte. Dann wollte sie fleißig weitermalen, sich immer mehr vervollkommen, immer höhere Preise für ihre Bilder erzielen, vielleicht einst die Studien ihrer Brüder bezahlen, welche dem Vater schon jetzt Sorgen verursachten; sie wollte dann auch Reisen machen, nicht zu ihrem Vergnügen, sondern um Studien zu treiben, berühmte Gemäldegalerien zu sehen und Skizzen zu sammeln. Eine ganze Zauberwelt voll Glück und Freude schien an der kleinen Spitze ihres Pinsels zu schweben, und dabei blickten die dunklen Kinderaugen sie unver-

wandt bittend von der Leinwand an. „Ja, ich vergesse dich nicht, arme, kleine Liese,“ rief sie dem Kinde zu; „warte nur noch ein Weilchen, bis ich Geld verdient habe, dann hole ich dich für immer, und du sollst nie mehr so ein trauriges Gesicht haben, wie hier auf dem Bilde. Ich will die alte Großmutter so lange bitten, oder ihr so viel Geld geben, bis sie dich mir giebt.“

Und wenn das junge Mädchen so weit mit ihren Zukunftsträumen gekommen war, dann fiel ihr ein, daß der Professor vielleicht ihr Bild für ganz mißlungen, für ganz fehlerhaft erklären würde, wenn sie es ihm zeigte, denn sein Urtheil mußte sie natürlich erst hören, ehe sie es zum Verkauf geben konnte. Dann stürzten alle ihre Pläne zusammen, und der Pinsel zitterte in ihrer Hand. Vielleicht konnte sie nie ein Bild verkaufen, nie Geld verdienen, konnte nie ihren Vater bei seinen Sorgen unterstützen und nichts für die kleine Liese thun. In ihre schönen Bilder, welche die Hoffnung ihr vorgaukelte, fiel wie ein schwarzer Schatten die Vorstellung von mühseligem Ringen und Kämpfen, von Anstrengungen ohne Erfolg, ohne Anerkennung, ohne Lohn.

Dann mußte sie sich gewaltsam aufraffen, und sie blickte durchs Fenster, welches das Weinlaub jetzt bunt umrankte, und sah nach dem blauen Himmel, zu dem der Kirchturm emporzeigte, dann rief sie beruhigt: „Nein, nein, so schlimm wird es ja nicht werden! Nicht wahr, der liebe Gott hilft dem, der mutig ringt und mit allen seinen Kräften nach einem vorgesteckten Ziele strebt?“

Da schien es ihr, als nickte ihr der alte Turm tröstlich zu, als wolle er sagen: „Ringe, und strenge alle Kräfte an, welche dir verliehen sind, und der liebe Gott hilft dir!“

Viel Freude machte es der jungen Malerin auch, daß alle Familienmitglieder ganz von ihrer Arbeit entzückt waren, daß der Vater sie lobte und die Ausführung sowohl wie das Motiv des Bildes für gelungen erklärte. Indessen über den Wert ihres Werkes war sie dadurch doch noch keineswegs beruhigt, denn sie wußte wohl, daß die Welt, die Kenner und besonders ihr Lehrer einen ganz anderen Maßstab an ihre Leistung legen würden, als Mutter, Geschwister und auch der Vater, den sie in seinem Beruf für vollkommen ansah, der aber in seiner Beurteilung eines Gemäldes sich doch wohl täuschen konnte.

Wie es in all der Zeit der kleinen Liese erging, während der Sommer verblühte, der Herbst kam und das Laub von den Bäumen riß und es endlich Winter wurde und Emma unermüdllich malte, hier noch ein Licht auf-

setzte, dort einen Schatten dunkelte, besserte, änderte und dabei allerlei träumte, hoffte und fürchtete, bis endlich ihr Bild fertig war?

Im Pfarrhaus sprachen sie täglich von dem armen Kinde, nicht nur, weil sie sein Bild stets vor Augen hatten, sondern weil sie ihm in ihren guten, mitleidigen Herzen einen Platz eingeräumt hatten.

Emma und der Vater hatten sie in der Stadt aufgesucht. Am Bahnhof war sie nicht mehr, da der Verkehr mit dem Verschwinden der schönen Jahreszeit aufhörte und auch die Blumen ein Ende nahmen.

Diese Änderung war aber nicht besser für die kleine Piese, sondern eher schlimmer, denn nun mußte sie immer bei der alten Frau in der kleinen, dumpfen Stube bleiben und lernen, ihr bei der Handhabung der Wäsche zur Hand zu gehen. Der Pfarrer von Buchwald und seine Tochter wurden unfreundlich von der Großmutter empfangen, sie stand wie ein böser Geist zwischen den Wohlthätern ihres Enkelkinds und diesem. Sie ließ sie nicht allein zusammen sprechen und erlaubte nicht, daß Piese wieder auf einige Tage mit nach Buchwald gehe. Sie könne sie jetzt nicht entbehren, meinte sie, und niemand habe ein Recht, ihr Enkelkind von ihr abgespenstig zu machen, auch könne ihr niemand beweisen, daß sie nach ihren Kräften und in Anbetracht ihrer Armut ihren Pflichten gegen Piese nicht nachkomme. Der traurige Blick des kleinen Mädchens, die Augen voll Thränen widersprachen wohl allerdings diesen Behauptungen; doch schwieg sie still, als die Alte sie fragte, ob sie's nicht gut bei ihr habe. Offenbar war sie von der Großmutter, der die Ermahnungen des Pfarrers nicht gefallen hatten, eingeschüchtert worden.

„Sie hat einen Blick wie das böse Gewissen,“ sagte Emma zu ihrem Vater; „wie schrecklich ist es, daß man oft wohl schlimme Dinge in der Welt geschehen lassen muß, wenn sie nicht offenkundige Verbrechen sind, gegen welche man die Hilfe der Obrigkeit anrufen kann.“

„Wäre ich doch in der Lage, das Kind ganz zu mir nehmen zu können,“ bemerkte der gute Pfarrer; „ich glaube, gegen eine entsprechende Summe würde die Alte sie abtreten, denn sie scheint äußerst geldgierig zu sein. Doch besitze ich leider die Summe nicht und wäre auch bei meinen beschränkten Mitteln wohl nicht im Stande, die Zukunft eines fremden Kindes noch auf mein Gewissen zu nehmen, ohne die meiner eigenen Kinder zu gefährden.“

„Vielleicht —“ fiel Emma ein, aber sie verstummte verlegen, denn sie wagte nicht, ihrem Vater die verwegenen Träume zu offenbaren, die sie beim

Malen ihres Bildes träumte. „Vielleicht,“ dachte sie aber bei sich, „gelingt es mir, die arme kleine Liese aus ihren Banden zu retten!“

Endlich war das Bild fertig, der letzte Pinselstrich daran gethan. Beim Tischler ward eine Kiste bestellt, welche genau den Umfang des Bildes hatte; denn hinaus sollte es nun in die Welt, vor den prüfenden Blick des Meisters treten aus dem stillen Heiligtum der kleinen Mädchenstube, wo es unter Hoffen und Bangen, Ahnen und Träumen entstanden war. Welches würde sein Loos sein? Würde es verworfen werden? Würde es Gnade finden vor den Augen des strengen und gewissenhaften Lehrers, vielleicht eines Käufers Blick auf sich ziehen, vielleicht den Anfang bilden zu einer schönen, von Freude, Ehre und Gewinn reichen Thätigkeit?

Wie mancher junge Anfänger in der Ausübung irgend einer Kunst packt nicht sein erstes Werk mit ähnlichen Empfindungen ein, wie Emma ihr vollendetes Bild in die Kiste schloß, um diese selbst nach der Hauptstadt zu bringen und das Urtheil ihres Lehrers darüber zu vernehmen?

Dieselbe Strecke, welche Emma zur Zeit der Rosen mit dem Dampfstoß durchflogen, während die blühende Sommerlandschaft ihr Auge erfreute, fuhr sie jetzt wieder in entgegengesetzter Richtung der Hauptstadt zu, und dabei tanzten des Winters letzte Schneeflocken um die Wagenfenster. Sie hatte eine lange Zeit gebraucht, ihr Bild fertig zu bringen, doch sie hatte ja auch, wie sie sich vorgenommen hatte, nicht alle Tagesstunden ihrer Kunst gewidmet, sondern auch die Mutter die helfende Hand der Tochter im Haushalt nicht entbehren lassen.

Ihr ehemaliger Lehrer, ein Professor der Malkunst, empfing Emma sehr freundlich, lobte ihren Fleiß und war gern bereit, ihr sein Urtheil über ihr erstes, ohne seine Unterweisung gemaltes Bild mitzuteilen. Während des Öffnens der Kiste fragte er sie, welchen von den von ihm genehmigten Entwürfen sie ausgeführt habe. Emma errötete und sagte, daß sie keinen dieser Entwürfe gewählt, sondern ihr Bild nach einer kleinen Skizze ausgeführt habe, welche sie auf ihrer Heimreise gezeichnet. Mittlerweile war die Kiste geöffnet worden, und die schönen, dunklen Kinderaugen schauten daraus den gestrengen Kritiker an, als wollten sie für diejenige bitten, welche sie auf die Leinwand gezaubert.

Den Lippen des Professors entglitt ein Ausruf des Staunens. Er stellte das Gemälde auf, rückte es in die richtige Beleuchtung und unterzog es lange Zeit einer aufmerksamen Betrachtung, während welcher Emmas

Herz vor Unruhe zu zerspringen drohte. Endlich, nachdem er es genau geprüft, sagte er: „Ihr Bild, liebes Fräulein, ist nicht ganz frei von einigen technischen Fehlern, sowohl in der Anordnung, wie in der Ausführung, die jedoch nur für den Künstler von Fach bemerkbar sind und welche Sie bei ferneren Arbeiten vermeiden lernen werden. Der Kinderkopf ist jedoch fehlerlos und in der Auffassung, wie in der Ausführung vorzüglich gelungen, von unvergleichlicher Schönheit und Reinheit der Linien und bürgt für ein bedeutendes Talent.“

Emma vermochte ihre Erregung nicht zu bemeistern, ihre Thränen quollen hervor, während sie ihrem verehrten Lehrer voll Dank und Freude die Hand entgegenstreckte.

Sie erzählte hierauf ausführlich die Entstehung des Bildes, und der Professor erklärte ihr dann aufs eingehendste die vorher erwähnten Unvollkommenheiten an ihrem Bilde und wies sie an, wie sie solche künftighin vermeiden könne.

Dann sagte er ihr, daß er ihr Bild für bedeutend genug halte, um einen Platz auf der im Beginn des Frühlings zu eröffnenden Gemäldeausstellung einzunehmen, wo es, wenn es auch wohl nicht gleich einen Käufer finden, da dies immer ein Glücksumstand sei, so doch die Blicke der Kunstfreunde auf sich ziehen und ihren Namen bekannt machen werde.

Das war mehr Glück, als Emma gehofft hatte. Der Professor versprach die Aufstellung des Bildes selbst zu bewerkstelligen, gab seiner talentvollen Schülerin noch manchen Rat, versprach, ihr stets hilfreich zur Seite stehen zu wollen und verhiess ihr für die Zukunft, da die goldene Frucht am Baum des Künstlertums nur langsam reife, auch lohnenden Erfolg des schönen Talentes.

Auf ihrer Rückreise konnte sich Emma nicht versagen, ihr kleines Modell aufzusuchen, obgleich ihr die alte Großmutter wie der Drache im Märchen erschien, welcher die kleine, verwunschene Prinzessin bewachte.

Und richtig, da stand der Drache auch auf der Schwelle und wehrte Emma den Eingang, da Diese krank sei. Aber eben deshalb ließ Emma sich nicht abweisen und drängte sich an der alten Frau vorüber in die kleine Stube, aus welcher der Eintretenden ein so widerlicher Dunst entgegenströmte, daß er manchen anderen, der nicht so wie die Pfarrerstochter an ähnliche Krankenbesuche gewöhnt gewesen, zurückgeseucht haben würde.

Gewiß ist es ein rührendes Bild, wenn das christliche Erbarmen sich

über das Bett eines franken Kindes beugt, dem die Sonne der Kindheit, die Mutterliebe, fehlt. Um den Mund des kleinen, franken Mädchens schwebte wohl zum erstenmal seit langer Zeit wieder ein Lächeln, als es das Gesicht seiner freundlichen Wohlthäterin erkannte, und sehnsüchtig streckte dasselbe der lieblichen Erscheinung die abgemagerten Händchen entgegen.

„Was fehlt dir denn, mein armes Kind?“ fragte Emma zärtlich, indem sie leise die wirren Haare aus der Stirn der kleinen Kranken strich.

„Das Müßiggehen bekommt ihr nicht,“ sagte die Alte, die herangeschlichen war, „sie hat ja auf der Welt Gottes nichts zu thun, verdient keinen Pfennig, und da verlangt der Doktor auch noch von mir armen, alten Frau, daß ich ihr kräftige Brühen koche!“

Emma untersuchte die Kleine und fand, daß ihre Krankheit hauptsächlich Schwäche war, hervorgerufen von Mangel an gesunder Nahrung und frischer Luft.

„Sie sollten ein wenig lüften,“ sagte Emma, welche sich in der verdorbenen Luft unwohl zu fühlen begann; „ich werde gehen und etwas zur Erquickung der kleinen Lise holen.“

„Und wer kauft mir die Kohlen, wenn ich die kalte Winterluft hereinlasse?“ fragte die Alte.

Traurig entfernte sich Emma, um einige Früchte und Backwerk zu kaufen, so viel ihre Kasse es gestattete; damit kehrte sie an das kleine Krankenbett zurück, von welchem sie sich nicht eher entfernte, bis sie gesehen, wie das Kind sich an der langentbehrten Nahrung erquickt hatte.

„Ich werde bald wiederkommen und die Mutter bitten, daß sie mir ein Huhn und einige Eier für Lise giebt,“ sagte sie, und als die Alte sich am Ofen zu schaffen machte, flüsterte sie dem Kinde zu: „Wenn's Frühling wird, dann komme ich und hole dich in dem hübschen Wagen ab, verlaß dich darauf!“

Dieses Gesicht leuchtete auf, und ihre Augen strahlten aus dem mageren Gesichtchen in fast überirdischem Glanz.

„Wer ist der Doktor, der die Kleine behandelt?“ fragte Emma dann die alte Frau.

„Wer anders als der Armenarzt,“ gab die Alte mürrisch zur Antwort. „Die Nachbarin hat ihn geholt, die mir beim Waschen hilft; wär' auch nicht nötig gewesen, daß der überall hinguckt und guten Rat giebt, den arme Leute doch nicht befolgen können.“

Traurig eilte Emma fort, um den ihrer mit dem Wagen harrenden Michel aufzusuchen. Es that ihr so weh, das Kind so hilflos zurückzulassen, welchem sie doch wenigstens zum Teil mit die Freude verdankte, welche sie heute erfahren. Denn wer weiß, ob ein anderer Gegenstand, den sie nicht mit so viel Liebe gemalt, ihr so gelungen wäre. Doch im Innern legte sie, um ihre trüben Gedanken zu zerstreuen, sich schon einen Plan zurecht, mittels dessen sie der Liese habhaft zu werden hoffte, sobald der Frühling kam, damit sie sich in der frischen Landluft von den Leiden und Entbehrungen des Winters erhole.

Zu Hause angekommen, erzählte Emma zuerst das Urtheil des Professors über ihr Bild, was mit großer Freude aufgenommen wurde, wiewohl der Verkauf desselben als unwahrscheinlich hingestellt und das Reifen der goldenen Früchte am Baum ihres Künstlertums in die Zukunft verlegt worden war. Hierauf schilderte sie den Zustand der kleinen Liese und theilte ihren Plan mit, durch Zuhilfenahme des Armenarztes von der Großmutter die Genehmigung zu erhalten, daß sich mit Beginn des Frühjahrs die Kleine einige Zeit im Pfarrhause erholen dürfe.

„Wie seltsam ist es doch, daß die alte Frau bei ihrer Armut und Geldgier das Kind wie ein Drache behütet und es ungern sieht, daß man sich desselben annimmt, was doch auch ihr eine Erleichterung wäre,“ sagte Emma.

„Auch hat sie eine eigentümliche Art, dringenden Fragen nach den Eltern des Kindes auszuweichen,“ setzte der Vater nachdenklich hinzu.

„Fast scheint es, als ob um das Kind etwas Geheimnisvolles schwebe,“ meinte die Mutter.

„Vielleicht ist sie doch ein verwünschenes Prinzesschen, vom Drachen bewacht,“ lachte Emma.

Bald machte letztere sich wieder daran, eine neue Leinwand aufzuziehen, und in ihrem Innern keimten und sproßten eine Menge neuer Entwürfe. Die Anerkennung ihres Lehrers war wie Frühlingsregen auf ihre Seele gefallen, gleich den belebenden Tropfen, die draußen auf den Beeten anklopften und den schlafenden Blumen zuriefen: „Wacht auf! Wacht auf!“

Darüber vergaß Emma ihren kranken Schützling keineswegs. Mehrmals mußte Michel sie nach der Stadt fahren, beladen mit allerlei kräftigenden Nahrungsmitteln, wie sie der Pfarrhof bot. Und auch ihr Plan, auf welchen der Vater bereitwillig eingegangen, war geglückt. Der Armenarzt, obgleich

an Bilder aus der Nachtseite der menschlichen Gesellschaft gewöhnt, hatte für die kleine Enkelin der alten Waschfrau ein ganz besonderes Mitleid empfunden und machte, nachdem er eine Unterredung mit dem Pfarrer von Buchwald gehabt, der alten Frau gegenüber seine Autorität als Arzt geltend, daß sie eine Wohlthat, welche dem von Entbehrungen und Fieber ermatteten Kinde angeboten würde, nicht ablehnen dürfe und dasselbe auf mehrere Wochen der barmherzigen Pfarrersfamilie in Buchwald übergeben solle. Ärgerlich ergab sich die Alte darein, zornig auf sich selbst, daß sie das Kind zum Blumenhandel abgerichtet, die einzige Art, womit es bei seiner Jugend Geld verdienen gekonnt, und somit die Blicke so vieler Leute auf dasselbe gelenkt habe.

Und der Frühling kam mit Blüten und Liedern und warmen Lüften, und auch im kleinen Pfarrgarten zu Buchwald schlugen die Primeln und Schneeglöckchen ihre Augen auf, und zwischen den ihm so neuen Frühlingswundern wandelte, wie eine welke Blume, ein blaßes, kleines Mädchen, dessen gute Menschen sich erbarmt hatten, daß es auch seinen Teil Frühlingstluft haben solle. Ja, die ganze Pfarrersfamilie überschüttete gleichsam das Waisenkind mit Liebe und Erbarmen. Sie hatten selbst nicht Überfluß an irdischem Gut, sondern der gute Pfarrer hatte zu rechnen und zu sparen, um eben knapp auszukommen; aber deshalb freuten sich doch alle recht von Herzen, wie es dem Waisenkinde an ihrem Tische mundete, wie es ausblühte bei guter Milch und sonstiger nahrhafter Kost, wie die welken Muskeln sich kräftigten und die Wänglein sich rundeten und mit dem lieblichen Rot der Apfelblüten um die Wette färbten.

Aber der Frühling brachte nicht nur Blüten und Düste, er färbte nicht nur des armen Kindes Wangen rot, er trug auch noch eine andere Freude in das stille Pfarrhaus, ein Ereignis, welches fast wie ein Wunder erschien. An einem Sonnabend, als der Pfarrer in seiner Stube seine Predigt schrieb und die Pfarrerin mit allen Kindern im Garten war, kam der Postbote, hier ein seltener Gast, und brachte einen schweren Brief unter Emmas Adresse.

Mit zitternden Händen erbrach die Empfängerin die Siegel, — ein Brief und ein dickes Paket fielen heraus. Sie schüttelte letzteres auseinander, — Geld war es, Banknoten, die wie bunte Blätter, wie ein Wunder, welches der Frühling gebracht, in ihre Schürze fielen. Kaum vermochte sie den Brief zu lesen, denn es flimmerte vor ihren Augen. Die Zeilen waren von ihrem Lehrer und lauteten:

„Liebes Fräulein!

Obgleich ich Ihr „Blumenmädchen“ als einen sehr erfreulichen Beweis Ihrer künstlerischen Befähigung angesehen habe, so wagte ich doch nicht, Ihnen Hoffnung auf den Verkauf Ihres Bildes zu machen, da ich weiß, wie schwer es hält, Käufer für Werke noch unbekannter Künstler zu finden. Um so mehr bin ich erfreut, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihr Bild verkauft ist und zwar für den Preis von eintausend Mark, welche Summe ich Ihnen anbei zujende. Gewiß ein ungewöhnlich erfreulicher Beginn Ihrer Künstlerlaufbahn, der Sie sicherlich ermutigen wird, noch viel Schönes und Erfreuliches zu schaffen. Die jetzige Besitzerin Ihres Bildes ist eine russische Dame, Frau von Romanow, welche auf ihrer Durchreise hier die Gemäldeausstellung besuchte und von Ihrem Bilde so gefesselt war, daß sie es für den von mir dafür bestimmten Preis, mit welchem Sie hoffentlich einverstanden sind, kaufte.

Ihr treuer Freund und Lehrer.“

Emma las und las wieder. War es wirklich Wahrheit, was sie las? War die goldene Frucht ihres Fleißes so schnell schon gereift? Noch wußten die Eltern nichts von ihrem Glück. Sie flog die Treppe hinunter; an der Gartenthür kam Liese, von der Pfarrerin nach irgend etwas ins Haus geschickt.

„Liese, Herzensliese!“ jubelte ihr Emma zu und umschlang das Kind mit stürmischer Hefigkeit. Dann eilte sie fort, den Garten entlang nach den Gemüsebeeten, wo die Mutter mit den Kindern pflanzte und grub.

Atemlos vor Freude vermochte sie ihre Glücksbotschaft kaum in Worte zu fassen, und es währte lange, bis die Pfarrerin alles begriff und den Brief las und die bunten, neuen Scheine in die Hand nahm.

„Aber Väterchen weiß noch nichts!“ rief Emma; „darf ich ihn stören, darf ich?“ fragte sie.

Zögernd erlaubte die Mutter die Störung, die sonst nie gestattet war, doch der Grund war ein so ungewöhnlicher, und Emma war mit ihren Schätzen schon auf und davon und pochte an des Vaters Thüre, ehe die Mutter noch recht ja oder nein gesagt hatte.

„Darf ich, Väterchen?“ bat sie und steckte den Kopf zur Thür herein und sah so rotwangig und strahlend aus, daß der Vater fast erschrak. „Da, da sieh!“ rief Emma und schüttete im Übermut der Freude die ganze Herrlichkeit, Brief und Geld, aus der Schürze auf des Vaters Schreibtisch, es ihm überlassend, sich aus dem glücklichen Wirrwarr zurechtzufinden. Dann eilte

sie davon in ihr Stübchen, denn sie mußte sich erst fassen, dem lieben Gott danken für den Segen, den er ihr beschert, und überlegen, was damit anzufangen.

Und sie saß und sann und blickte auf die gefalteten Hände in ihrem Schoß. „All dies Geld ist mein,“ dachte sie; „nein, nicht mein, denn ich will nichts davon für mich, aber ich darf doch darüber verfügen. Sie wollte allen, allen Freuden bereiten, es schien ihr, als müsse ihr Schatz unerschöpflich sein. Dann blickte sie nachdenklich vor sich hin. „Wird es dem Vater recht sein?“ dachte sie. „Ach gewiß, er ist ja so gut; aber,“ fügte sie hinzu, „er ist auch arm, und die Knaben wachsen und bedürfen mit jedem Tage mehr. Was soll ich thun?“

Schnell sprang sie auf und war mit wenig Schritten beim Vater, der seine Predigt schon wieder vorgenommen hatte; sie mußte ihn noch einmal stören. Sie umschlang ihn zärtlich, küßte ihn und fragte: „Liebes Väterchen, würde es recht sein, wenn ich das Geld, welches ich für mein Bild bekommen habe, teilte zwischen den Brüdern und — der armen Liese? Denn ich glaube gewiß, wenn ihr Gesichtchen nicht auf dem Bilde gewesen wäre, so würde sich die fremde Dame nicht davon gefesselt gefühlt haben, wie der Professor schreibt. Sie ist so arm, und das Geld soll ein Notgroschen für sie werden. Wir heben's ihr auf.“

„Liebes Töchterchen,“ antwortete mit mildem Lächeln der Pfarrer, „dein Vorschlag ist wohl nicht weltflug, aber.“ — Aber der gute Pfarrer war selbst nicht weltflug, sondern nur ein herzenguter, frommer Mann und war noch dazu mitten in seiner Predigt drin, mit welcher er morgen die Herzen seiner Zuhörer zu rühren gedachte; daher küßte er sein Töchterchen, lobte ihren guten, christlichen Vorschlag und bat sie dann, ihn jetzt allein zu lassen, damit er seine Predigt beenden könne. — Erst nachdem die Predigt beendigt und wohl memoriert war, erlaubte sich der Pfarrer auch, recht herzlich an der allgemeinen Familienfreude Anteil zu nehmen. Nicht daß er oder auch die übrigen Glieder der einfachen Pfarrersfamilie den Gewinn des Mammons allzu hoch angeschlagen hätten, aber die Ermutigung, welche die junge Künstlerin durch diesen ersten Erfolg für ihr ferneres Streben gewann, das Mitbeteiligtsein des armen, kleinen Familienschützlings an diesem unerwarteten Glücke, alles das machte die Herzen froh und warf einen Festglanz in das stille Dorfpfarrhaus.

Emmas Vorschlag hinsichtlich der kleinen Liese ward wohl erwogen

und bedacht, denn die große Summe, welche man wegzuschicken gesonnen war, konnte so manche Lücke in dem nicht von Glücksgütern gesegneten Hause füllen. Aber nach einigem Bedenken stimmte auch die bedächtige Hausfrau ihrem so wenig weltflugen Töchterchen und Gatten bei. Man beschloß, die Summe gerichtlich für die kleine Waise niederzulegen, und die Schenkung sollte so eingerichtet werden, daß jede Aneignung derselben durch die Großmutter ausgeschlossen war.

Liese selbst, obgleich durch ihren Blumenhandel auch bereits einigermaßen mit dem Werte des Geldes vertraut, verstand von dem Segen, den ihr diese guten Menschen zugebracht, nur so viel, daß ihr in dem schönen Himmel, für welchen sie den Pfarrhof, trotz der Belehrungen des guten Pfarrers, nun einmal hielt, neben so vielen schönen Dingen wieder ein neues Glück beschert sein sollte.

Aus diesem schönen Himmel, wo die Waise Eltern und Geschwister wiedergefunden zu haben schien, wurde sie plötzlich eines Tages auf die grausamste Weise gerissen, indem die alte Frau selbst auf dem Pfarrhose erschien, um ihre Enkelin mit sich zu nehmen. Alle erschrafen über die unverhoffte Erscheinung, alle baten, das Kind noch behalten zu dürfen. Liese, deren kaum wieder erblühten roten Wäckchen beim Anblick der Großmutter erblaßt waren, stand stumm wie ein Lämmchen, welches der Fleischer aus dem heimathlichen Stall zu holen kommt. Die Alte zeigte eine noch größere Unfreundlichkeit als früher, dazu eine gewisse ängstliche Hast und Unruhe, so schnell wie möglich mit dem Kinde wieder fortzukommen. Das Kind sei wieder gesund und dick und rot, wie sie sehe, sagte sie, wozu es noch länger hier verwöhnen? Sie sei eine alte, schwache Frau und brauche ihre Enkelin, die ihr, wenn immerhin kleine, doch hilfreiche Handreichungen nun leisten könne.

Was war zu thun? Die alte Frau hatte ein Recht, das Kind zurückzuverlangen, und so gaben sie ihre Wohlthäter schweren Herzens her. Emma wollte das Herz brechen, als die kleinen Kinderarme beim Abschiednehmen sich an sie klammerten. Es kam ihr plötzlich der Gedanke, der alten Frau das für Liese bestimmte Geld zu geben, damit sie das Kind ihr überlasse, und durch ihren ersten Erfolg ermutigt, hoffte sie durch die Einnahmen, welche ihr die Kunst für die Zukunft gewähren würde, für den Unterhalt der Waise sorgen zu können.

Auf die Zustimmung ihrer Eltern hoffend, machte sie der alten Frau

diesen, für ihre ärmlichen Verhältnisse gewiß verlockenden Vorschlag; doch zu aller Erstaunen ging die Alte nicht darauf ein. Sie müsse das Kind behalten, sie brauche es, behauptete sie, obgleich ihre Augen beim Anhören der ihr gebotenen Summe vor Begierde blitzten.

Der Pfarrer ließ die Großmutter, welche den weiten Weg aus der Stadt zu Fuße zurückgelegt hatte, mit ihrer Enkelin durch Michel zurückfahren, und die Weigerung der alten Frau, die große Summe gegen Abtretung des Kindes, welches sie doch offenbar keineswegs liebte, sowie ihr auffallend scheues, geängstigtes Wesen bildeten noch lange Zeit den Gesprächsstoff in der stillen Pfarrersfamilie und rief allerlei dunkle Vermutungen wach, für welche man aber keinen festen Anhalt zu finden vermochte.

Nach einiger Zeit ward das für die Waise bestimmte Geld in ein zinstragendes Papier umgesetzt und dieses im Namen des Kindes gerichtlich niedergelegt, so daß es für dessen Zukunft auf alle Fälle gesichert war.

Und dann nahm das gewohnte Leben im Pfarrhause seinen ruhigen, weiteren Verlauf. Im Garten blühten und verblühten die bunten Sommerblumen, die Kinder wuchsen fröhlich auf, die Mutter waltete und schaltete im Hauswesen, zugleich Beraterin und Helferin bei allen des Rates und Trostes Bedürftigen im Dorfe, der gute Pfarrer schrieb und memorierte jeden Sonnabend seine einfache und gemüthvolle Predigt, welcher allsonntäglich die Gemeinde andächtig und gerührten Herzens lauschte, denn der getreue Hirte wies sie nicht nur in Worten, sondern auch in seinen eigenen Thaten auf den rechten Weg, den sie wandeln sollten. Emma war längst wieder mit einem anderen Bilde beschäftigt, und eine reiche Fülle neuer Kunstwerke, welche in der Zukunft noch unter ihrem Pinsel entstehen sollten, schwebte wie das Morgenrot vor der noch unsichtbaren Sonne, vor ihrem geistigen Auge.

Gegen Ende Sommers, wo die Badezeit sich ihrem Ende zuneigt und die meisten Kurgäste die Badeorte zu verlassen pflegen, unterbrach ein Ereigniß das ländliche Stillleben im Pfarrhaus zu Buchwald.

Eines Tages hielt nämlich vor der niederen, grünmüchwachsenen Eingangsthür desselben ein sehr eleganter Wagen, aus welchem eine Dame im dunkeln Reiseanzug ihre Karte durch den Diener ins Haus sandte und um eine Unterredung mit der Pfarrerstochter bitten ließ. Aus der Karte ersah Emma, daß die Dame die Käuferin ihres Bildes sei, denn sie zeigte denselben Namen, welchen der Professor ihr in seinem Brief genannt hatte.

Als die Dame, in Emmas Zimmer geführt, ihren grauen Reisejchleier zurückschlug und ein feines, bleiches Gesicht enthüllte, über welches ebenso die Spuren körperlichen wie seelischen Leidens gebreitet zu sein schienen, überkam Emma das Gefühl, als habe sie dieses oder ein ähnliches Gesicht schon irgendwo gesehen, doch schien es ihr unmöglich, sich zu erinnern, wo oder wann dies der Fall gewesen sein müsse.

„Ich komme zuvörderst, um Ihnen zu danken, liebes Fräulein,“ begann Frau von Lomanow, nachdem sie Emma gegenüber Platz genommen, in einer Sprache, deren Art die Ausländerin verriet, „denn Sie haben mir, natürlich unbewußt, indem Sie Ihr ‚Blumenmädchen‘ gemalt, welches ich mir angeeignet, eine unaussprechlich große, wehmütige Freude bereitet. Dieses Bild gleicht meinem einzigen verstorbenen Kinde, welches kaum einjährig sein Leben beim Brande meines Schlosses verlor, auf eine so eigentümliche Art, daß ich meine, so müsse es aussehen, wenn es am Leben geblieben wäre. Während meines Aufenthaltes in einem hier in der Nähe gelegenen Badeorte, dessen Gebrauch mein Arzt meiner schwankenden Gesundheit wegen mir verordnet, stand ich täglich vor diesem Bilde, mein Auge an dem holdseligen Kindergesichtchen weidend, während mein Herz blutete und die zwar nie eingeschlafene, aber doch etwas zur Ruhe gekommene Trauer um mein verlorenes Kind wieder aufs heftigste in mir erwachte. Da kam mir der Gedanke, in Erfahrung zu bringen, ob allein die Phantasie der Malerin dieses Wunder geschaffen, oder ob es ein Wesen gäbe, dessen Abbild es sei. Ich beschloß daher, nach beendigtem Kurgebrauch an dem Orte, wo ich das Gemälde gekauft, hiernach Erkundigung einzuziehen und erfuhr durch den Herrn, welcher mir den Ankauf des Bildes vermittelt, dessen Entstehungsgeschichte, hörte, daß ein Kind, welches Ihnen, mein Fräulein, als Modell gedient hat, lebe, daß dieses Kind eine Waise unter den traurigsten Verhältnissen sei, und der glühende Wunsch stieg dabei in meinem Herzen auf, dieses Kind an mein verwaistes Mutterherz zu ziehen, es mein zu nennen statt des verlorenen Lieblinges. Ich erfuhr Ihre Adresse und eilte zu Ihnen, da Ihnen der Aufenthalt des Kindes bekannt ist und Sie mich zu ihm führen können.“ Beide Hände Emma entgegenstreckend und die thränenfeuchten Augen bittend auf die junge Malerin gerichtet, setzte die Dame mit tiefbewegter Stimme hinzu: „Ich sehe an der Rührung in Ihren Zügen, daß Sie mein sehnsüchtiges Verlangen, dieses Kind zu adoptieren, es als das meinige zu betrachten, begreifen und bin überzeugt, daß Sie

mir behilflich sein werden, diesen Wunsch zu verwirklichen. Glauben Sie nicht, daß die armen Angehörigen des Kindes mit Freuden dazu bereit sein werden, mir dasselbe abzutreten, es in glückliche, ja glänzende Verhältnisse versetzt zu sehen?"

Emma war verlegen dieser Frage gegenüber, die sie nach den gemachten Erfahrungen nicht zu bejahen wagte. Sie erzählte auf bescheidene Weise, wie sie selbst und ihre Eltern sich des armen Kindes, welches sich in den Händen einer rohen und harten alten Frau befände, angenommen und wie die Großmutter sich allen diesen Wohlthaten gegenüber feindlich gezeigt, sie schroff von sich gewiesen, ja sogar unlängst, nachdem sich die Kleine zur Erholung nach einer Krankheit längere Zeit im Pfarrhaus aufgehalten, eine für die Verhältnisse der Frau bedeutende Summe ausgeschlagen, für welche sie die Überlassung des Kindes erbeten, um dasselbe dem geistigen und leiblichen Verderben, welches ihm drohe, zu entreißen.

Niedergeschlagen hörte Frau von Romanow diese Erklärung an, worauf Emma bat, die Dame auf einige Augenblicke allein lassen zu dürfen, damit sie ihre Eltern rufen könne, um diese wegen der vorzunehmenden Schritte zu befragen.

Als Emma das Zimmer verlassen, schritt die Dame in heftiger Aufregung in demselben auf und ab, bald durch die Fenster blickend, bald vor der Staffelei weilend, auf welcher sich ein in seinen Anfängen sichtbares Gemälde befand, das sie zerstreuten Blickes betrachtete. Ihre Augen glänzten, und ihr bleiches Gesicht bedeckte sich mit dem Rot nervöser Erregung. Endlich trat Emma mit ihren Eltern ein, und die Dame wiederholte denselben, was sie Emma bereits mitgeteilt, dann in Umrissen ihre Lebensgeschichte erzählend, die sich in glänzenden Kreisen, auf der Höhe gesellschaftlicher Verhältnisse abspann und doch unsäglich traurig war, so daß dem Pfarrer die milden Worte des Mitleids und der Ermahnung zur Ergebung in den Willen Gottes unwillkürlich über die des Trostspendens gewohnten Lippen flossen.

In sehr jungen Jahren verwaisst, war Frau von Romanow mit einem schon älteren Manne, dem Besitzer großer Reichtümer und ausgedehnter Ländereien in Rußland, vermählt worden, den sie nach kurzer, aber glücklicher Ehe durch den Tod verloren hatte. Ganz vereinsamt in der Welt stehend, war nun ihr einziges Kind, ein Töchterchen, ihr ganzes Glück und Ersatz für alle anderen verwandtschaftlichen Bande; denn sie selbst besaß

keine näheren Angehörigen, und die Verwandten ihres Gatten hatten sich ihr feindlich gegenübergestellt, da sie mit der Vermählung desselben nicht einverstanden gewesen, die ihnen die Aussicht auf die Erbschaft großer Besitztümer entzog. So hatte sie das Trauerjahr in vollständiger Zurückgezogenheit auf einem ihrer Güter verlebt, nur mit ihrem Kinde und dem Wohle ihrer Untergebenen beschäftigt und alle gesellschaftlichen Beziehungen mit den unwohnenden Adelsfamilien vermeidend. Doch einst sei sie in die Lage gekommen, die Einladung zu einem Familienfeste auf einer etwas entfernten Besitzung einer ihr besonders nahe befreundeten Familie nicht ausschlagen zu können und habe ihr Kind unter der Obhut der ihr als treu und zuverlässig bekannten Wärterin, einer Deutschen, allein gelassen. Und gerade während dieser Nacht sei in dem Flügel des Schlosses, wo sich die Wärterin mit dem Kinde befunden, Feuer ausgebrochen und derselbe total niedergebrannt, wobei außer ihrem Kinde und dessen treuer Wärterin noch einige andere Diensthboten das Leben verloren hätten; es sei keine Hilfe zum Löschen des Feuers oder zur Rettung der in dem brennenden Gebäude befindlichen Personen vorhanden gewesen, da erstlich das Gut ganz einsam liege und sodann die Diener, welche sich darin befunden, die Abwesenheit ihrer Herrin benützt hätten, um ein Fäßchen mit Branntwein zu leeren, welches einer von ihnen geschenkt bekommen, wonach sie sämtlich in ungewöhnlich tiefen Schlaf gefallen. Man habe, während sie selbst infolge des Schreckens schwer erkrankt sei, unter dem Brandschutt des eingäscherten Seitenflügels des Gebäudes die Überreste der Verunglückten gefunden und begraben, wobei sich auch die ihres Kindes mitbefunden. Seitdem sei ihr Leben nur noch der Trauer um ihr Kind und der Reue geweiht, daß sie dasselbe auch nur dieses eine Mal verlassen gehabt. Obgleich sie stets sich des Wohlthuns erfreut und sich besonders des Wohlles armer Kinder angenommen, fügte Frau von Lomanow ihrer Erzählung bei, so sei ihr doch nie der Wunsch gekommen, an Stelle ihres verlorenen Kindes ein anderes zu adoptieren, ja, sie würde dies früher wie eine Entweihung des Andenkens an das verstorbene betrachtet haben, bis ihrer beim Anblick des von Emma gemalten Kindes, dessen Züge sie unwiderstehlich an ihre kleine Tochter erinnert, sich dieser Wunsch mit fast fieberhafter Gewalt bemächtigt habe.

Der Pfarrer hatte aufmerksam diesen traurigen Bericht angehört, der oft von Schluchzen unterbrochen worden; er stellte mehrere Fragen über einzelnes, was ihm seltsam dabei erschien, und durch seine Seele zogen

wunderliche Gedanken, denen er aber nicht Worte zu geben wagte. Auch Emma war heftig erregt und mußte oftmals die Augen niederschlagen, wenn Frau von Romanow sie plötzlich ansah und ihren, die Züge der anderen aufmerksam musternden Blicken begegnete.

Der Pfarrer erbot sich, die Dame selbst nach der Stadt zu begleiten, um alles aufzubieten, die alte Frau zur Abtretung ihres Enkelkindes zu vermögen.

Hätte schon Michels Brauner mit der alten Kalesche Aufsehen in der schmalen Vorstadtstraße der kleinen Stadt verursacht, so hätte dies noch weit mehr der Fall sein müssen mit dem eleganten Wagen der russischen Dame und ihren mit galonniertes Livree bekleideten Dienern, weshalb der Pfarrer die Dame bat, um solches Aufsehen zu vermeiden, ihren Wagen am Eingang der Straße zu verlassen und zu Fuß mit ihm nach dem Häuschen zu gehen, wo die alte Frau mit ihrem Enkelkinde wohnte.

Was war das? Die kleinen Vorhänge waren von den Fenstern des von der alten Frau bewohnten Stübchens entfernt, ebenso war das Fäßchen mit Wäsche verschwunden, welches stets hinter dem einen dieser Fenster stand. Der Pfarrer erschrak. Sollten diejenigen, die er suchte, die Wohnung verlassen haben, sollte sich die dunkle Ahnung, welche ihn erfüllte, bestätigen?

Schnell trat er ins Haus und öffnete die Thür, welche in die kleine Stube führte. Das Stübchen war ausgeräumt, doch die Bewohner befanden sich, zum Fortgehen gerüstet, noch in derselben. In einer Ecke kniete die Großmutter am Boden, bemüht, ein großes Bündel zusammenzuschüüren, neben ihr saß die Kaze, und in einiger Entfernung befand sich ihre Enkelin, in ein großes Tuch gehüllt und auf einem Kasten sitzend, der wahrscheinlich die übrigen Habseligkeiten des kleinen Haushaltes enthielt.

Als die alte Frau den Pfarrer erblickte, warf sie ihm einen erschrockenen, grimmigen Blick zu, die verschleierte Dame, die hinter ihm eintrat und die sie wahrscheinlich für Emma hielt, beachtete sie nicht besonders.

„Gute Frau,“ sagte der Pfarrer, nachdem er gegrüßt, „Sie stehen, wie es scheint, im Begriff, diese Wohnung zu verlassen?“

„Ja, so ist es,“ rief sie zornig, „damit ich wegen der Niese endlich Ruhe habe; denn wir brauchen niemanden, der sich immer um uns kümmert und uns guten Rat erteilt. Ich werde mit dem Kinde schon allein fertig.“

„Und eben wegen Ihrer Enkelin bin ich heute gekommen,“ fuhr der Pfarrer in seiner milden, ruhigen Weise fort. „Es hat sich eine gütige und

reich mit Glücksgütern gesegnete Dame gefunden, welche gesonnen ist, die kleine Niese an Kindesstatt anzunehmen. Werden Sie es auf Ihr Gewissen nehmen, das Kind in seinen traurigen Verhältnissen zu lassen und ein so großes Glück für dasselbe auszuschlagen?"

"Das Kind bleibt bei mir," fuhr die alte Frau auf, "ich habe das schon früher deutlich genug gesagt."

"Die Dame würde auch erbötig sein, da sie die Mittel dazu besitzt, Ihre eigene Lage sorgenfrei für den Rest Ihres Lebens zu gestalten, wenn Sie ihr das Kind überließe," setzte der Pfarrer hinzu.

In dem runzeligen Gesicht der Alten zuckte es wie ein Krampf, dann stöhnte sie auf, und endlich rief sie, indem sie voll Groll das zusammengeknürte Bündel dröhnend auf den Boden warf: "Es wird nichts draus, das Kind bleibt bei mir!"

Während dieser Zeit hatte Frau von Lomanow sich dem Kinde genähert; sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und ihre Augen unverwandt wie unter dem Banne eines Zaubers auf das Gesicht des kleinen Mädchens gerichtet. Endlich bog sie sich nieder, schlang ihre Arme um die kleine, zarte Gestalt, küßte sie auf die Stirn und fragte leise mit weicher, zärtlicher, Stimme: "Willst du mit mir gehen, liebes Kind?"

Bei dem Ton dieser Stimme fuhr das kleine Mädchen zusammen und blickte wie aus einem Traume aufwachend die Dame an, die vor ihr stand.

In demselben Augenblick wurde die Thür hastig aufgerissen, eine Frau trat eilig mit dem Rufe ein: "Bist du fertig, Mutter, es ist die höchste Zeit!"

Frau von Lomanow wandte ihr Gesicht der Eingetretenen zu, und beide Frauen sahen einander an, wobei die Wangen beider sich mit Totenblässe bedeckten.

"Anna!" rief Frau von Lomanow mit dem Ausdruck des Entsetzens in den Mienen. Die Angerufene drehte sich nach der Thür um, als ob sie entfliehen wolle, doch der Pfarrer, der sie genau beobachtete und den Zusammenhang der Verhältnisse zu erraten begann, vertrat ihr den Weg. "Anna," rief Frau von Lomanow wieder mit fast erlöschender Stimme, "so lebst du also, bist nicht beim Brande des Schlosses umgekommen! Wie hängt das alles zusammen? Um Gotteswillen, sprich, was geschah mit dem Kinde?"

Die Angeredete ward von heftigem Zittern überfallen; endlich sank sie auf ihre Kniee nieder und hob flehend die Hände empor.

„Mein Kind! Was geschah mit Elisabeth?“ stieß die Dame heraus, von einer Ahnung erfasst, die sie wie ein Schwindel überwältigte und ihr fast die Besinnung raubte.

Anna vermochte nicht zu antworten, sie deutete nur mit den gefalteten Händen nach der Richtung hin, wo das Kind noch ahnungslos, um was es sich handelte, auf dem alten Kasten saß.

„Mein Kind ist sie, mein eigenes liebes Kind, keine täuschende Ähnlichkeit! So habe ich mein eigenes, so lange beweintes Kind wiedergefunden!“ stammelte Frau von Lomanow, indem sie ihre Arme ausbreitete, um das kleine Mädchen zu umfassen, aber unter dem Übermaß von Schreck und Glückseligkeit die Besinnung verlor und zusammengebrochen wäre, wenn der Pfarrer, der ihr tödliches Erblicken bemerkte, sie nicht mit seinen Armen aufgehalten hätte.

„Und der Grund dieser großen Sünde, die Sie veranlaßte, einer liebenden Mutter ihr einziges Kind zu rauben und einem Leben zuzuführen, welches schlimmer war als der Tod selbst?“ fragte der Pfarrer, der eine Lösung des Rätsels, welches das Kind umschwebte, längst geahnt hatte.

„Man ängstigte mich durch Drohungen,“ flüsterte die Befragte mit bebender Stimme, „und bot mir eine große Summe und ein fortlaufendes Jahrgeld, wenn ich heimlich mit dem Kinde nach Deutschland gehen und es dort verborgen halten und seine Herkunft verschweigen würde. O, gnädige Frau,“ fuhr sie zu ihrer ehemaligen Herrin gewendet fort, die langsam wieder zu sich gekommen war, „ich konnte der Lockung nicht widerstehen; ich hatte so große Sehnsucht, wieder nach Hause zurückzukehren und habe seitdem vor Reue und steter Furcht vor Entdeckung keine ruhige Stunde mehr verlebt!“

Die Mutter schien sie nicht zu hören, sie schien wie in eine andere Welt versetzt zu sein und richtete ihre Augen wie von überirdischer Seligkeit strahlend auf ihr wiedergefundenes Kind.

„Anna,“ begann die alte Frau, die so lange als Großmutter des kleinen Mädchens gegolten hatte, ohne auf irgend eine Weise ein Recht auf diesen lieben, traulichen Namen zu besitzen, „die Schuld trifft dich ganz allein, nicht mich mit, obgleich du mir so schreckliche Vorwürfe gemacht hast, daß ich das Kind mit dem Blumenhandel unter die Leute gebracht habe. Ich bin unschuldig, gnädige Frau,“ rief sie in Thränen ausbrechend, „und habe lange genug die Last mit dem Kinde zu tragen gehabt, auch immer voll

Angst und Unruhe gelebt und habe Ihr Kind gut behandelt und ihm nichts abgehen lassen. Ich kann nicht bestraft werden, nun, da alles an den Tag gekommen ist, ehe wir noch abreisen und uns verstecken konnten. Ich bin an allem unschuldig!“

Niemand beachtete die Worte der alten, von ihrem bösen Gewissen geängstigten Frau.

„Wie entsetzlich!“ rief Frau von Lomanow, welche anfang, das Gewebe zu durchschauen, welches man gesponnen hatte, um ihr Kind seines Erbes zu berauben. „Durch das Feuer, welches man anlegte, sollte für mich jede Spur meines Kindes verloren sein!“ Und sie hielt ihr armes, kleines Mädchen im Arm und weinte heiße Thränen, indem sie des Sammers gedachte, mit welchem grausame Menschen den ersten Lebensfrühling des geliebten Kindes und ebenso viele Jahre ihres eigenen Lebens vergiftet hatten. „O, hätten sie, die nach dem Besitz ihres Erbes verlangten, mir alles genommen und mir mein Kind gelassen!“ rief Frau von Lomanow schluchzend. Die kleine Elisabeth hörte wie im Traum den süßen, heiligen Mutternamen, den ihr eine weiche, zärtliche Stimme immer und immer wieder zuflüsterte, den heiligen, wunderbaren Namen, von welchem sie geträumt, damals, als zum erstenmal das Licht der Liebe und des Erbarmens auf ihren öden Pfad erschienen, da Emma sie mit sich nach dem friedlichen Pfarrhaus genommen, welches sie in ihrer kindlichen Einfalt den Himmel genannt, weil es ihren nur an die Dunkelheit gewöhnten Augen in überirdischem Glanze des Friedens und der Liebe erschienen.

Die glückliche Mutter vergaß im beseligenden Wiederbesitz ihres Kindes alles andere, auch diejenigen, welche aus Habsucht so großes Weh über sie und ihr Kind gebracht, und war bereit, so schnell als möglich den traurigen Ort zu verlassen, wo sie ihr Teuerstes wiedergefunden; doch der Geistliche erinnerte sie daran, daß es unerlässlich für die Rechte ihrer Tochter sei, daß deren ehemalige Wärterin vor Gericht die Wahrheit ihrer Aussage bezeuge, wozu diese, da Frau von Lomanow nicht auf ihre Bestrafung drang, auch gern sich bereit erklärte. Doch da der Pfarrer bemerkte, daß die Dame zu erschüttert und unfähig war, die ausführliche Schilderung des an ihr und ihrem Kinde begangenen Unrechtes jetzt von den Lippen der einstigen Dienerin, welche sie mit Liebe und Güte behandelt und von deren treuen Anhänglichkeit sie fest überzeugt gewesen, zu vernehmen, so verwies er eine

völlige Erklärung des geheimnißvollen Vorganges und die gerichtliche Beglaubigung desselben auf den folgenden Tag.

Als die Wiedervereinten mit dem treuen Freund, der ihnen so hilfreich zur Seite stand, das elende Stübchen verließen, in welchem die kleine Elisabeth die ersten Jahre ihrer Kindheit so traurig verlebte, bot der Pfarrer Frau von Lomanow, bis sie sich etwas erholt und einigermaßen mit ihrem unerwarteten Glück vertraut gemacht, auf einige Zeit die Gastlichkeit des stillen Pfarrhauses von Buchwald an, was Frau von Lomanow mit herzlichem Dank annahm, nicht nur, weil ihr Herz sie zu denjenigen zog, welche ihrem Kinde in seiner Verlassenheit Liebe erzeigt, sondern weil sie auch noch des Rates und der Hilfe ihres neugewonnenen Freundes bedurfte.

Und so hielt am späten Abend dieses ereignisreichen Tages der Wagen der Frau von Lomanow wieder vor der bescheidenen Pforte des Pfarrhauses zu Buchwald. Noch wußten dessen Bewohner, außer dem Hausherrn, nicht, welche verhängnisvolle Enthüllungen in betreff ihres kleinen Schütlings stattgefunden, als derselbe lachend und strahlend in die Arme Emmas flog und dieser eine Menge unverständlicher, glücklicher Vorgänge entgegenjubelte; aber ehe noch die Begleiter des Kindes zu Worte gekommen, ahnte und begriff Emma, deren Künstlerauge die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Kind auf den ersten Blick, wenn auch nur unklar und dunkel, gefunden, den Zusammenhang, und schluchzend vor Freude küßte sie ihren kleinen Liebling, in dessen Herzen sie wohl von jetzt an nicht mehr den ersten Platz einnehmen durfte, ihr aber sicherlich für alle Zeiten die nächste Stelle neben der Mutter gesichert blieb.

Und welche Tage ungetrübten, friedevollen Glückes verlebte die an Luxus und Überfluß, aber ebenso an einen stets nagenden Gram gewöhnte Frau in der stillen, weltentlegenen, bescheidenen Pfarrerwohnung, wie schlief sie und träumte so süß, ihr Kind zur Seite, in dem einfachen Gaststübchen, welches mit den kleinen, hellen Fenstern hinausblickte nach dem bunten, herbstlichen Garten und hinüber nach der schlichten Dorfkirche.

Wußte sie auch noch nicht alles, was diese guten Menschen für ihr verlassenes Kind gethan, so wußte sie doch, daß von hier aus der Faden gesponnen worden war, an welchem die Hand der allerbarmenden Liebe durch ein Labyrinth von Sünde und Leid Mutter und Kind einander zugeführt hatte.

Je mehr aber Elisabeth von ihrem Leiden und Dulden bei der alten

Frau, welche sie so lange Großmutter nennen mußte, und von dem großen Glück, welches sie hier im Kreise der Pfarrersfamilie genossen, erzählte, und als ihre Mutter endlich auch erfuhr, daß sie ihr Kind nicht als eine arme Bettlerin gefunden habe, sondern daß es durch Emmas Großmutter ein kleines, sicher und wohlangelegtes Vermögen besaß, bestimmt gewesen, dessen Zukunft vor äußerster Not zu schützen, da floß ihr Mutterherz über vor Dank. Wie sollte sie diese barmherzige Liebe je genugsam vergelten? Ja, wie? Es giebt eben Wohlthaten, für die wir nie, nie genug danken, welche wir nie vergelten können, für welche wir lebenslang unsere Schuld nicht abzutragen vermögen, für welche wir es dem lieben Gott überlassen müssen, daß er aus dem Füllhorn seiner Gnade den Lohn, den wir nicht zu zahlen im Stande sind, auf den schütte, dessen Schuldner wir bleiben.

Allerdings begriff die kleine Elisabeth nicht sogleich vollständig, sondern erst allmählich die Wandlung, welche sich in ihrem Schicksal vollzogen hatte, doch sie begriff, daß sie glücklich war und ungestört glücklich sein durfte, und ihre Seele wachte zu neuem Leben auf unter dem Sonnenstrahl der heiligsten Liebe, welche das Leben bietet, der Liebe einer Mutter, wie die Pflanze, welche, aus einem Keller in die goldene Lenzluft versetzt, ihre Blätter und Blüten entfaltet, oder wie ein Vöglein, welches den Fängen des Habichts entronnen ist, die bunten Schwingen fröhlich ausbreitet und sein jauchzendes Lied ertönen läßt.

Aus den ferneren Aussagen der ehemaligen Wärterin des Kindes ging noch hervor, daß dieselbe ihr Vergehen, zu welchem sie sich theils aus Liebe zum Gelde, theils aus Sehnsucht, in ihre Heimat zurückkehren zu können, habe verleiten lassen, aufrichtig bereut hatte, besonders weil sie seitdem in beständiger Furcht vor Entdeckung und Angst vor Strafe gelebt, und auch aus Mitleid mit dem Kinde, von welchem sie wußte, daß es bei ihrer Mutter, der sie dasselbe gegen eine Geldentschädigung in Pflege gegeben, ein trauriges und elendes Leben führte. Oft war sie im Begriff gewesen, ihrer ehemaligen Herrin das Geheimniß, dessen Hüterin sie war, zu entdecken, doch Furcht vor Strafe hatte sie stets hiervon abgehalten. Zufällig war sie in Begleitung einer anderen Herrschaft in dem Badeorte, wo sich Frau von Lomauow aufgehalten, derselben ansichtig geworden und hatte sich aus Angst, daß dieselbe hier den Aufenthalt ihres Kindes erfahren könnte, beeilt, ihre Mutter mit dem Pflegekind in ein entfernteres Dorf zu bringen, wo sie

dieselben sicherer vor Entdeckung geglaubt, als ihr Plan doch vor seiner Ausführung gescheitert war.

Nachdem diese aufregenden und betäubenden Scenen vorüber waren und die Identität des wiedergefundenen Kindes gerichtlich festgestellt worden war, wobei der Pfarrer von Buchwald Frau von Romanow als treuer Freund und Berater zur Seite gestanden, beriet man, wie nun Mutter und Kind, die Gott so wunderbar wieder zusammengeführt, ihr ferneres Leben gestalten sollten.

An ein Zurückkehren nach Rußland, wo sie so Furchtbare erlebt und wo sie so erbitterte Feinde besaß, mochte Elisabeths Mutter nicht denken, vielmehr war sie entschlossen, fortan in dem friedlichen, ihr lieb gewordenen Deutschland, in welchem sie ihr höchstes Glück gefunden, nur für ihr Kind und mit dessen Wohl beschäftigt, zu leben, wie sie es schon während dessen erstem Lebensjahr gethan. Viel, viel war nachzuholen, was versäumt worden, vieles war wieder gut zu machen, manche Spur der verkommenen Umgebung, in welcher das kleine Mädchen so lange gelebt, auszutilgen. Doch was auch von dem geistigen und sittlichen Elend, dem sie ausgesetzt gewesen, sich der weichen Kinderseele mitgeteilt hatte und was zum Teil bereits der Hauch der Liebe, der im Umgang mit der Pfarrersfamilie das Kind berührt, zu verlöschen bemüht gewesen: noch war, gottlob! hinlänglich Zeit vorhanden, das Kind, das der Mutter zurückgegeben, zu retten, ehe es geistig und leiblich verkümmert und verkommen war. Auch die Samenkörner des Guten, welche im Pfarrhause zu Buchwald ausgestreut worden, waren in dem empfänglichen Kindergemüt auf fruchtbaren Boden gefallen, hatten Wurzel geschlagen und manches grüne Blättlein getrieben.

Frau von Romanow ließ durch einen Bevollmächtigten ihre Besitzungen in Rußland verkaufen, um nie mehr dahin zurückzukehren, und kaufte sich in Deutschland an und zwar in der Nähe des kleinen, freundlich gelegenen Dorfes Buchwald, damit sie und ihr Kind den Verkehr mit der ihnen beiden so teuer gewordenen Familie des Dorfgeistlichen nicht entbehre.

Wohl waren, während all dieses geschehen, die Farben auf Emmas Palette eingetrocknet, denn es fand sich lange keine Zeit und Muße zu ruhigem, künstlerischem Schaffen für die junge Malerin. Doch allmählich wie sich die Wogen der Ereignisse, welche das „Blumenmädchen“ so heftig erregt, glätteten und ebneten, gewann auch Emma wieder Ruhe und Zeit, für ihre Kunst, in welcher sie freudig und erfolgreich thätig blieb.

Konnte auch Elisabeths Mutter nicht mit irdischen Gaben ihre ganze Dankeschuld vollständig gegen diejenigen abtragen, welche ihr Kind ihr errettet und wiedergegeben hatten, so vermochte doch die mit so reichen Glücksgütern gesegnete Frau so manche Rose der Freude in dem lieben Pfarrhause von Buchwald auszustreuen, sie vermochte dem redlichen Dorfpfarrer so manche seiner Sorgen vom Herzen zu lösen; sie streute unzählige Wohlthaten aus, wo die kargen Mittel des treuen Seelsorgers nicht ausreichen wollten, sie ebnete die Lebenswege der Kinder im Pfarrhause und ließ die volle Sonne einer sorglosen, schönen, frohen Lebensexistenz auf die beginnende Künstlerlaufbahn Emmas scheinen, unter deren Strahl sich die bedeutenden Anlagen der jungen Malerin ungehemmt und ungestört zu vollstem Blühen entfalten konnten. Sie führte sie mit sich auf herrliche Reisen, wo das Auge der Künstlerin sich an den großen und erhabenen Werken der Kunst und den Wundern der Natur bildete und ihre Seele die Keime zu großen und schönen Werken in sich aufnahm.

Manches von diesen späteren Werken Emmas, an denen der einstige Lehrer der nun bekannten und gefeierten Künstlerin wohl keinen Fehler mehr nachzuweisen vermocht hätte, schmückte die Wände in den Zimmern des Schlosses, welches Frau von Lomanow in ihrer lieben, neuen deutschen Heimat bewohnte, an manchen dieser Gemälde hing oftmals das Auge der feingebildeten, kunstverständigen Frau voll Bewunderung und Freude; aber was waren sie ihr alle trotz ihrer Schönheit und ihres künstlerischen Wertes im Vergleich mit jenem „Blumenmädchen“, ungeachtet seiner kleinen technischen Fehler? Das liebe Bild, welches stets seinen Platz gegenüber ihrem Lager in dem Schlafzimmer hatte, damit ihr erster Blick des Morgens und ihr letzter Blick des Abends voll Dank gegen Gott darauf ruhe, das liebe Bild, welches, während Elisabeth neben der Mutter ausblühend, sich körperlich und geistig edel entfaltend, längst schon eine ganz andere geworden war, ihr jenes süße Kindergesicht bewahrt hatte, das, als sie es zum erstenmal erblickt, ihrem blutenden Mutterherzen die Ahnung zugeflüstert hatte vom Wiederfinden der Verlorenen.

Getreue Nachbarn.

(Mit Bild.)

Vor einem kleinen Hause in einer kleinen Stadt hielt ein schwerbe-
packter Reisewagen; ein Herr, eine Dame und ein kleines Mädchen stiegen
heraus, und während letztere zusammen durch die freundlich einladende wein-
umwachsene Thür ins Haus gingen, blieb der Herr bei dem Wagen stehen,
um das Abladen der verschiedenen Koffer und Kisten zu beaufsichtigen.

Indessen ging das Ereignis auf der stillen Straße nicht vorüber, ohne
mancherlei Zuschauer herbeizulocken. Kinder kamen von den Thürschwellen
herbeigelaufen, ließen ihre Spiele und schauten neugierig den fremden Mann,
den großen Reisewagen und die schweren Koffer an, vom Röhrbrunnen
blickten die wasserschöpfenden Mädchen lauschend herüber, und hinter den
Vorhängen und Blumentöpfen der benachbarten Fenster konnte ein aufmerk-
samer Blick halbversteckte neugierige Gesichter sehen.

Aber alles hat seine Zeit und geht vorüber, auch das Ereignis in dem
ereignislosen Leben des kleinen Städtchens ging vorüber. Der Wagen war
abgeladen, der Kutscher stieg wieder auf den Kutschbock und lenkte seine
Pferde im langsamen Schritt dem Wirtshause zu, um sie und sich zu erquicken
und dann einer behaglichen Rast sich zu erfreuen; der Herr verschwand durch
die Thür, die sich nach guter, alter Sitte noch in zwei, jede für sich be-
stehende Hälften, eine obere und eine untere, teilte und von deren Sims die
unbeschnittenen Weinranken tief herab, wie zum Willkommen, des Ein-
tretenden Kopf berührten.

Dann war es wieder so still und sonnig und schläfrig ringsum, wie es
nur eben in der Straße eines kleinen Landstädtchens an einem schwülen
Sommernachmittag sein kann.

Trotz der scheinbaren eintönigen Ruhe hatte sich indessen doch in
wunderbarer Schnelle die Nachricht durchs Städtchen verbreitet, daß der neue
Herr Amtmann eingetroffen sei, und bald war niemand mehr, der nicht ganz
genau aus dem Munde von Augenzeugen gewußt hätte, wie er aussehe und
von welcher Farbe und von welchem Schnitt das Kleid und der Hut der
neuen Frau Amtmännin, die nun ein bedeutendes Mitglied der weiblichen
Honoratioren des Städtchens werden sollte, gewesen.

Die Vielbesprochenen fühlten sich indessen in ihrem neuen, noch nicht gehörig eingerichteten Hause keineswegs behaglich.

Trotz des vorausgesandten Dienstmädchens war es noch lange nicht in Stuben, Kammern und Küche, wie es sein sollte.

Alle waren abgespannt und übermüdet von der langen Reise auf staubiger und sonniger Chaussee, sie bedurften der Ruhe und Erquickung.

Während Vater und Mutter sich ihrer Reiskleider entledigten und das Dienstmädchen in der Küche irgend einen Imbiß bereitete, hatte Edith mit dem leichten Strohhut, den sie von den Locken warf, auch ihre Müdigkeit schon abgeschüttelt und lief lustig und neugierig in dem kleinen Hause umher; sie öffnete alle Thüren, guckte zu allen Fenstern hinaus, und nachdem sie das Innere der Stuben und Kammern gesehen, ging sie durch den steingepflasterten, schmalen Hausflur auf den Hof hinaus.

Wie still, wie seltsam, wie anders war hier alles, als in der größeren Stadt, in welcher sie mit ihren Eltern bisher gelebt hatte. In der Mitte des Hofes stand das leere Taubenhauß auf einer hölzernen Säule; aus den kleinen Öffnungen hingen noch einzelne Strohhalme herab, die leise, kaum merklich, im warmen Sommerwind hin und her taumelten. Drüben waren die leeren Ställe, aus welchen Kuh und Ziegen hinausgetrieben worden waren; Edith guckte in die halboffenen Thüren; zertretene Halme und Heu lagen auf dem Boden, Heuflocken hingen noch an der Kause, und zwitschernd flog ein Sperlingspärcchen empor und mit langen Strohfäden an des Mädchens Kopf vorüber. Die verstreuten Heuhalme, welche aus der Stallthüre sich über einen Teil des reingefegten Hofes hinzogen, hatte wahrscheinlich die Kuh, als man sie forttrieb, am Huf mit fortgetragen. Über dem allen lag so träumerisch das gelbe Sommerlicht, wehte der warme, einschläfernde Sommerwind.

Dann trat Edith durch die niedere Lattenthüre in den Garten. Alles war hier verwildert, ungepflegt und hatte nach eigener Lust und Laune geblüht, geschosst und gerankt. Unkräuter waren nachbarlich über die schmalen Kieswege von einem Beet zum andern gekrochen, die Buchsbaumränder an den Beeten waren unbeschnitten und zeigten überall Lücken; überjährige Sommerblumen waren hie und da aus den alten Wurzeln kümmerlich emporgetrieben, von fern wehten die hohen, grünen, mit roten Beerlein geschmückten Federbüsche aufgeschossener Spargelpflanzen; Salat, der in seiner zarten Jugend von niemandem zur Speise begehrt worden war, entfaltete auf

hohem Stengel seine Blüten; an den Beersträuchern hingen einzelne Früchte, die die Späßen entweder vergessen oder verschmäht hatten und an den Rosenstöcken, welche in großer Menge auf den Beeten standen, und die sich's trotz des Mangels an Pflege nicht hatten versagen können, während der schönen Rosenzeit auch ihre Blüten zu entfalten, saßen zahlreiche verwelkte und an der Sonne braun gedörrte Blumenreste.

Ein Teil des Gartens lag hellbeschiene in der stillen, brütenden Sommerhitze, während über den anderen Teil ein breiter, kühler Schatten fiel; diesen Schatten warf das Amtsgebäude, das hier dicht an den Garten stieß, darüber, welches ernst und würdevoll über die Nachbarschaft hinwegblickte und das kleine weinumrannte Häuschen, welches die ehemalige Amtmannswohnung war, neben sich stehen hatte wie eine Kuh ihr Kälbchen oder eine Henne ihr Kuckelchen.

Nachdem Edith im ganzen Garten umhergewandert war, setzte sie sich in das kleine Lusthäuschen, welches auf einer Erhöhung in der Mitte des Gartens sich befand. Es war ein kleiner altersschwacher Tempel, der sich vergebens zu bemühen schien, das verwitterte spitze Dach mit der zackigen Wetterfahne auf seinen acht dünnen Säulenbeinchen gerade zu halten und es bedeutend schief nach einer Seite hängen ließ.

Wie viele Leute mochten wohl schon lange, noch ehe der verstorbene Amtmann sein Abendpfeisichen hier rauchte, auf der uralten steinernen Bank vor dem steinernen Tische geessen und ausgeruht haben, wie jetzt das junge, rosige Kind!

Ein leiser Lusthauch, beladen mit den hundertfach gemischten Düften von Sommerblumen, kam dahergezogen und fächelte lind und freundlich die heiße Wange Ediths.

Sie sah über die Bretterwand, die den Garten begrenzte, hinweg und erblickte da drüben in dem Nachbargarten eine solche Fülle und Pracht von Blumen, daß sie aufstand und sich ein Astloch in der Bretterplanke aussuchte, um besser hinüberschauen zu können.

In zierlich geordneten, sorglich geslegten Beeten wuchs und blühte und duftete hier alles, was der Hochsommer an Blüten und Blumen hervorzubringen vermag. Dazwischen bogen Frucht bäume ihre beladenen Zweige herab, ein kleiner Springbrunnen ließ seinen lustig plätschernden Krystall auf einen breiten Kranz von Bergfameinnicht stäuben, der ihn umsäumte; der Hintergrund des Gartens war von sauber geordneten Gemüsebeeten

ausgefüllt, während der vordere Teil, der an ein nach der Straße zu gelegenes Wohnhaus stieß, einem, mit den satten, üppigen Farben des Sommers durchwirkten Blumenteppich glich.

Als die kleine Lauscherin noch durch den Bretterzaun spähte und darüber nachdachte, wer wohl die künftigen Nachbarn, denen der schöne Garten gehörte, sein könnten, kam, leise über den gelben knisternden Kies rauschend, eine Frauengestalt vom Haus her auf die Stelle zugeschritten, wo Edith verborgen stand.

Man konnte für den Augenblick kaum sagen, ob die Daherkommende alt oder jung sei. Ihr Schritt war so leicht und elastisch, aber doch nicht ganz der eines jungen, sorglosen Mädchens, ihr Haar schimmerte so goldhell in der Sonne, ihre Haut war so weiß und zart gefärbt, ihr Sommerkleid so klar und dünn, aber Edith sah doch, als sie nah, ganz nah gekommen war, daß dies Gesicht nicht mehr die weichen Linien der Jugend trug, sondern schon jene Züge hatte, wie sie die Jahre und der Schmerz erbarmungslos auch in das schönste Menschenantlitz zu graben pflegen.

Die Dame blieb gerade an der Stelle stehen, wo Edith drüben stand und an welcher sich hüben ein prachtvoller, mit reifen Früchten bedeckter Aprikosenbaum an der Wand ausspannte.

Sie sah ganz genau den schönen Kopf, der sich aus einem zartgefalteten, schneeweißen, ein wenig altmodigen Batistkräuschen erhob, sie sah die feinen weißen Hände, die von eben solchem Geträusel umgeben waren und die in ein kleines, mit grünen Weinblättern ausgelegtes Weidenkörbchen eine der schönen Goldfrüchte nach der andern, die sie vom Spalier brach, zierlich ordnete.

Wie lockend schienen die schönen Früchte für Ediths lechzenden Gaumen!

Sie sah der Dahinschreitenden und zwischen dem Gesträuch verschwindenden Gestalt noch ein Weilchen nach.

Welchen seltenen Liebreiz hatte der Ausdruck dieses Gesichtes!

„Edith, Edith!“ rief die Stimme der Mutter von fern, und Edith lief eilig davon und der Mutter, die aus einem der Fenster herabsah, lustig zunicke, ins Haus zurück.

Als sie, im Wohnzimmer angelangt, Vater und Mutter vom Hof, Garten und Nachbargarten erzählte, klopfte es leise an die Thür, und als sie eilig und verwundert, wer da wohl klopfen könne, öffnete, stand sie einer sehr großen, stattlichen Dame im schwarzen Seidenkleide gegenüber, welche

an ihr vorüber mit einem etwas steifen Gruß ins Zimmer schritt, während hinter ihr diejenige sichtbar wurde, welche Edith im Garten belauscht hatte und welche eine große Platte trug, auf der sich nicht nur das Körbchen mit den frischgepflückten Aprikosen, sondern auch ein Teller mit kleinen, goldgelben Kuchen und ein zierliches Porzellan-service mit einer Kanne duftender Schokolade befand.

Die voranschreitende Dame stellte sich und ihre Begleiterin als die Töchter des verstorbenen Predigers und die nächsten Nachbarinnen der Amtmannsfamilie vor.

Sie entschuldigte sich in wohlgelegter Rede wegen des Verstoßes gegen die Etikette, den ihr Kommen und der Zweck desselben mit sich bringe, aber sie wisse wohl, daß sich in einem noch ungeordneten Hausstand nicht so schnell eine den erschöpften Reisenden nötige Erfrischung herstellen lasse.

War das Wesen und die Anrede der älteren Schwester etwas steif und würdevoll, so war Miene und Willkommgruß der jüngeren desto herzgewinnender und unbefangener. Mit ihren feinen, weißen Händen ordnete sie das Mitgebrachte auf dem Tische, und als beide Schwestern nach manchem herzlichen Wort, welches zwischen den neuen Nachbarn gewechselt wurde, wieder fortgingen, da konnte sich Edith nicht enthalten, ihre beiden Arme um den Hals der jüngeren Schwester zu schlingen und sie herzlich auf den Mund zu küssen, wobei freilich die zierliche, weiße Batistkrause bedenklich zerknittert wurde.

Bald war nun in dem neubezogenen Haus Ordnung und Sauberkeit hergestellt; in den Taubenschlag und ins Hühnerhaus wurden neue Bewohner gebracht; es gurrte und gackelte wieder lustig auf dem stillen Hofe, im Stall standen zwei schöne, blanke Kühe, die jeden Morgen, wenn der Kuhhirte, auf seiner Pseife blasend, die Straße entlang trieb, hinausgeführt wurden, um mit den anderen Kühen des Städtchens auf die Weide getrieben zu werden. —

Edith übernahm die Pflege des Geflügels, sie gab all den Hennen und Tauben hübsche Namen, bei welchen sie sie alle herbeirief, wenn sie mit dem Futterkörbchen kam.

In dem großen, verwilderten Garten regten sich fleißige Hände, jäteten, säten, rotteten Unnützes aus und pflanzten Fehlendes an, das alte Tempelchen ward frisch angestrichen und das schiefstehende Dach zurechtgesetzt, so

daß es endlich so hübsch in Haus und Garten wurde, daß man seine Freude daran sah.

Bald nach ihrer Ankunft begleitete Edith ihre Eltern bei dem ersten Nachbarbesuche, welchen sie bei den Predigerstöckern machten.

Therese, die älteste Schwester, empfing sie mit der ihr eigenen Würde in dem stattlichen Staatszimmer, und während mancherlei Dinge gesprochen wurden, wie sie wohl schon oft bei ähnlichen Besuchen so oder ähnlich gesprochen worden sind, betrachtete Edith die zwei großen, in altmodigen Rahmen gefaßten Bilder über dem Sofa, welche wahrscheinlich die Eltern der beiden Schwestern vorstellten und in ihren Zügen sehr auffallend ihren Töchtern glichen, denn während der alte Pastor, der in Amtstracht mit der Bibel in der Hand dargestellt war, in seiner ernsten, würdevollen, etwas strengen Miene ganz den Ausdruck des alten, steifen Fräuleins im schwarzseidnen Kleide, die eben dicht unter seinem Bilde saß, hatte, glich die liebliche, blonde Frau neben ihm der andern jüngern Tochter zum Verwechseln.

Diese kam auch bald, eilig, im einfachen Hauskleid aus der Küche herein, um die Nachbarn zu begrüßen.

„Meine Schwester Karoline war eben in der Küche beschäftigt,“ sagte das alte Fräulein mit einem etwas tadelnden Blick auf ihre Schwester, den diese schüchtern lächelnd erwiderte.

Therese erzählte mancherlei von alten und neuen kleinen Begebenheiten des Städtchens, in welchem sie jung gewesen und alt geworden war. Karoline ließ nur manchmal ein leises Lachen oder ein Wörtlein dazwischen fallen, und endlich unterhielt sie sich nur noch halblaut mit Edith, die bald vertraut mit ihr war und ihr lachend gestand, wie sie sie so sehr, sehr liebgewonnen, schon seit sie von ihr zum allererstenmal durch das kleine Aftloch in der Gartenwand belauscht worden sei.

Als die Eltern fortgingen, blieb Edith noch ein wenig allein bei den Schwestern. Sie gingen alle aus dem Staatszimmer mit seinen stattlichen steifbeinigen Möbeln, seinen buntgeblühten Vorhängen und Teppichen, welche das Alter nur eben so leise berühren zu wollen schien, wie Karolinens lächelndes Gesicht, in die Wohnstube hinüber, wo Therese mit Edith allein blieb, da Karoline zuerst noch ihre Küchenangelegenheiten beenden mußte.

Aber das alte Fräulein wußte nicht recht, was sie mit ihrem Besuch anfangen sollte. Sie setzte sich vor ihren Nähtisch neben ihr blumenbesetztes Fenster und nähte emsig. Sie hatte nicht die Gabe wie Karoline, ihre

Ideen in freundlichem Geplauder denjenigen eines jungen, lustigen Mädchenkopfes anzupassen. Aber da fiel ihr etwas ein, womit sie das kleine Mädchen erfreuen konnte; sie rief ihr Dienstmädchen und befahl ihm, aus der und der Kammer und dem und dem Schranke den Korb mit Spielzeug zu holen.

Und der Korb mit Spielzeug kam.

Edith war wohl noch ein Kind, aber doch eigentlich keins mehr, welches mit Kleinkinderspielzeug spielt. Aber sie packte doch neugierig das alte, alte seltsame Durcheinander aus, welches in dem Korbe lag, die einzigen Überreste aus längst entflohenen Kinderjahren mit ihren kleinen Freuden und kleinen Leiden.

Welche wunderlichen Puppen mit verblaßten und zerknitterten, altmodig geformten Kleiderchen, welche eine liebende Mutterhand vielleicht einst genäht hatte, die längst Staub war; welche drolligen Holzköpfe mit geschnitten, seltsamen Locken und Zöpfen und weit offenen Augen, die staunend in das ungewohnte Tageslicht zu blicken schienen; Küchengeräte und Puppenbetten und Schäfchen, deren Wollpelz die Motten, trotz des Kamphergeruchs, den sie verbreiteten, nicht verschont hatten. Edith fragte bei jedem Stück, welches sie hervornahm, wem es gehört hatte, und das meiste hatte Theresen zur Eigentümerin gehabt, denn Karoline, die Kleine, wie sie die ältere Schwester nannte, hatte ihr Spielzeug nie geschont und aufbewahrt. Und es klang so eigentümlich, wenn Edith ein Stückchen des alten Kinderspielzeugs in die Höhe hielt, dieses „es ist mein“, aus dem Munde der alten, grauhaarigen Dame.

Endlich kam aber auch, tief unten im Korbe, Knabenspielzeug zum Vorschein: eine alte Trommel, eine abgenutzte Flinte und ein hölzernes Pferd.

Edith hielt auch dieses empor und fragte staunend, wem es gehört hätte; aber die Stimme hinter ihr gab keine Antwort; sie kramte noch ein Weilchen fort und sah sich dann verwundert nach der stillgewordenen alten Dame um; aber sie sah mit Staunen, daß das ernste, strenge Gesicht noch zehnmal ernster und strenger ausah, als vor wenigen Minuten. Sie hatte ihre Arbeit aus den Händen in den Schoß fallen lassen, um ihren Mund zuckte es leise, und ihre Augen blickten traurig vor sich hin.

Eben kam Karoline zur Thür herein und schritt auf den Tisch zu, auf welchem Edith all die kleinen, alten Dinglein ausgebreitet hatte. Sie überblickte alles, und ihr Auge blieb dann an dem hölzernen Pferde haften, welches Edith noch in der erhobenen Hand hielt.

Der Ausdruck ihres Gesichts trübte sich, sie strich leise mit der Hand über das abgenutzte, alte, hölzerne Pferd, und eine Thräne zitterte dabei an ihrer Wimper.

Über dies alles staunte Edith; sie fühlte unklar, daß sie an eine alte Wunde gerührt hatte; aber sie war doch eben noch ein Kind, sie wußte nicht aus Zartgefühl ihre Neugier zu beherrschen und fragte deshalb noch einmal. „Wem hat dies gehört?“

„Unserm Fritz!“ sagte Karoline leise, und dabei rollte die Thräne, die an ihrer Wimper gezittert, über ihre Wange herab.

„Unserm Fritz!“ Edith sah sich unwillkürlich im Zimmer um; in ihrer Kinderphantasie, die Zeit und Raum überspringt, schrumpften die Jahre zusammen, die zwischen dem kleinen Pferd und „unserm Fritz“ liegen mußten; sie meinte, er müsse irgendwo lachend aus einem Winkel gesprungen kommen und nach seinem Spielzeug greifen.

Nach einer Weile sagte sie nachdenklich: „Wo ist denn unser Fritz?“

In dem kleinen Zimmer war es ganz still, nur die Seide von Theresens schwarzem Kleid rauschte und knisterte plötzlich, als sie sich vom Stuhl erhob und dumpf und halblaut dabei sagte: „Er ist tot!“ —

Aus diesen zwei Besuchen entstand nach und nach eine herzliche Freundschaft zwischen den Bewohnern der beiden Nachbarhäuser, vor allem aber waren es Edith und Karoline, welche das innigste Freundschaftsband verknüpfte, trotz der Verschiedenheit des Alters und der Charaktere.

Einen großen Teil ihrer freien Zeit brachte das junge Mädchen bei den beiden Schwestern zu, und dieser Umgang war von so sichtlich gutem Einfluß auf ihre geistige Entwicklung, daß er von ihren Eltern mit Freuden gesehen wurde. Ein neues Leben ging für Edith in dem kleinen, stillen Nachbarhause auf, ihr Wesen nahm allmählich etwas von dem stillen Liebreiz an, der Karolinen's Erscheinung so angenehm machte; ihre heftige, wilde, hastige Freude am Leben und seinen Erscheinungen, ihre flatternde Unruhe brach sich an dem milden, harmonischen Geiste ihrer älteren Freundin zu einem sanfteren Wellenschlage und sinnigerem Genießen. Der etwas verwöhnte Liebling von Vater und Mutter schliff auch manche seiner Ungefügigkeiten an Theresens ernstem und festem Willen ab, lernte ihr gehorchen und beugte sich ihr, wie es Karoline zu thun gewohnt war. Sie sah mit dem unbefangenen Scharfblick der Jugend den goldenen Kern eines redlichen Willens, einer starren Rechtschaffenheit und innerer Herzengüte unter der

etwas rauhen und harten Außenseite des alten Fräuleins hervorschimern, einer Herzensgüte, die vielleicht schon manchmal im Leben betrübt worden war und über welche sie, gleichsam wie einen Schild, ihre kalten, strengen Mienen breitete.

Mit unveränderlicher Würde stand sie auf der obersten Staffel ihres kleinen Hauswesens nicht nur, sondern auch ihres Freundeskreises und der Wohlthätigkeitsanstalten des Städtchens.

Karoline hatte nie einen andern Willen, nie eine andere Meinung gehabt, als die Theresens, was nicht nur in dem Unterschied an Jahren, sondern auch in den verschiedenen Charakteren seinen Grund hatte; man hätte dies Verhältnis beinahe Tyrannei von der einen und Schwäche von der andern Seite nennen können, wenn die Liebe zwischen den Schwestern nicht so innig gewesen wäre; es war mehr das Naturgesetz, welches das Schwache, Zarte dem Starken unterordnet und in seinen Schutz stellt, und Therese hielt auch alles Rauhe, Unangenehme, jeden Luftzug des Lebens von ihrer Schwester fern, wie die Eiche das Weilchen beschirmt, das unter ihrem Wipfel blüht.

Seit dem Tode des Vaters hatte die ältere Schwester alles Geschäftliche in ihre Hand genommen, alles angeordnet, bestimmt und geleitet; sie verwaltete das Vermögen, besorgte alle Einkäufe und hielt die Diensthoten in strenger Aufsicht.

Die beiden Schwestern besaßen außer ihrem Haus und Garten noch ein Vermögen, von dessen Zinsen sie sorglos leben konnten, und hinsichtlich ihres Besitztums hatten die beiden Schwestern, fast zum erstenmal in ihrem Leben, einen kleinen Streit, der Theresen um so mehr ärgerte, da auch Ediths Vater auf Karolinens Seite war. Sie hatte sich nämlich entschlossen, ihr und Karolinens Vermögen aus der Landesbank, wo es seit dem Tode des Vaters lag und sichere, wenn auch nicht hohe Zinsen trug, in Aktien anzulegen, welche ihr jährlich eine bedeutende Summe mehr einbrachten.

Karoline war gegen diesen Plan, da es der selige Vater so angeordnet hatte und weil sie bisher nicht nur selbst von ihrem Einkommen hatten leben, sondern auch noch viel an den Armen hatten thun können; der Amtmann, dem Therese ihr Vorhaben mittheilte, war dagegen, weil ihm die Landesbank, wenn sie auch nur niedere Zinsen gab, sicherer schien, als ein Privatunternehmen, wenn es auch noch so gut und sicher begründet schien und noch so hohe Zinsen gab. Therese hatte indessen einen viel zu festen Willen,

als daß ihr die Ansichten ihres Freundes und noch weniger Karolinens schwache Einwände hätten ein Hemmnis sein können. Sie erkannte ihre Meinung auch diesmal, wie stets, für die beste und bereute nur, daß sie, wie sie stets gewohnt gewesen, nicht sogleich gehandelt, ehe sie unnütze Widersprüche hervorgerufen hatte.

So setzte sie denn bald ihr Vorhaben ins Werk und überzeugte Karoline später von der Richtigkeit ihrer Berechnungen, als sie ihr beim nächsten Quartal die Summe zeigte, welche sie mehr als in früheren Jahren eingenommen hatte.

Dieses Ereignis ging ganz ruhig und ohne die Liebe zwischen den Schwestern und die Freundschaft zwischen den Nachbarn zu stören, vorüber, und man hatte es bald ganz vergessen.

Ediths liebster Aufenthalt im Nachbarhause war Karolinens eigenes, kleines Stübchen, welches in den Garten sah, um dessen Fenster die Weinranken grünten, wo hinter schneeweißen Vorhängen Karolinens Bett stand, wo die Bücher aufgestellt waren, in denen sie am liebsten las, welches ihr selbst so recht eigentlich glich, von ihrem stillen, friedlichen Hauche durchweht war. Hier saßen sich, manches Jahr hindurch, an stillen Nachmittagsstunden, die beiden Mädchen gegenüber, den kleinen Nähtisch zwischen sich, nähten, plauderten oder lasen einander vor, während Blumenduft hereinwehte und der Sonnenschein grüngolden den kleinen, traulichen Raum erfüllte.

Edith war nun schon kein kleines Mädchen mehr, sie wuchs immer mehr heran, um ihrer Mutter eine Stütze und Karolinens Freundin zu sein.

Karoline besaß eine große Geschicklichkeit in feinen, zierlichen Handarbeiten, und ihre Phantasie und ihre fleißigen Hände wurden nie müde, kunstvolle kleine Wunderwerke aus Seide und Wolle, Perlen und Goldfäden und anderem bunten Material zu schaffen, mit denen sie in ihrem zahlreichen Freundeskreise Freude zu bereiten suchte.

Staumend saß Edith bei der Anfertigung dieser hübschen Gegenstände dabei und lernte Karolinens Geschicklichkeit nachzuahmen.

Therese hielt eigentlich, bei ihrer praktischen Sinnesweise, nicht viel von diesen schönen Überflüssigkeiten, wie sie überhaupt von allen schönen, unnützen Dingen in der Welt nicht viel hielt. Aber sie ließ die „Kleine“ gewähren, sie ließ sie ungestört mit dem hübschen Tand Freuden bereiten, wie sie ihr auch ungestört den Genuß an ihren Büchern und ihrer Blumenpflege ließ.

Therese, als Vorsteherin des Frauenvereins, beschäftigte sich viel mit

größeren Arbeiten, und wenn für Karoline aus der nahen Residenz Pakete mit schönen Mustern und Stick-, Häkel- und Strickmaterialien, auch manchmal wohl ein gutes, neues Buch ankamen, so ließ sich Theresese dafür große Ballen starker Leinwand, Barchent und anderer Zeuge kommen, und sie stand dann tagelang mit ihrer ernsten, feierlichen Miene am Zuschneidetisch, ließ ihre große Schere klappern, und dann lagen unzählige Bündel zerschnittener Zeugstücke vorrätig, die alle nach und nach zu Hemden, Röcken, Jacken für die Armen verarbeitet wurden und die sie dann mit unbeirrter, strenger Gerechtigkeit aussteilte. Auch in Karolinens sonniges Stübchen kam dann ihr zugemessenes Teil Arbeit, und statt der feinen Gewebe glitten grobe Hemden durch die zarten, weißen Hände. Edith half getreulich und gewann sich manches Lob von Tante Theresens ernsten Lippen.

Edith begleitete auch oft Karoline auf ihren Rundgängen zu den Armen, und sie sah sonnige Freude aufleuchten, wohin ihr Schritt sich lenkte.

Karoline hatte nicht den eisernen Gerechtigkeitsfimmel ihrer Schwester, sie sonderte nicht so streng, sie gab nur gern und froh wie die Sonne ihre Strahlen, die über Böse und Gute scheint, und mit lächelnder Geduld hörte sie dann wohl auch den Tadel Theresens an, wenn diese erfuhr, daß sie ihre Gaben nicht immer an die Würdigsten verteilte. Aber Theresese dachte nicht daran, wie so manches böse und verstockte Herz schon am Strahl der Milde und Menschenfreundlichkeit aufgewacht war zu einer reuevollen Umkehr.

So gingen Tage vorbei und Monde und Jahre. Edith blühte unter Karolinens Blumen und in Karolinens Liebe immer schöner auf und entfaltete ihre Herzens- und Geisteskräfte im Lichte dieser milden Strahlen.

Wie oft noch in späteren Zeiten dachten beide an das ruhige Glück jener Stunden zurück, die sie in dem blühenden Garten oder in dem kleinen, stillen Stübchen zusammen verlebt hatten.

Manchmal, wenn die Dämmerung kam, — denn auch in Karolinens Stübchen, welches nur für den Sonnenschein gemacht zu sein schein, mußte es dunkel werden und die Nacht einziehen, — wenn Karoline das Buch aus der Hand legte, vielleicht ein altes Predigtbuch vom seligen Vater, oder ein Band ihrer Lieblingsdichter, aus dem sie Edith vorgelesen und zwischen ihre Worte Erklärungen, Deutungen und Bemerkungen für die junge Zuhörerin eingestreut hatte, dann manchmal plauderte sie auch von vergangenen Zeiten, vom seligen Vater, der so streng, so fest und ernst, so ganz gewesen sei, wie Theresese und von der jungen, blonden Mutter, die so heiter, so lachend und

glücklich gewesen, bis — ja, bis die traurige Zeit kam. Dann schaute Karoline trübe in das sterbende Abendlicht hinaus, in das wehende Reblaub am Fenster, auf dessen Grün die letzten Sonnenfunken tanzten; aber Edith ehrte still ihr schweigendes Leid, und sie fragte nicht mehr wie einst, als sie das kleine, hölzerne Pferd in den Händen hielt.

Zuweilen erzählte Karoline wohl auch von „unserm Fritz“, wie er so wild gewesen, so lustig, wie er so lange, braune, fliegende Locken gehabt und rote Wangen und aller Liebling gewesen sei, aller Liebling, aber doch am meisten, am allermeisten die Liebe der toten Mutter bejessen habe.

Wie dann die Eltern beide schnell nacheinander gestorben und ihre Töchter verwaisst zurückgelassen hätten, wie sie dann weit fort zu einer Schwester ihres Vaters gezogen seien und dort gelebt hätten, bis auch diese bald gestorben sei und sie dann beide, von Heimweh getrieben, sich wieder nach der alten, kleinen Vaterstadt zurück gewandt, sich hier angekauft und beschlossen hätten, ihre Lebenszeit hier zu verbringen. —

Die neue Heimat, die Edith einst bei ihrer Ankunft mit so lustigem Staunen durchwandert hatte, war ihr und ihren Eltern nun schon lange eine alte, liebe Heimat geworden; sie hatten sich in der kleinen Stadt eingelebt, hatten einen Freundeskreis um sich gebildet; die Geflügelhäuser gediehen unter Ediths Pflege, und der einst verwilderte Garten blühte und prangte mit dem Nachbargarten um die Wette.

Da ereignete sich etwas, was allen Leid that und Ediths jungem Herzen den ersten, tiefen Schmerz brachte. Der Amtmann ward abermals versetzt, er bekam eine höhere Stellung in der nicht weit entfernten Residenz, so daß das, was alle betrübe, eigentlich als ein Glück angesehen werden mußte. —

Edith und Karoline mußten sich trennen, sie folgten dem Machtgebot der Verhältnisse mit vielem Leid, welches sich freilich bei jeder der beiden Freundinnen auf eine andere Art äußerte. Edith zerfloß in Thränen und Klagen, während Karoline das weinende Mädchen tröstete, ruhig und heiter blieb, trotzdem sie im Innern litt, und auf ein nahes Wiedersehen hinwies.

Nun stand das freundliche Nachbarhaus wieder eine Zeitlang leer, die hübschen Zimmer waren ausgeräumt, die Ställe waren still geworden, und der Garten mit seinen Blumen harrete abermals auf fremde Hände, die ihn pflegen würden.

Während Edith schon in ihrem neuen Wohnort durch den Reiz der

Neuheit und mancherlei, was ihr lebhaftes Gemüt beschäftigte, ihre heißen Thränen getrocknet und ihre Trauer beschwichtigt hatte, fühlte Karoline den Verlust ihrer jungen Freundin, deren Umgang ihr fast zum Bedürfnis geworden war, noch in seiner vollen Gewalt und Schärfe.

Wie einsam war es in dem kleinen, traulichen Stübchen geworden!

Der Sonnenschein, der leise von einem Gegenstande zum andern glitt, die Weinranken, die hereinschauten, schienen die Vermißte zu suchen.

Die Einsamkeit, sonst eine so liebe Gefährtin Karolinens, schien ihr jetzt bange und bedrückend. Und keine Einsamkeit, kein stiller Wald, keine Wildnis dünkt einem liebenden Herzen so schauerlich öde, als ein bekannter Raum, in welchem es lange Zeit eine liebe Stimme zu hören gewohnt war, die plötzlich verstummt ist.

Inniger und liebebedürftiger als sonst schloß sie sich nun wieder an ihre ältere Schwester an, ertrug freundlich lächelnd ihre Herbsheiten und Härten, die von Jahr zu Jahr schroffer wurden, je mehr das Alter allmählich ihre robuste Kraft zu erlahmen drohte. Eine plötzliche Schwäche, gegen die sie sich vergebens anzulehnen suchte, überfiel das alte Fräulein jetzt zuweilen, eine Macht schien ihr gegenüberzustehen und einzelne Vorboten entgegenzusenden, vor der sich ihr starker Wille beugen sollte. Und die alte Predigerstochter beugte sich auch still und gottergeben vor jenem Stärkeren, obgleich sie sowohl wie Karoline weit davon entfernt waren zu glauben, daß die zarte Blume, die so lange und sicher in treuem Schutze geborgen, geblüht hatte, ihrer Stütze schon so bald beraubt werden könnte.

Aber eines Tages traf ein Brief von Karoline bei Ediths Eltern ein, der unter der ganzen, vollen Wucht eines überwältigenden, furchtbaren Schmerzes geschrieben war und den treuen Freunden anzeigte, daß Therese plötzlich nach nur ungesährlich scheinendem Kränkeln gestorben sei, daß sie ihre Stütze in dieser Welt verloren habe.

Edith, obgleich sie Therese selbst weniger herzlich nahe gestanden, vielmehr ihre Schroffheiten stets etwas gefürchtet hatte, fühlte ganz und tief den Schmerz der Freundin mit.

Auch Ediths Mutter hatte Karoline viel zu innig lieb und verstand zu sehr die Größe des Verlustes für dieselbe, als daß sie nicht alles hätte thun sollen, um ihr allen Freundestrost zu bieten, den sie zu bieten fähig war, und sollte es auch ein Opfer kosten.

Sie entschloß sich daher, mit Edith eine Reise zu Karoline zu machen

und ihr durch Rat, Hilfe und Trost und durch die Gegenwart liebgewordener Freunde über die erste öde, schauerliche Zeit hinwegzuhelfen, welche unmittelbar hinter jenen Tagen liegt, an welchen die Fußstapfen des Todes durch ein Haus erklingen sind.

Sie fanden Karoline wirklich gebrochen, gebeugt, von allerhand Anforderungen des Lebens, Geschäften, Sorgen, die ihr bisher fern gehalten worden waren, beängstigt und verschüchtert, wie eine Blume, die plötzlich aus den Gläseräumen eines Warmhauses an die kalte Luft versetzt worden ist, wo sie die rauhen Winde schütteln und umsaufen.

Welcher Trost war das Kommen lieber Freunde in diesem Augenblicke plötzlich hereingebrochenen Leides, die Anwesenheit der lieben, jungen Herzensfreundin und deren Mutter, die mit praktischer Umsicht nicht nur liebevolle Worte, sondern auch hilfreiche That mitbrachte.

Therese war schnell und ohne vorhergegangenes Krankenlager gestorben, sie hatte daher ihre jüngere Schwester, die sie stets fern von allen praktischen und geschäftlichen Dingen des Lebens gehalten, nicht mit ihren neuen Pflichten bekannt machen können, ehe sie ihr dieselben überließ. So kam es, daß, so klein auch der Kreis war, in welchem sich Theresens Thätigkeit bewegt hatte, mit ihrem Ausscheiden mancherlei Anforderungen auf Karoline einstürmten, die sie, besonders in ihrem Zustand von Schmerz und Kummer, ängstigten.

Aber auch diese schwere Zeit ging vorüber. Alles ebnete und beruhigte sich in dem kleinen Hause wieder, Karoline beugte sich nun eben so still unter Gottes Willen, der ihr die treue Schwester genommen, wie sie sich auch still dem Willen dieser Schwester gebeugt hatte. Sie nahm den Zügel des kleinen Hauswesens in ihre Hand, der Theresens kräftigerer Leitung entfallen war, und obgleich ein Gefühl des Verlassenseins und Verwaistseins sie fortan nicht mehr ganz verließ, so war sie doch auch von so viel teilnehmender Liebe, von der Teilnahme und Liebe des ganzen Städtchens umgeben, die sie sich stets in ihrer sanften, anspruchslosen Weise erworben.

Ediths Mutter reiste endlich beruhigt wieder ab und ließ Edith, auf Bitten Karolinens, noch einige Zeit allein bei ihr zurück.

Und wieder saßen die beiden Freundinnen sich in dem kleinen Stübchen einander gegenüber. Wieder schien die Sonne durch das junge Reblaub auf die beiden bekannten Gesichter. Wie anders waren beide, seit sie sich einst zum erstenmal gesehen hatten! Edith war ein erwachsenes, junges

Mädchen, dem das volle noch ungetrübtte Jugendglück aus den rofigen Mienen, den hellen Augen strahlte, nur jetzt umflort und beschattet, der Freundin gegenüber; Karoline war auch eine andere als damals, da sie vor den Augen der lauschenden Edith die Aprikosen vom Spalier brach. Bleich und schmaler waren ihre Gesichtsformen, doppelt bleich durch das tiefe Schwarz ihrer Trauerkleidung.

Niemand wäre wohl jetzt noch wie damals in Zweifel gewesen, trotz ihres goldnen Haars, ihrer feinen Formen, ob er ein junges oder ein gealtertes Mädchen vor sich habe. Die Jahre hatten tiefere Furchen um Lippen und Wangen, tiefere Schatten um die freundlichen Augen gezogen.

Woche auf Woche verging, und immer noch verschob Edith ihre Abreise. Sie bangte um Karoline, denn auch ihrem jungen, unbefangenen Herzen, ihren harmlosen Augen entging es nicht, daß sich Karoline auffallend veränderte, daß sie täglich abmagerte und welkte.

Viel beschäftigte sie sich mit den Armen, suchte alle Stätten auf, wo sie Kranke und Hilfsbedürftige wußte, denn sie hatte ja nun außer ihren eigenen, auch noch Theresens Pflichten mit zu erfüllen.

Müde und erschöpft waren sie einst von einem solchen Rundgange nach Hause zurückgekehrt, und die Freundinnen saßen nun bei dem früh noch hereinbrechenden Dämmerlicht des Frühlingsabends in ihrem Stübchen beisammen.

„Liebe Edith,“ sagte Karoline, „ich habe eine Arbeit vor, bei der mir deine jungen, hellen Augen helfen sollen, denn meine Augen werden müd' und trübe. Das Alter kommt, Kind, ich fühle recht sein Nahen.“

„Sprich nicht vom Alter, liebe, liebe Karoline!“ bat Edith, indem sie ihr frisches Gesicht an Karolinens bleiche Wange lehnte, wie eine Rose sich auf eine welke Lilie neigt, „für mich bleibst du immer jung, immer!“

Karoline küßte lächelnd die weiße Stirn des jungen Mädchens und sagte: „Ja, es giebt eine innere Jugend, die wir uns immer bewahren können, die ich auch immer für dich behalten will, aber das äußere Alter kommt doch und ehe ich sterbe, will ich noch ein Vermächtniß Theresens ordnen, ehe es einst in fremde Hände übergeht, und dabei sollst du mir helfen.“

Aber Edith, leicht erregbar für den Schmerz wie für die Freude, umschlang schluchzend ihre Freundin, die sich sanft von ihr losmachte, ein Licht anzündete und hinausging.

Nach einiger Zeit kam sie mit einem Kästchen wieder, welches sie öffnete und eine große Anzahl in Päckchen zusammengebundener Briefe daraus hervornahm.

„Diese Briefe, die von meinen verstorbenen Eltern und Geschwistern herrühren, von lauter Verstorbenen an Verstorbene gerichtet sind, haben nach meinem Tode, nach welchem meine Hinterlassenschaft an entfernte Verwandte übergehen wird, für niemanden mehr Wert. Ich will sie deshalb alle noch einmal durchlesen und dann vernichten. Und du sollst mir helfen, die verblaßten, lieben Schriftzüge zu entziffern,“ sagte sie, indem sie mit feuchtwerdenden Augen eins der Päckchen nach dem andern aus dem Kästchen nahm und prüfend ansah.

Von diesem Abend an saßen Edith und Karoline manche Stunde zusammen und hatten alte, alte Briefe vor sich, deren Papier an den Stellen, wo es gebrochen gewesen, morisch und halbzerfallen war, deren Schriftzüge blaß und vergilbt waren und die bestimmt waren, Asche zu werden, wie die Hände, die sie einst geschrieben, wie die Herzen, die einst beim Schreiben und beim Lesen derselben froh oder bange geklopft hatten.

Es waren liebe, freundliche Briefe aus der Mädchenzeit, aus der Brautzeit von Karolinen's Mutter her, Briefe voll Glück und Freude, Briefe mit kleinen Ereignissen und Begebenheiten, die nun ebenso gut mit hinabgerauscht in das große Meer des Vergessens waren, wie die großen und wichtigen Dinge, nach denen keiner mehr fragte, Briefe von dem verstorbenen Prediger, als er endlich die langersehnte Stelle in dem kleinen Städtchen erhalten, wo er dann so lange glücklich mit seiner Frau gelebt hatte, Briefe, die während kleiner Reisen und Abwesenheiten des einen oder des andern vom Hause zwischen dem Prediger und seiner Frau gewechselt worden waren, und aus all diesen vielen bedeutenden und unbedeutenden Briefen klang Liebe, Eintracht, Herzinnigkeit und Gottvertrauen, ein milder Hauch wehte daraus, wie der Duft aus welken Rosenblättern, die man als Rosen einst gekannt hat.

Karoline weinte viel und schaltete bei dem Lesen manches ein, was unklar schien, half manchem Zug an den Bildern der lieben Verstorbenen nach, so daß Edith unter ihnen zu leben und zu wandeln schien. Auch „unser Fritz“ tauchte zuweilen in diesen Briefen auf, als kleiner Junge, wild und lustig auf dem Arm der Mutter strampelnd, und später, schon verständiger, das Abebuch in der Hand und viel nach dem verreisten Vater

begehrend, aber immer in den Ausdrücken glücklichster, stolzer Mutterliebe zu ihrem Sohn, zu ihrem Liebling.

Päckchen auf Päckchen ward geöffnet, Brief um Brief gelesen, das meiste verbrannt und wenigstens nur aufgehoben.

Nur ein Päckchen war zuletzt noch übrig, und auf diesem stand, zitternd und undeutlich von der Hand der Mutter geschrieben: „Unser Fritz.“

Endlich ward das Bündchen, welches sie zusammenhielt, auch von diesen Briefen gelöst und einer nach dem andern, wie sie nach dem Datum geordnet waren, gelesen.

Die ersten begannen mit der Zeit, wo Fritz unter des Vaters Segen und strömenden Mutterthränen zum erstenmal das Vaterhaus verlassen hatte und das Gymnasium einer andern Stadt besuchte. Eine große Anzahl von Briefen stammte aus dieser Gymnasiumzeit. Viele waren vom Vater an den Sohn gerichtet, ernst, ermahnend, lehrend, die meisten mit einer kleinen zärtlichen Unterschrift in der feinen Hand der Mutter, auch viel selbständige Briefe der Mutter an ihren Sohn, worin gewöhnlich irgend eine kleine Überraschung für den Sohn, ein Lieblingskuchen, oder dergleichen erwähnt war, Briefe von der Mutter, in welchen nur schwach die stolze Freude verhehlt war, die sie bei der Nachricht von einem Lob des Rektors, einer gelungenen Preisarbeit, einer guten Censur empfunden hatte. Dann kamen auch tadelnde Briefe des Vaters, bittende, ermahnende Briefe der Mutter und die Briefe von Fritz, die im Anfang sehr selbstzufrieden, sehr froh, sehr glücklich, sehr gehorsam gegen des Vaters Lehren geklungen hatten, enthielten anfänglich verschiedene Bitten, gewöhnlich an die Mutter gerichtet, um Vergrößerung des Taschengeldes, kleine Geständnisse von Schulden, die er zu machen genötigt gewesen, auch Bitten und Entschuldigungen wegen schlechter Censuren.

Die Briefe des Vaters wurden immer ernster, kälter und die Antworten von Fritz waren von einem gewissen Trotz erfüllt, dem das Beugen und Fügen schwer ward, der sich bedeutender Naturanlagen und einer gewinnenden Außerlichkeit bewußt, nur ungern und mit Mühen in gegebene Schranken und Bedingungen fügte.

Es waren auch Briefe von Schwester Therese aus dieser Zeit da, voll Warnungen und Ermahnungen, auf welche sich aber keine Antworten vorfanden.

Nur die Briefe zwischen Mutter und Sohn änderten nichts im Ton

gegenseitiger zärtlicher Liebe, klangen auch traurige Bitten der Mutter an ihren Liebling zuweilen in diese freundlichen Briefe hinein, so fühlte man doch, das Mutterherz ward nicht irre an ihrem Kind und dieses nicht irre an der unverfälgbaren Liebe und Verzeihung dieses Mutterherzens.

Dann trat, dem Briesdatum nach, eine längere Pause ein; „es war die Zeit,“ sagte Karoline, „als Fritz das Gymnasium verlassen hatte und sich einige Zeit bei uns aufhielt, ehe er die Universität bezog. Alles glich sich damals wieder aus, alles kam wieder in das rechte Geleis. Der Vater hatte Fritz seine kleinen Überschreitungen verziehen, einige nicht bedeutende Schulden für ihn bezahlt, Fritz hatte sich die letzte Zeit seines Aufenthalts auf dem Gymnasium bemüht, alles Versäumte nachzuholen, was ihm auch bei seinen großen Fähigkeiten leicht gelang, er hatte ein glänzendes Examen bestanden und brachte lobende Zeugnisse mit.

Endlich kam er wieder zu uns, groß, schön, männlich geworden, voll heiteren Jugendmutes; wer hätte ihn nicht lieben, wer ihm nicht alles verzeihen können?

Wie glückstrahlend hingen die Augen unserer Mutter damals an den Bügen ihres Lieblings, wie lebte sie nur in dem Besitz dieses Sohnes, ihres Lieblings, ihres Kleinodes! Und wie liebten wir ihn alle, „unseren Fritz!“

Karoline brach endlich in ein heftiges Schluchzen aus. Edith packte die Briefe zusammen, küßte und beruhigte ihre Freundin und verschob das Lesen der übrigen Briefe auf ein anderes Mal. Denn gelesen sollten sie alle werden, alle, und dann zu Asche verwandelt, wie alle jene Gefühle, von denen sie sprachen, Kummer und Freude, Hoffnung und tiefes Leid längst Asche geworden waren bis auf jene wehmütigen Erinnerungen in Karolinens Herzen.

Die ersten Briefe aus der Universitätszeit waren auch freundlich und heiter; Lehren und Ermahnungen vom Vater an den Sohn, sich ganz besonders vor lustigen Freunden und verderblicher Gesellschaft zu hüten, seine Zeit dem Studieren und Nachdenken zu widmen und sich von allen geräuschvollen Vergnügungen fernzuhalten, wie es einem angehenden Theologen zukomme. Dann tauchten aber allmählich wieder Geldverlegenheiten auf, Tadel vom Vater, Bitten von der Mutter mit kleinen, heimlichen, ersparten Geldsendungen: gute Vorsätze und Versprechungen von Fritz und doch dann wieder Schwäche, die ihn in den Taumel von kostspieligen Vergnügungen hinabriß.

Endlich wurden die Briefe des Vaters immer drohender, zorniger, und der alte Trotz kam in Fritzens Antworten zum Vorschein. Er war ja noch so jung, so lebensfroh, er that ja nichts Schlimmeres, als alle seine Freunde thaten. Er würde noch alles Versäumte nachholen, wie er es auch auf dem Gymnasium nachgeholt hatte, er hatte ja noch so lange Jahre vor sich, um ruhig und sparsam und freudenlos zu leben; dann immer heftigere Briefe des Vaters, immer traurigere Briefe der Mutter und dann —

„Dann hatte Fritz ein Duell mit einem andern Studenten und wurde relegiert“ — sagte Karoline.

Der Brief, in welchem dies dem Vater von der Universität aus angezeigt wurde, folgte dann. Dann kam ein zerknirschter, reuiger, flehender Brief von Fritz.

„Und endlich kam unser Fritz, der so stolz, so froh, so hoffnungsvoll von uns gegangen, ein relegierter Student ins Vaterhaus zurück,“ jagte Karoline traurig. „O, es war ein schrecklicher Tag, an welchem wir ihn erwarteten. Der Vater, der sich durch seinen Sohn entehrt, beschimpft, im tiefsten Herzen gekränkt sah, war kalt und gefaßt, eisig kalt und bleich; die Mutter und ich, wir weinten und beteten und hofften doch auch wieder. Ich war noch sehr jung, fast noch ein Kind, aber doch schon verständig genug, um alles zu begreifen.“

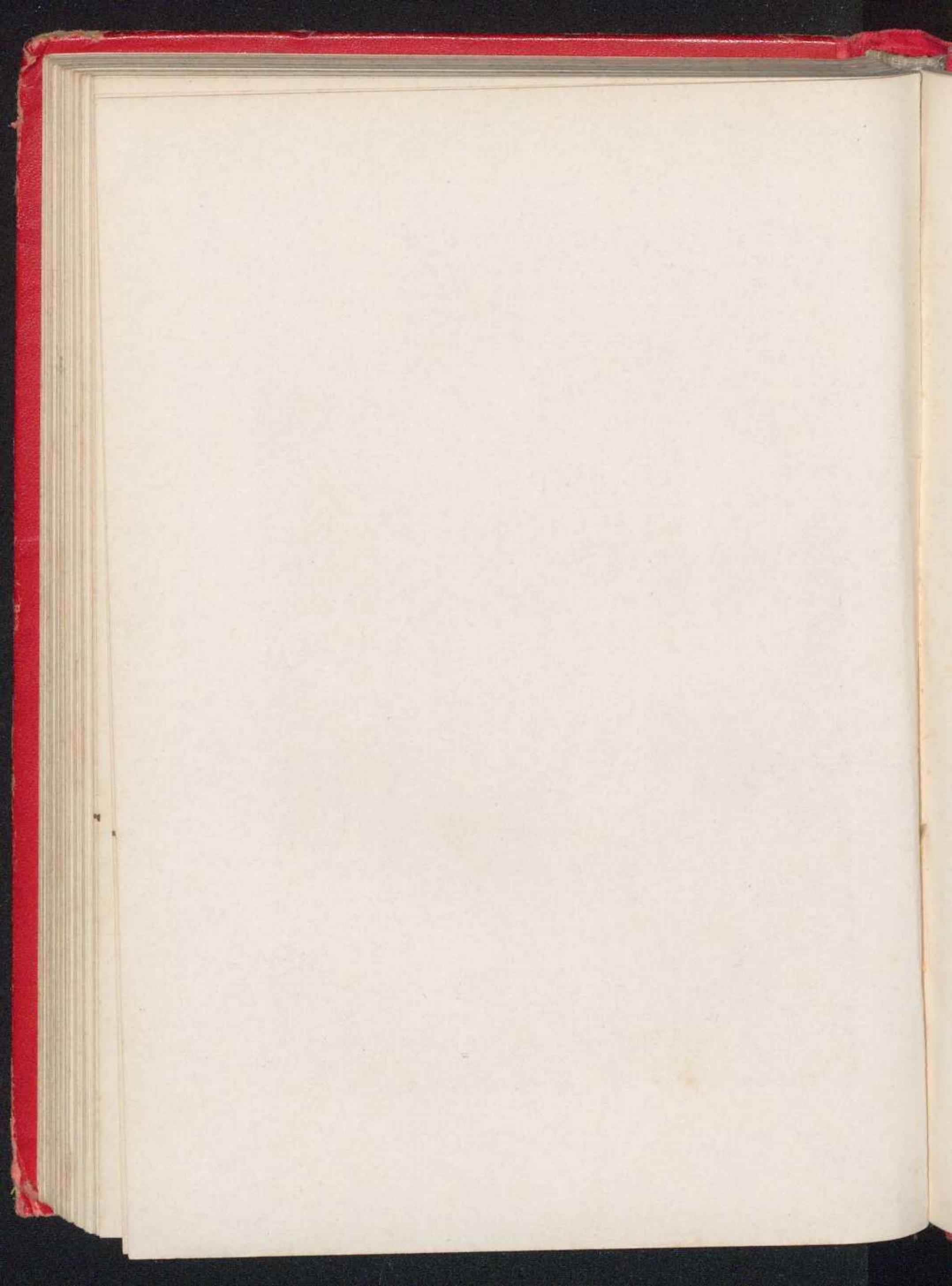
Wir richteten die kleine Stube für unsern Fritz vor, machten sein Bett zurecht, und als es fertig war, überfahen wir alles und weinten bitterlich.

Wir wußten nicht, was der Vater beschließen würde hinsichtlich der Zukunft seines Sohnes, aber wir hofften, daß doch noch alles gut werden könne; er war ja so reuevoll, so ganz zerknirschet.

Endlich am späten Nachmittag hielt der kleine Wagen unten, der unsern Fritz brachte. Die Mutter wollte mit mir und Therese ihm die Treppe hinunter entgegengehen, aber der Vater trat, auf seinen großen Stock gestützt — den er jetzt immer bei sich trug, denn er litt an einer Schwäche im Fuße — aus seinem Zimmer, winkte uns zurück und stieg allein die Treppe hinunter, während wir oben in stummer Angst stehen blieben.

Die Thüre ward geöffnet. — „Vater!“ rief Fritz. Da klang es dumpf hallend, unheimlich zu uns empor. Der Vater hatte seinen Stock erhoben, nicht in plötzlich auslodender Heftigkeit oder im aufbrausenden Zorn, sondern nach ernster, gerechter Überlegung hatte er Fritz diese demütigende Strafe zuerkannt. Ein halberstickter, dumpfer Schrei quoll aus seines Sohnes Brust





Er war tiefdemütig, zerknirscht, voll Reue, zu jeder Buße bereit ins Vaterhaus gekommen, aber all dies verslog in diesem Augenblick; sein Zorn, sein Trotz, sein Stolz loderten auf. — Er stürzte wie außer sich die Treppe hinauf, an uns vorbei, mit keuchendem Atem, mit fliegendem Haar, rot vor Zorn und Scham, kein Knabe mehr, sondern ein Mann.

„Fritz!“ schrie die Mutter und rannte ihm nach mit ausgebreiteten Armen, und da wandte er sich um, fing sie in seinen Armen auf, küßte sie hastig auf den Mund und machte sich los. Die Thür seines Stübchens fiel hinter ihm ins Schloß, und wir hörten, wie er den Schlüssel im Schloß umdrehte.

Die Mutter wartete ein Weilchen, dann klopfte sie an seine Thür: „Fritz, Fritz, mach' auf, ich bin's, deine Mutter, die mit dir sprechen will!“ aber keine Antwort kam, alles blieb still, nur wie einzelne Töne eines krampfhaften, gewaltsam unterdrückten Schluchzens klang es an unsere lauschenden Ohren.

Wir warteten lange. Endlich ging Therese fort, dann ging die Mutter mit ihrem bleichen, verweinten Gesicht die Treppe hinab und an ihre häuslichen Geschäfte; ich blieb allein an der verschlossenen Thür, lauschend, bittend, klopfend.

Aber Fritz, den ich so sehr, so über alle Maßen liebte, öffnete mir nicht.

Der Abend senkte sich tiefer und tiefer herab; es wurde spät.

Da ging Therese zum Vater, um ihn zu holen. Die Mutter stand schon wieder bei mir an der Thüre, als die beiden die Treppe hinauf kamen, der Vater mit seinem Stock klappernd, ein Licht in der Hand, das seine starren, finsternen Züge beleuchtete, Therese mit einem großen Schlüsselbund hinter ihm.

Dröhnend klopfte der Vater mit dem Stock, der Fritz geschlagen hatte, an die Thür.

„Mach' sogleich auf, Fritz,“ rief er mit seiner tiefen, jetzt doch ein wenig bebenden Stimme, „ich, dein Vater, will es, ich befehle es dir!“

Aber alles blieb unheimlich still.

Da nahm er den Schlüsselbund aus Theresens Hand, und diese leuchtete ihm, wie er sich bemühte, die verschlossene Thür mit einem der vielen Schlüssel zu öffnen. Aber seine Hand zitterte, so daß die Schlüssel klapperten und tanzten, und in Theresens Hand zitterte der Leuchter.

Kein Schlüssel öffnete, da inwendig der Schlüssel noch im Schloß steckte.

Der Vater rief eine der Mägde, um sie nach dem Schlosser zu schicken, damit er die Thüre gewaltsam öffne.

Wir standen zusammen an der Thür; alles war totenstill im Haus, das Licht, welches Therese auf den Boden gesetzt hatte, warf seltsam tanzende Strahlen umher und beleuchtete von unten auf des Vaters Gesicht, das sehr bleich war und die Lippen fest zusammen gepreßt hatte.

Dann und wann drang ein Aufschluchzen meiner Mutter aus ihrem an die Lippen gedrückten Tuche, und aus der Tiefe ihres angstgequälten Mutterherzens rang sich der erste und einzige Vorwurf, den sie ihrem Mann je gemacht. „O, warum mußt du ihn schlagen,“ rief sie.

Der Vater antwortete nicht, er verzieh ihr den Vorwurf. Während dieser angstvollen Minuten bis zur Ankunft des Schlossers waren mein Vater und meine Mutter um Jahre gealtert. Von diesen Minuten an verlernte meine Mutter zu lachen und sich zu freuen, ihr Herz brach in ihrer Brust.

Als der Schlosser die Thür geöffnet hatte, drückte ich mich voll banger Angst an meine Mutter an. Ich wagte nicht, hineinzugehen; aber meine Mutter stieß mich fort, stürzte in die kleine Stube allen voran — sie stieß einen Schrei aus, die Stube war leer, das Fenster stand offen, Fritz war fort.

Meine Mutter bog sich zum Fenster hinaus. „Fritz, Fritz!“ schrie sie in die Dunkelheit, als könnte sie ihn noch zurückrufen; dann flog sie mit dem Lichte in der Hand die Treppe hinab und suchte unter dem Fenster; vielleicht lag er hinabgestürzt dort mit gebrochenen Gliedern. Aber nein, er war am Weinspalier, an welchem nun die zerknickten Ranken herabhingen, hinabgestiegen, hatte wahrscheinlich den Gartenzaun hinter dem Hause überklettert und war aus dem Vaterhause entflohen.

Langsam kam sie wieder die Treppe hinauf, totenbleich, thränenlos, ein Bild des tiefsten Herzeleids.

„Fritz ist fort!“ sagte sie dumpf.

„Ja, Fritz ist fort,“ antwortete mein Vater, „aber der Herr wird seinen Troß beugen; ich bereue nicht, was ich gethan, es war wohlbedacht, und er hat diese Strafe verdient.“

Er ging langsam an seinem Stocke die Treppe wieder hinab, nachdem er das Fenster und die Thür der kleinen Stube geschlossen hatte. Meine Mutter lehnte sich an mich, als wir hinabgingen, sie war wie zerbrochen vom Schmerz. Unten blieb sie plötzlich stehen, sah mich mit fieberisch

leuchtenden Augen an und rief: „Aber vielleicht ist er nicht ganz fort, vielleicht könnten wir ihn noch finden, noch suchen, wir wollen schnell fort-schicken, überall hin!“

Und sie schickte die Mägde fort; schnell, überall hin, zu allen Bekannten, zu allen alten Freunden; niemand hatte ihn gesehen, die Boten kamen alle wieder.

Dann stieg sie leise, heimlich die Treppe wieder hinauf; ich wußte nicht, was sie beginnen wollte, aber ich folgte ihr.

Sie ging in die kleine Stube und öffnete das Fenster wieder. Der Mond stand voll, klar und friedevoll über den Gärten und Häusern und schien in unsere blassen, verweinten Gesichter.

„Er könnte wiederkommen,“ flüsterte sie mir zu, „weißt du, er könnte es bereuen, und könnte ganz leise in der Nacht wiederkommen!“

Das Fenster stand die ganze Sommernacht weit offen, aber er kam nicht wieder.

Ein neuer Tag kam und keine Nachricht von Fritz; und viele trübe, schwere, traurige Tage kamen und gingen und keine Nachricht von Fritz.

Der Vater saß stumm und ernst in seiner Stube, in seinem großen Lehnstuhl vor dem alten Schreibtisch.

Aber er schrieb nicht. —

Die Mutter wandte bleich und wie träumend umher. Therese war still und gefaßt und sprach mit den Freunden und Bekannten, die zu uns kamen und an unserer Sorge teilnahmen, und ich saß still in meinem Winkel und weinte.

Nach einiger Zeit kam ein Brief, dieser letzte Brief von Fritz. Er war nicht tot, er lebte doch!“ —

Karoline schlug den kleinen, alten Brief auseinander, und Edith las ihn. Er war von Bremen aus an die Mutter gerichtet und enthielt folgende Worte:

„Liebe, teure Mutter!

Kannst Du mir den großen Schmerz verzeihen, den ich Dir bereitet habe, so verzeihe ihn mir! Glaube mir, glaube Du mir wenigstens, daß ich nicht ganz so verdammenswert bin, als ich Euch schein. Glaube Du mir wenigstens, daß ich mit dem festen Vorsatz zu Euch kam, ein anderer Mensch zu werden. Der Schritt, den ich nun gethan habe und der mich von Euch, von meiner Heimat, von allem trennt, was meinem Herzen teuer ist, kann

nicht mehr umgesehen gemacht werden, ich habe keine Wahl mehr. Lebt wohl, verzeihe mir, verzeiht mir alle, bitte auch den Vater, daß er mir verzeiht! Grüße meine Schwestern. Diesen Brief schreibe ich an Bord des „Albatros“, der in einigen Tagen bei gutem Winde in See sticht nach Amerika. Mutter, meine teure, geliebte Mutter, könnte ich Dich noch einmal, zum letzten Male sehen, Deine Hände küssen, Deinen Segen mit mir in die ferne, fremde, öde Welt nehmen! Bitte Gott für Deinen unglücklichen Sohn Fritj.

„Kaum eine Stunde nach Empfang dieses Briefes,“ sagte Karoline, „befanden sich meine Eltern auf der Reise nach Bremen.

Sie hatten Extrapost genommen und fuhren Tag und Nacht; aber es war damals nicht so leicht, eine weite Reise zu machen als jetzt.

Zitternd vor Erregung und Unruhe, mit fieberhaft glühenden Wangen, schwankend zwischen Hoffnung und Angst, stieg unsere Mutter in den Wagen. Aber die Hoffnung, die Sehnsucht, das Verlangen, ihr Lieblingskind wiederzusehen, welches sie schon verloren geglaubt, siegten über die Qualen der Furcht. O, es konnte nun noch alles gut werden, der Vater wollte ihm verzeihen, hatte ihm schon verziehen.

Mit welchen Gefühlen von banger Erwartung verlebten wir daheim die Tage von der Abreise der Eltern an bis zu ihrer Wiederkehr!

Endlich kehrten sie wieder — aber allein, ohne unsern Fritj. Einen Tag vor ihrer Ankunft in Bremerhafen war der „Albatros“ absegelt. —

Von dieser Wiederkehr an war das Leben unserer Mutter eigentlich nur noch ein langsames Sterben. Ihr Herz war gebrochen. Sie wurde nicht eigentlich krank, aber sie zehrte sich langsam ab. Oft bemühte sie sich wohl noch, das alte Lächeln wieder auf ihre Lippen zu rufen und mit freundlichen Worten den Trübsinn von unseres Vaters Stirn zu scheuchen, aber der Gram über ihr Kind lag zu bleischwer auf ihrer Seele und rieb ihren zarten Organismus auf.

An ihrem Todestage kam ein Brief von Fritj an sie aus Amerika. Mit ihren schon von den Nebeln des Todes umflorten Augen sah sie noch die teuern, geliebten Schriftzüge, welche sie nicht mehr entziffern konnte. Wir lasen ihr den Brief ihres Sohnes vor, den sie lieblich lächelnd anhörte. Ihr Tod war schön und friedevoll; sie wußte um ihres Kindes Schicksal und legte seine fernere Zukunft ruhig und vertrauensvoll in Gottes Hand.

Diesen Brief haben wir nicht mit hier; sie hielt ihn im Tode noch fest in ihren kalten Fingern und hat ihn mit hinunter in ihr Grab genommen.

Goldselig und verklärt, wie eine weiße, geknickte Rose lag sie im Sarge.

Fritz hatte in seinem Briefe geschrieben, daß er hätte nicht eher Nachricht nach Haus senden wollen, bis daß er sich aus der Mühsal und dem Kampf um eine Existenz, wie sie mittellos Einwandernden in Amerika bevorstehe, zu einer einigermaßen sorglosen Stellung emporgearbeitet hätte. Er war nun in einem großen Kaufhause beschäftigt, für welche Thätigkeit er sich ohne große Mühe die nötigen Kenntnisse erworben hatte und verdiente so viel, als er brauchte, um zu leben.

Dies war die letzte Nachricht, die wir von Fritz gehört haben.

Der Vater verbot es uns, ihm den Tod der Mutter mitzuteilen; wahrscheinlich um den fernen, mit der Not des Lebens Ringenden den Schmerz zu ersparen.

Nach dem Tod der Mutter war auch des Vaters Kraft gebrochen. Er war ein sehr alter, müder, kranker Mann geworden, ließ sich von seinem Amt emeritieren, und trotz unserer Mühe und Pflege und Liebe freute er sich nicht mehr am Leben.

Nicht viel über ein Jahr nach dem Tode der Mutter starb unser Vater und ließ uns allein und verwaist zurück.

Nun schrieb ich einen langen und ausführlichen Brief an unsern Fritz und sandte ihn an die in seinem Briefe bezeichnete Adresse. Aber nie kam eine Antwort wieder an uns. Wahrscheinlich ist dieser Brief verloren gegangen und nie in seine Hände gelangt, denn sonst hätte er wohl geantwortet.

Dann verließen wir unsere Vaterstadt und lebten eine Zeitlang bei einer entfernt wohnenden Schwester unseres Vaters. Als wir uns nach Jahr und Tag wieder hier niedergelassen hatten, schrieb ich noch einmal an Fritz. Dieser Brief kam nach langer Zeit über und über mit Poststempeln bedeckt und mit den Worten „Unbestellbar, Adressat nicht aufzufinden“ wieder an mich zurück, nachdem er geöffnet und mit einem Postsiegel wieder geschlossen worden war.

Von dieser Zeit an zählten wir Fritz zu unseren Toten.“

Karoline schwieg und blickte wie träumend lächelnd in die Kerzenflamme vor ihr.

Dann nahm sie die alten Briefe, einen nach dem andern, küßte sie und

hielt sie über die Flamme, dann legte sie alle nach und nach auf den Rost des Ofens und sah ruhig zu, wie das Feuer die geliebten Schriftzüge ihrer Verstorbenen zu Asche verzehrte.

Wahrscheinlich dachte sie daran, wie sie so bald vielleicht dort mit ihnen allen vereint sein würde, wo kein Scheiden und kein Trennen mehr ist.

Edith sah sinnend auf die brennenden Blätter, bis sie verkohlt waren und die roten Fünkchen darauf hinramten.

„Aber weißt du denn so gewiß, daß Fritz tot ist?“ fragte sie, plötzlich aufschauend.

„Ja, Kind, er ist tot,“ sagte Karoline, „hätte er denn sonst nicht einmal an uns geschrieben? Nicht einmal in all den langen, langen Jahren?“

„Aber wenn er doch noch lebte!“ rief Edith, noch immer nicht überzeugt.

„Es ist ein schönes Vorrecht der Jugend, daß sie hoffen kann, wo wir Alten längst zu hoffen aufgehört,“ sagte Karoline lächelnd. —

Bald nach dem Lesen dieser letzten Briefe reiste Edith, auf dringendes Mahnen ihrer Eltern, nach Hause zurück.

Sie dachte viel und oft und lange an die Freundin, und die Bilder der Verstorbenen und ihre Erlebnisse, die sie aus den Briefen kannte, dünkten ihr wie ein bunter, seltsamer Traum.

Aber aus diesem Traum heraus schaute sie immer wieder ein Gesicht mit hellen Augen an, sie mußte immer wieder an „unsern Fritz“, den Verschollenen, den Totgeglaubten denken. „Und wenn er doch noch lebte?“ rief es manchmal in ihr.

Aber das Leben in einer großen, belebten Stadt mit seinen vielfach wechselnden Erscheinungen gab ihren Gedanken allmählich andere Richtungen und nur, wenn ein Brief von Karoline kam, so erwachte alles mit der geliebten Freundin zusammen Erlebte und Empfundene wieder mit frischen Farben in Ediths Seele.

So verging wieder eine geraume Zeit, und einen Besuch Ediths bei Karolinen, von beiden lebhaft gewünscht, verschoben von einer Zeit zur andern verschiedenartige Abhaltungen.

Endlich entschloß sich Karoline selbst zu einer Reise nach der Hauptstadt und zu den geliebten ehemaligen Nachbarn. Mit welcher Freude und herzlichem Willkommen wurde sie von den Freunden empfangen!

Karoline war zwar noch immer etwas leidend und bleich, aber sie war

wieder heiterer geworden, nahm mehr Anteil am Leben und das freundliche, alte Lächeln schwebte wieder um ihren Mund.

Edith überließ sich mit der ganzen Hingebung und Innigkeit ihres Herzens der Freude, welche sie in Karolinens Umgang fand; sie verließ sie keinen Augenblick, hatte ihr immer noch etwas Neues zu erzählen, immer noch eins ihrer kleinen, wichtigen Erlebnisse anzuvertrauen und dennoch, so seltsam ist das menschliche Herz, verhehlte sie doch ein Geheimnis, halb aus Schüchternheit, halb auch aus andern Gründen vor der geliebten Freundin wie auch vor ihren Eltern. Trotz ihrer Offenheit trug sie einen Gedanken ganz allein mit sich herum, der sie halb mit Bangen, halb mit heimlicher Freude erfüllte.

Da ereignete sich etwas, was alle anderen, minder bedeutenden Sachen zurückdrängte und in das friedliche, frohe Zusammenleben der Freunde wie ein unerwarteter Blitzschlag herniederfiel.

Karoline und Edith waren eines Tages ausgegangen, um verschiedene Einkäufe zu machen und befanden sich in einem Laden mit der Auswahl von Gegenständen beschäftigt. Zufällig hörte erstere während des Handelns das Gespräch einiger, gleichfalls in dem Laden anwesender Herren; dieses mußte sie in hohem Grade interessiren, denn sie brach plötzlich ihr Gespräch ab, legte die Dinge, welche sie in der Hand hielt, auf den Ladentisch und war totenbleich geworden.

Edith erschrak, ergriff ihre Hand und fragte: „Was fehlt dir, Karoline? du bist unwohl geworden!“ „Ja, liebes Kind,“ sagte Karoline leise, „ich bin plötzlich unwohl geworden, ich werde heute nichts kaufen, komm', laß uns an die frische Luft gehen.“

Zitternd, bleich, auf Ediths Arm gestützt, kam Karoline nach Hause, wo sie sogleich Ediths Vater zu sprechen verlangte und, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt, in seiner Begleitung das Haus verließ.

Edith verstand von dem allen nichts, aber sie verbrachte die Zeit bis zu Karolinens Wiederkehr in banger Unruhe und Angst.

Was konnte Karoline geschehen sein, was bedeutete dies alles?

Endlich kehrten beide wieder; Karoline bleich und verweint und auch der Vater in großer Bewegung.

„Was ist dir Karoline, welches Unglück hat dich betroffen?“ fragte Edith, indem sie gleichfalls in Thränen ausbrach, ohne noch den Grund von Karolinens Schmerz zu kennen.

„Liebe Edith!“ sagte Karoline, „das Unglück, welches mich betroffen hat, wird dir vielleicht geringer erscheinen, denn du bist noch jung und siehst das Leben anders an, als ich, die ich an der Schwelle des Alters stehe. Doch ich werde, wenn dieser erste Anfall von Schreck und Mutlosigkeit überwunden ist, wieder ruhig werden und zu denken mich bemühen, daß es kein Leid giebt, welches nicht ein Glück in seinem Schoße berge und daß auch dies Unglück aus Gottes Hand kommt. Liebes Kind, ich habe mein Vermögen verloren; ich bin seit gestern arm geworden. Das Aktienunternehmen, bei welchem Therese unser Vermögen beteiligt hatte, ist bankrott, und alles darin angelegte Geld ist verloren!“

Edith sah ihre Freundin eine Weile erstaunt an, als müsse sie erst den Sinn des Gehörten in sich aufnehmen.

„Du wunderst dich, daß ich über den Verlust von Geld so betrübt sein kann,“ fuhr Karoline fort, „nachdem ich schon so viel Teures im Leben verloren habe; aber es ist nicht leicht in alten Tagen, wenn man kraftlos und kränklich ist, noch den Kampf mit den Nöten des Lebens zu beginnen!“

„O, warum hat Therese das gethan!“ rief Edith, plötzlich in helle Thränen ausbrechend.

„Still, Kind!“ sagte Karoline fast unwillig, „still! sage nichts gegen Therese; sie hat es gut zu machen gedacht, und ich danke und preise Gottes Güte, daß er ihr das Unglück, welches mich nun allein trifft, erspart hat.“

Mit einem Male versiegten Ediths schnellbereite und schnellgetrocknete Thränen: „Liebste Karoline,“ rief sie fröhlich, „wie thöricht, daß ich nicht sogleich daran dachte; Sorge dich nicht um deine Zukunft; du bleibst bei uns, ganz und immer bei uns, bei mir! Ich will dich pflegen und lieben, wenn du kraftlos und kränklich wirst! Papa und Mama haben dich auch so lieb und werden gewiß wollen, daß du immer bei uns bleibst!“

Karoline küßte das gute, liebevolle Kind, welches bei dem Unglück der Freundin so schnelle Hilfe bei der Hand hatte.

„Ich weiß, wie gut ihr alle seid,“ sagte sie, „auch dein Vater hat mir schon sogleich eine vorläufige Unterkunft in seinem Hause angeboten, für welchen Freundschaftsbeweis ich ihm vom Herzen dankbar bin, welche ich aber nicht annehmen kann. Ich bin noch nicht alt genug, um thatlos einem solchen Unglück gegenüber zu stehen, sondern hoffe gewiß, daß der Herr mir die Kraft verleihen wird, mir künftighin meinen Unterhalt selbst zu ver-

dienen. Auf welche Weise ich das thun kann, werden wir uns zusammen überlegen; nachdem die erste Betäubung des Schlags vorüber sein wird.“

Karoline wurde auch bald ruhiger und gefaßt, nachdem sie sich vollständig von der Unveränderlichkeit des Geschehenen überzeugt hatte, und sie begann mit den Freunden Pläne für ihre Zukunft zu entwerfen. Allerdings stand sie dem praktischen Ernst des Lebens, der ums tägliche Brot mit selbsteigner Kraft ringen muß, wie ein Kind gegenüber, denn sie hatte ihn nie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt.

Nach vielfachem Überlegen fand es sich leider auch, daß es sehr schwer hielt, einen Erwerbszweig für Karoline zu erdenken.

Um feine weibliche Arbeiten für Geld zu machen, wie sie deren früher anderen und sich zur Freude gefertigt hatte, oder auch um Unterricht darin zu erteilen, waren ihre Augen nicht mehr kräftig genug, die in den letzten Jahren sehr gelitten hatten. Auch in anderen Gegenständen Unterricht zu erteilen, vermochte sie nicht. Sie hatte eben bisher wie ein Vöglein harmlos und mühelos ein schönes, stilles Leben geführt, und der liebe Gott hatte sie auch wie ein Vöglein genährt und gekleidet. Nun kam aber ein plötzlicher, eifriger Winter, und das arme Vöglein sollte fortan seine Nahrung sich selbst mühsam suchen und an fremden Fenstern picken.

Da kam endlich Edith auf einen guten Gedanken für ihre Freundin, und das war folgender: Da Karoline sich so viele Jahre mit feinen Stickereien und ähnlichen Dingen beschäftigt hatte, so verstand sie sich sehr gut und genau auf alle Materialien, die man zu solchen Arbeiten braucht, und da in der kleinen Stadt, in welcher sie lebte, keine derartigen Sachen zu haben waren, wohl aber viel gebraucht wurden und erst aus der nächsten größeren Stadt geholt werden mußten, so konnte Karoline einen Handel mit Wolle, Seide, Perlen und ähnlichen Dingen führen und dabei gut ihren Lebensunterhalt verdienen.

Nach manchen Hin- und Herreden und vielen Bedenken wurde endlich diesem Vorschlag vor allen andern der Vorzug erteilt und alle näheren Einzelheiten genauer besprochen und erwogen.

Karoline besaß eine kleine Summe Geldes, welche sie und auch noch Therese von der Mehreinnahme der Zinsen in den letzten Jahren zurückgelegt hatten, und mit diesem kleinen Notpfennig, dem einzigen, der ihr geblieben, konnte sie sich zum Beginn die nötigen Sachen einkaufen, um damit ihr Geschäft zu begründen.

Edith war sehr glücklich, daß gerade sie den Einfall gehabt hatte, den man endlich für den besten hielt. Mit der harmlosen Heiterkeit der Jugend, die unter allen Dornen Blumen erblickt, freute sie sich auf die Ausführung ihres guten Gedankens und versprach Karoline, viel, recht viel und oft bei ihr zu sein und ihr zu helfen, so viel nur in ihren Kräften stände.

So wurde endlich alles geordnet und bestimmt, Karoline machte sich mit dem Gedanken, eine so veränderte Stellung in ihrer kleinen Vaterstadt einzunehmen, vertraut, und nur noch zuweilen sank ihr Mut wieder, und Ängstlichkeit, Schüchternheit und Zagen vor der Zukunft bemächtigten sich ihrer Seele.

Doch das Vertrauen auf Gottes Hilfe, die in dem Schwachen mächtig ist, das Bewußtsein ihrer gänzlichen Schuldlosigkeit an dem Unglück, welches sie betroffen und der tröstende Zuspruch ihrer Freunde richteten sie immer wieder von neuem auf und ließen sie dem Unvermeidlichen getrost entgegengehen.

Nachdem alles wohl erwogen, bedacht und besprochen worden, machte Karoline die nötigen Bestellungen an Waren und bestimmte die Zeit, wenn man ihr die aufgegebenen Gegenstände zusenden solle.

Dann packte sie ihre Koffer und machte sich mit schwerem Herzen auf den Heimweg der Reise, die sie ahnungslos dessen, was ihr bevorstand, begonnen hatte.

Edith bat ihre Eltern dringend darum, ihre liebe Freundin nach ihrer Heimat begleiten zu dürfen, allein ihre Mutter sagte ihr: „Nein, diesmal begleite ich Karoline selbst und helfe ihr die nun durch die Verhältnisse nötig gewordenen Veränderungen und Anordnungen zu machen, die wir alle schon bedacht und besprochen haben. Ist später erst alles in Ordnung und fertig, dann sollst du deine Freundin besuchen und ihr brav helfen.“

Dann trennte man sich unter vielen Thränen, Küssen und Segenswünschen, und die beiden Reisenden kamen glücklich am Ziel ihrer Reise an.

Hier, zurückgekehrt in die alten, lieben, trauten Räume, wo alles in seiner gewohnten Anordnung von fernem, friedlich verlebten Zeiten sprach, wo jedes Eckchen seine Erinnerung in sich barg, jedes Gerät, jeder Gegenstand, der das Auge traf, lag und stand und hing, wie er's seit Jahren gethan, wie ihn der seligen Schwester sorgende, treue Hand an seinen Platz gewiesen hatte, hier mußte nun alles verstört, verändert, aus der alten, guten, gemächlichen Ruhe aufgeschreckt und eine neue Ordnung der Dinge

vorgenommen werden. Die zwei alten, treuen Dienstboten, die jahrelang unter Schwester Theresens straffem Zügel und dann unter Karolinens sanftem Joch gedient, mußten verabschiedet werden, und hier flossen zahllose Thränen, denn der alte Knecht, der Garten und Haus blank und sauber gehalten, konnte nicht begreifen, was ohne ihn nicht nur aus Fräulein Karolinens Blumen, sondern aus Fräulein Karoline selbst werden sollte. Und die alte Köchin weinte und bat und wollte ihr Fräulein, auch wenn es ganz arm geworden sei, um keinen Preis verlassen und ihr gern ohne Lohn dienen, so daß sich Karoline endlich entschließen mußte, die treue Seele vorläufig noch zu behalten, bis erst alles in der rechten Ordnung und sie mehr an das neue Leben gewöhnt sei.

Das kleine Haus, welches außer der Summe, die zum Anfang des Geschäftes benutzt werden mußte, Karolinens einziger Besitz war, wollte diese zwar um keinen Preis verkaufen, aber um es allein ferner bewohnen zu können, war sie nun zu arm geworden. Sie mußte sich mit einigen zu ebener Erde gelegenen Stuben von nun an begnügen, von denen eine als Laden eingerichtet werden sollte, und die übrigen Räume des Hauses samt dem Garten sollten vermietet werden.

Dazu gehörte, daß die ganze Hauseinrichtung verändert, ein großer Teil der vorhandenen Hausgeräthschaften verkauft und viel schweres Herzeleid ertragen werden mußte.

Schon vor Karolinens Rückkehr war das Unglück, welches sie durch Theresens Schuld betroffen hatte, in der kleinen Stadt bekannt geworden, und sie sah sich daher, da sie überall Liebe genoß, nicht nur von allen Seiten mit liebevoller Theilnahme, sondern auch mit zahlreichen Hilfeanerbietungen begrüßt.

Sie war dankbar und gerührt bei allen Liebesbeweisen, die ihr im Unglück zu teil wurden, aber sie lehnte jede materielle Hilfe ab, wie sie auch schon jede derartige Anerbietung von Ediths Eltern abgelehnt hatte.

Sie kämpfte ihren schweren Kampf ganz und treu zu Ende, sah manches, was ihr teuer war und Teuren gehört hatte, von ihr genommen werden und sah es lächelnd und gefaßt, wie sie einst die Briefe ihrer Verstorbenen hatte lächelnd zu Asche zerfallen sehen.

Ihre Augen lernten ja längst schon über all dies irdische, wenn auch noch so liebe Trümmerviel in ein schönes Morgenrot hinüberblicken.

Sie richtete sich dann in ihren engen Räumen mit einigen teuersten

und einigen unentbehrlichsten Gerätschaften ein, Zimmermann, Maurer, Tischler und Schlosser waren thätig, den kleinen Laden herzustellen. Eine Öffnung, die nach der Straße ging, auf welcher einst die spielenden Kinder den Reisewagen des neuen Amtmanns hatten abladen sehen, war durch eine Wand der kleinen Stube gebrochen worden, in welche man eine Thür mit Glasscheiben einsetzte, und da standen wieder staunende, zuschauende Kinder dabei, aber andere als damals, da der Amtmann einzog, denn diese waren nun groß geworden und spielten nicht mehr auf den Gassen.

Dann wurden hübsche Regale rings an den Wänden aufgestellt mit Fächern und Kästen, eine kleine Ladentafel, auf welcher eine blaue Wage mit allerlei blanken Gewichten an einem hölzernen Gestelle hing, nahm die Mitte des Raumes ein, alles war sauber angestrichen und neu und nett.

Endlich war das ganze Werk vollendet, bei welchem Ediths Mutter mit treuer, helfender Hand und praktischem Rat ihr Bestes dazu gethan hatte. Es fand sich auch in einem wohlhabenden Gärtner ein Mieter der übrigen Räume des Hauses und des großen Gartens, für welchen die arme Karoline nun keine Zeit mehr übrig haben konnte.

Zuletzt kamen auch die bestellten Waren, welche in die vielen Fächer und Kästen und Schubläden eingeräumt wurden, so daß es voll und bunt und freundlich in dem kleinen, neuen, blanken Laden aussah, und als nun alles fertig war und die vielen bunten Dinge bereit waren, die in großen Packen in die Kästen hineingegangen waren, in kleinen Päckchen wieder einzeln heraus zu kommen und auf die kleine blaue Wage gelegt zu werden und dann in die Welt zu wandern, da machte Karoline ihren Laden für die Käufer auf, und sie stand hinter ihrem Ladentisch, freundlich lächelnd und bleich und still in ihr Schicksal ergeben.

Der Laden war kaum geöffniet worden, so kamen auch schon Leute, die irgend etwas aus den vielen Kästen kaufen wollten; Karoline hatte für alle freundliche Worte und wog bunte Seide und Garn und Perlen auf ihrer Wage, und Ediths Mutter half ihr dabei, denn die Arbeit war ihr noch neu und ungewohnt.

Allmählich fand sich Karoline aber immer besser in ihr Geschäft, so daß die treue Gehilfin endlich wieder an die Abreise denken mußte, nachdem sie abermals ihrer lieben, ehemaligen Nachbarin bei dem ersten harten, schweren Schritt in eine neue Lebensweise mit treuer Freundeshand geholfen hatte.

So kam wieder eine Trennung mit vielen Thränen und Dankesworten und Segenswünschen.

Und die Zeit eilte über alles dies und noch viel anderes, was rings in der Welt geschah, weiter, weiter.

Auch Edith kam endlich, wie es ihr die Mutter versprochen hatte, um Karoline zu besuchen und ihr zu helfen. Das junge, frohe, blühende Mädchen stand neben Karoline, die bleicher, älter und — Edith dachte in ihrem Herzen, wenn sie das liebe, sanfte Gesicht ansah — himmlischer geworden war, seit sich beide nicht gesehen, sie stand neben Karoline und lachte und nickte den alten, ehemaligen Bekannten lustig zu und fand nichts hübscher, als in dem kleinen Laden Wolle und Seide zu verkaufen.

Aber Karoline ward müde; es war eine Stimme in ihr, die sehnsüchtig nach Ruhe verlangte. Trotz allen Lächelns, aller Ergebenheit in ihr Schicksal, all der freundlichen Worte, die sie sprach, und obgleich nie eine Klage über ihre Lippen kam, so fühlte Edith doch, daß Karoline litt und sich sehr unglücklich fühlte.

Wo waren die schönen, stillen, glücklichen Stunden, als sie beide noch in dem kleinen Schlafstübchen mit dem rebenumrankten Fenster saßen und plauderten und lasen und nähten, so viel sie eben mochten und friedlich und sorglos lebten, wie die Vöglein auf dem Zweig? Als sie über den blumengefüllten, duftenden Garten schauten, der nun in fremden Händen war und statt der Blumenpracht lange, steife Gemüsebeete trug, welche der Gärtner bebaut und den Ertrag dann verkaufte, um davon zu leben, wie Karoline von dem Ertrag ihrer kleinen Kästen und Fächer leben mußte.

Welch Glück war es, daß Karoline über ihren armen, kleinen Laden, der sie ernähren mußte, und über den armen, lieben, in ein Gemüsegeld verwandelten Blumengarten hinweg, über all das Trübe und Schwere hinweg in ein schönes, fernes Morgenrot schauen und lächelnd der Zeit gedenken konnte, wo auch sie sich dorthin schwingen durfte! — Welch Glück ist es, daß wir alle, alle über unsere Leiden und Lasten hinweg lächelnd in dies schöne Morgenrot schauen und hoffen dürfen!

Oft schon hatte der erste Vorrat in den Kästen und Fächern müssen erneuert werden, war einzeln in die Welt hinausgewandert und zu dem und jenem gestaltet worden, um neuen Vorräten Platz zu machen. Karoline litt keine Not, sie verdiente so viel sie zu ihrem einfachen Leben brauchte. Es war wohl niemand in dem Städtchen, der nicht wenigstens einmal in

Karolinens Laden gewesen wäre; alle kamen, alt und jung, um ihr irgend etwas abzukaufen, selbst die kleinen Kinder brachten ihren ersparten Dreier, um sich dafür bunte Wollfäden und blankte Perlen zum Spielen zu holen.

Für alle, die zu ihr kamen, hatte die blasse Verkäuferin ein freundliches Lächeln, ein herziges Wort bereit, jeder ging mit heiterem Gesicht aus dem Laden hinaus. Aber wenn der Abend kam, wenn sie ihr Tagewerk vollendet hatte, dann verschwand allmählich das Lächeln von ihren Lippen, wenn sie zu ihrer Erholung in den schmalen Gängen des Gartens auf- und niederging, der so kalt und eintönig aussah mit seinen langen Salat- und Kohlkreihen, dann lag ein Ausdruck von Ermüdung und Sehnsucht in ihrem Gesicht, der jedem ins Herz schnitt, der ihn sah.

Sie hatte ihre alte Magd noch, die sie pflegte und die wenige Arbeit verrichtete, die sie zu thun hatte, die alte, treue Seele hatte sich nicht fort-schicken lassen, wie ein alter, guter Hund, der zehnmal fortgejagt, doch immer wieder zu seinem früheren Herrn zurückkehrt; und so blieb sie und nahm mit dem geringen Lohn vorlieb, den ihr das Fräulein geben konnte.

Auch Edith war öfters schon bei ihrer lieben Freundin auf längere Zeit zum Besuch gewesen. Sie stand dann den ganzen Tag unermüdetlich auf Karolinens Platz hinter dem Ladentisch und wog auf der blanken Wage die Gegenstände, die von den Käufern verlangt wurden, plauderte und lachte mit jedem und wußte nun schon längst genau Bescheid, wo alle die verschiedenen Dinge ihren Platz hatten. Sie war nun schon ein gefestigtes, ernsteres Mädchen geworden, doch immer noch so herzensinnig, so rosig, so glücklich, so schnell bereit zum Freuen und zum Weinen wie sonst.

Karoline mußte dann still in ihrem alten Lehnstuhl sitzen und ausruhen, sie mußte dann eins ihrer alten Lieblingsbücher, die sie selten mehr vom Bücherbrett herunternahm und zu denen sich schon lange kein neues mehr gesellt hatte, holen, und sie blätterte darin und träumte sich in alte, liebe Zeiten zurück, während ihre junge Freundin für sie die Arbeit that.

Das Ausruhen that ihr so wohl, sie nahm so dankbar froh Ediths liebe, gernegegebene Hilfe an. Ach, sie war so müde!

Einft war Edith wieder bei Karoline zum Besuch; es war schon Jahr und Tag vergangen, seit der kleine Laden zum erstenmal geöffnet worden war. Karoline saß in ihrem Lehnstuhl am Fenster, und Edith verkaufte, wenn eben jemand kam, der etwas verlangte.

Das junge Mädchen ließ ihren Blick auf dem stillen, blassen Gesicht

Karolinens ruhen, welches sich über ein Buch geneigt hatte, in welchem sie las. Wie verändert war dieses Gesicht, wie mager und blaß! Die ganze Gestalt verfallen und gebeugt!

„Liebe Karoline!“ rief Edith plötzlich, „könnte ich doch wenigstens immer bei dir sein und dir helfen! Du darfst nicht mehr arbeiten, das Stehen erschöpft deine Kräfte, du bist so müde und schwach geworden, seit ich nicht bei dir war. Ach liebe, liebe Karoline, du glaubst nicht, wie weh mir das thut!“

Die Angeredete erhob ihre schweren, müden Lider und sah mit den noch immer schönen, traurigen Augen zu dem jungen Mädchen auf.

„Liebes, gutes Kind!“ sagte sie lächelnd, „wie dankbar bin ich dir und deinen lieben Eltern, daß du von Zeit zu Zeit zu mir kommen darfst! Du weißt ja, wie lieb mir nicht nur deine fleißige Hilfe, sondern wie lieb und namenlos teuer deine Gegenwart meinem Herzen ist. Wie könntest du immer bei mir sein wollen und deine Eltern verlassen? So freue ich mich von einem Mal zum andern auf dein Kommen, wie sich die Erde im Winter auf den Frühling freut; und auch das ist schön und macht mich glücklich.“

„Aber Karoline!“ rief Edith mit liebendem Ungestüm, indem ihre Augen schon wieder von aufsteigenden Thränen glänzten, „du mußt dich schonen und pflegen und ausruhen, sonst wirst du krank und stirbst vielleicht, und ich muß dich verlieren!“

Karoline lächelte eigentümlich. Das Sterben war für sie, die allein Zurückgebliebene, ja nur eine liebe, ersehnte Heimkehr. Aber sie sagte das dem geliebten Kinde nicht, um ihm nicht weh zu thun. Sie küßte bloß das frische Gesicht, das sich so mitleidvoll zu ihr niederbog und drückte die Hände des jungen Mädchens, des einzigen Wesens, welches sie mit der ganzen, reichen Liebe ihres Herzens umfing, auf welches sie alle Liebe für die, welche sie auf Erden verloren hatte, übertrug.

Dann kamen Leute, die kauften; Edith trocknete schnell ihre Thränen und holte, was man verlangte.

Es war schon spät am Nachmittag, die Schatten lagen breit über die stille Straße hinweg, auf welcher ein alter Mann entlang kam und auf das Haus mit dem Laden zuschritt. Einen Augenblick blieb er stehen, warf einen Blick auf das kleine Schild über der Thür, auf welchem Karolinens Namen stand, dann trat er ein.

Ein Mann war ein seltener Besuch für den kleinen Laden, deshalb

sah Edith den Angekommenen, der ein Fremder zu sein schien, erstaunt an. Er war groß, stark, grauhaarig und sehr von der Sonne gebräunt. Eine Weile richtete er seine Blicke auf das Gesicht des jungen Mädchens, welches verlegen und errötend zu ihm auf sah. Dann blickte er über die gefüllten Fächer hin und verlangte mit fremder, etwas unsicher klingenden Sprache irgend einen Gegenstand.

Während Edith sich umwandte, um das Verlangte herabzuholen, war Karoline aufgestanden und langsam ein paar Schritte näher gekommen, der Fremde wandte sich nach ihr um, ihre Blicke ruhten ein paar Sekunden aufeinander, plötzlich gellte ein Schrei von Karolinen's Lippen, sie wankte und war totenblaß geworden, doch in demselben Augenblicke hielt sie der alte Mann fest umschlungen, und sie schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Fritz, Fritz!“ rief sie endlich; „o, Fritz, du lebst, und ich habe dich so lange für tot beweint! Sie sind alle tot, alle, außer mir!“

Edith war glühend rot, eine Seligkeit leuchtete aus ihren Augen, sie hatte das Bäckchen aus ihrer Hand fallen lassen und hielt sich mit beiden Händen an der Tafel an, denn ihre Kniee wankten.

„Und du kanntest mich, Karoline, du hast mich wirklich erkannt?“ fragte der alte Mann.

„Ich erkannte deine Augen, deinen Blick!“ Dann hörte man nichts mehr, als lautes Weinen und Küssen, denn auch der alte, starke, wetterbraune Mann weinte wie ein Kind, als er die wiedergefundene Schwester im Arme hielt.

„Und Sie sind Edith?“ fragte er plötzlich, indem er das junge Mädchen ansah.

Karoline horchte auf. Wie konnte er Edith kennen?

Nachdem der erste Rausch der Freude sich ein wenig besänftigt hatte, führte Karoline ihren Bruder in die kleine Stube, welche an den Laden stieß, in die trauliche, ärmliche Stube, welche ihre Wohnung war und jene stillwehmütige Heimlichkeit in sich barg, wie sie einsame Frauenherzen, die mit den Hoffnungen dieser Welt abgeschlossen haben, um sich zu verbreiten pflegen, wo alle die lieben, alten Erinnerungen in abgenutzten Hausgeräthschaften und veralteten Möbeln aufgespeichert lagen, an denen Karoline zehrte. Hier saßen nun, wo so viel Thränen geflossen, drei glückliche Menschen beisammen.

Die Geschwister, welche sich zur Zeit der ersten Morgenröthe des Lebens verloren und sich im späten Abendrot wiedergefunden hatten, um sich fortan

nie mehr zu trennen, hielten ihre Hände ineinander geschlungen und sahen sich tief in die Augen, als fürchteten sie, die Seligkeit des Wiederfindens könnte wie ein schöner Traum ihnen zerrinnen. Das war wohl jener wilde Fritz nicht mehr, der dereinst im übermäßigen Jugendstolz vor der Züchtigung des gekränkten Vaters in die weite, fremde Welt geflohen war, der Fritz mit den fliegenden, braunen Locken, den roten Wangen und den glänzenden Augen, sondern ein alter, vom Wind und Sonnenbrand des Lebens verwitterter Mann, und das war auch jene Karoline nicht mehr, die junge, zarte Mädchenknospe, die sich, als er sie zuletzt sah, schüchtern und erschrocken an die weinende Mutter anschmiegte, aber doch waren sie's ja eigentlich alle beide noch und trugen auch noch die alte, treue Liebe für einander im Herzen.

Sie erzählten einander von dem, was zwischen dem Heut' und damals sich begeben, Fritz sprach von den Stürmen, die ihn auf fremden Meeren, unter fremden Himmelsstrichen und unter fremden Menschen umhergeschüttelt, und Karoline sprach von den kleinen und großen Alltagsleiden und Schmerzen, die ihr stilles Mädchenleben in dem enggezogenen Kreis ihrer Häuslichkeit aufgeführt.

Ihnen gegenüber saß Edith und weidete sich an Karolinens Glück. Das Gesicht des jungen Mädchens trug jenen seligkeitleuchtenden Ausdruck, der wie vom Himmel auf die Erde verirrt zu sein scheint und wie ihn nur das Bewußtsein, andern Glück bereitet zu haben, über ein Menschenantlitz ausgießt.

Denn Edith war die Schöpferin dieses schönen Wiedersehens.

Sie hatte vor Jahren schon, frisch unter dem Eindruck, welchen das Lesen der alten Briefe auf ihr leichterregbares Gemüt hervorgebracht hatte und in der holden Überzeugung und Gläubigkeit der Jugend, die noch kein „Unmöglich“ kennt, an „unsern Fritz“ nach Amerika geschrieben. Sie hatte ihm alles erzählt und Karolinens Einsamkeit geschildert und ihre Trauer über seinen vermeintlichen Tod, und unter diesen schönen, treuherzigen Mädchenbrief hatte sie „Edith“ geschrieben und oben darauf die alte Adresse, die sie aus Karolinens Erzählung kannte, der Vollständigkeit halber aber auch den Namen seines verstorbenen Vaters und seines Geburtsortes und das Jahr seiner Auswanderung nach Amerika hinzugefügt.

Dann hatte sie ihren Brief auf die Post gegeben und auf ein Wunder vom lieben Gott gehofft, der ihre Liebesbotschaft sicher in die Hände des fernen Verschollenen, Totgeglaubten bringen sollte.

Fritz seinerseits hatte nie einen Brief aus der Heimat erhalten, der erstere von Karoline, nach dem Tode der Eltern geschrieben, war nicht in seine Hände gelangt, da er damals schon dem Kaufmannsstande entsagt hatte, nach dem fernen westlichen Amerika sich gewendet und Farmer geworden war und in seinem früheren Aufenthaltsorte niemand seine Adresse kannte. Dieser Brief war irgendwo vielleicht liegen geblieben, verloren worden. Ein späterer Brief Karolinen's an ihren Bruder war wieder an sie zurückgegangen und gleichfalls nicht bis zu dem Weitentfernten gelangt. Ebenso war ein Brief von Fritz an die Eltern, welcher damals in seine Vaterstadt gelangte, als diese schon beide tot und die Schwestern in einer entfernten Stadt bei ihrer Tante lebten, mit der Bemerkung „Tot“ an den Absender zurückgekommen.

Fritz war nun Ansiedler geworden, hatte seinen neuen, Kraft und Mut und angestrengte Thätigkeit erfordernden Lebensberuf lieb gewonnen und mit der Zeit sich zu einem reichen Grundbesitzer emporgearbeitet. Der Gedanke an die alte Heimat und an die, welche er dort gelassen und von denen vielleicht noch eins oder das andere leben könnte, war wohl manchmal in ihm aufgestiegen, aber unter seiner vielfachen Thätigkeit, unter neuen, näherliegenden Interessen und Anforderungen des Lebens an seine körperlichen und geistigen Kräfte immer wieder zurückgedrängt worden, so daß seine frühen Jugenderinnerungen endlich wie ein halbvergessener, in Nebel gehüllter Traum weit, weit hinter ihm liegen geblieben waren.

Gewiß wäre der Gedanke, heimzukehren, nie in seiner Seele aufgestiegen ohne einen sonderbaren Zufall oder ohne jenes „Wunder vom lieben Gott“, um welches die kleine, fromme Edith bei Absendung ihres Briefes so gläubig gebetet hatte.

Fritz, der alte Farmer, war nämlich einst in Geschäften auf einer Reise begriffen in einem Gasthof eingekehrt, wo er eine alte Zeitung zu Gesicht bekam, in welcher er, von dem Postamt der Stadt aus, nach welcher Edith's Brief adressiert gewesen, eine Reihe Briefe als „Unbestellbar“ angeführt und ausgebaut fand und zu seinem großen Erstaunen auch einen Brief an sich selbst mit aller möglichen Ausführlichkeit der Adresse, mit unter diesen „Unbestellbaren“ verzeichnet fand. Dies war Edith's Brief.

Das Wunder bestand darin, daß sich ein altes Zeitungsblatt aus einer großen Stadt im nördlichen Amerika bis in den Gasthof einer kleinen Stadt im Westen verirrt hatte, um dem Gesuchten Edith's Liebesruf zuzutragen.

Fritz reklamierte seinen Brief und erhielt und las ihn.

Und die warmen, herzigen, kindlichen Worte drangen, wie Mairegen in hartes, dürrgewordenes Erdreich dringt, daß alle schlafenden, scheinbaren Keime und Wurzeln sich regen und dehnen und zum Leben erwachen, in das Gemüt des Lesenden ein. Es wogte und drängte und stürmte in dem Herzen des alten Mannes und rief laut und mächtig und sehnsüchtig: „Heimat!“

Die alte, liebe, langvermißte Heimat, die kleinen, trauten Häuser, die deutschen Laute, die Orte, an denen seine Knabenjahre verflossen waren, die Bilder der toten, bittergekränkten Eltern und das liebe Gesicht der kleinen, einst so inniggeliebten Lieblingschwester, alles erstand plötzlich wie aus langem, tiefem Schlafe vor seinen Augen. Es zog und lockte ihn und winkte hinüber.

Es waren zwar mancherlei Bande, die ihn auch an die neue, vertrautgewordene Heimat fesselten, aber alle konnten nach und nach mit etwas Mühe und Zeit gelöst werden, denn es waren keine Bande des Herzens, er war nie verheiratet gewesen und doch eigentlich immer bei all seinem Glück und erworbenen Reichtum ein Fremder unter Fremden mit einem liebeleeren Herzen geblieben.

Von dem Tag an, an welchem ihn Ediths Brief erreicht hatte, entstand der Plan in ihm, in seine Heimat zurückzukehren und dort den Rest seines Lebens zu verbringen. Allein dieser Plan war nicht schnell ausgeführt, sondern ließ sich nur allmählich und mit Umsicht und Überlegung ins Werk setzen. Jahr und Tag vergingen, ehe Fritz seinen weitläufigen Grundbesitz und Viehstand und all sein liegendes und stehendes Eigentum allmählich in Geld verwandelt hatte, welches er dann in der alten Heimat, ruhig und behaglich von seinem heißen Tagewerke ausruhend, zu verzehren gedachte.

Indessen sich dies jenseits des Oceans begab, hatte Edith ihr Geheimnis, schüchtern und ängstlich vor allen, auch vor ihren Eltern, in ihrem eignen Herzen verborgen gehalten. Oft stand das Geständnis auf ihren Lippen, doch dann drängte Schüchternheit und Berzagtheit über das, was sie in schöner, rascher Gefühlserregung gethan, immer wieder in ihr Inneres zurück. Und als die Zeit verann und keine Nachricht auf ihren Brief kam, so begann sie auch daran zu glauben, daß Fritz tot sei. Endlich hatte sie unter vielen anderen Gedanken, die sie beschäftigten, ihren Brief

nach Amerika fast vergessen und fast aufgehört, an das einst vom lieben Gott erflachte Wunder zu glauben.

Das alles erzählten nun Fritz und Edith abwechselnd der staunenden Karoline, die gern und freudig die seltsame Verkettung von Umständen in ihrem kindlich frommen Herzen als ein Wunder vom lieben Gott gläubig dankbar hinnahm.

Fritz hatte noch nichts von der plötzlichen Verarmung seiner Schwester gewußt, sondern nur geglaubt, die einsam Zurückgebliebene durch seine Zurückkunft zu erfreuen und zu trösten. Nun kam er aber auch noch, um ihren Lebensabend vor Mangel und Not zu schützen und das Joch der Arbeit und Mühe von ihren schwachen Schultern zu nehmen.

Und dies alles hatte Edith, die glückliche Edith, für ihre liebe Karoline gethan! —

Und einst hatten die Kinder auf der stillen Straße im Sonnenschein wieder ein neues Ereignis anzustauen, denn die Glashüre, welche in den kleinen Laden führte, wurde wieder in ein Fenster umgewandelt, wie sie früher gewesen. Die Maurer erschienen mit Kalksaß und Kelle, Ziegelsteine wurden herbeigeschafft, und bald hatte sich die untere Öffnung der Ladenthüre durch eine Mauer geschlossen. Das kleine Schild über derselben ward entfernt, am Ladenfenster waren die daselbst ausgelegten bunten Gegenstände verschwunden.

Die kleinen Mädchen des Städtchens kamen, von Karoline herbeigerufen, in ihr Stübchen, und jedes erhielt ein hübsches Geschenk aus den Warenvorräten, die sie jetzt nicht mehr zu verkaufen nötig hatte und die sie nun anwandte, um die Kinderherzen zu erfreuen.

„Unser Fritz,“ der nach der praktischen Seite hin ganz Amerikaner geworden war, ohne dadurch sein deutsches, warmes Gemüt zu verlieren, ging mit der Umgestaltung der Verhältnisse in seinem Heimathause rasch zu Werke. —

Sagte ihm vielleicht eine Ahnung, daß er eilen müsse, wenn er seiner Schwester nach all denn trüben Tagen noch einen freundlichen, sonnigen Abend bereiten wollte?

Alles mußte wieder werden, wie es früher, wie es so lange, lange Jahre gewesen war, wie es der alte Mann in seiner glücklichen Knabenzeit gekannt hatte.

Ach, warum war er nicht früher gekommen, warum hatte ihn nicht sein

Herz schon längst wieder nach der alten Heimat getrieben, ehe diese Veränderungen nötig geworden waren und Entbehrungen und Mühsale in das liebe Vaterhaus einzogen?

Was treue Liebe und Sorgfalt ersinnen konnten, um ein Menschenleben zu verschönern, umgab jetzt Karoline. Dankbar, voll stiller Glückseligkeit nahm sie diese unverhoffte Gnade des Himmels hin, stützte ihre wankende Kraft freudig auf den starken Arm des langverlorenen, wiedergefundenen Bruders.

Lächelnd ließ sie ihn gewähren, schalten und walten in dem alten, lieben Hause, alles neu, frisch, lustig malen, schmücken, einrichten.

Sie saß in ihrem trauten Stübchen, zwischen ihren Blumen und Vögeln und Lieblingsbüchern, den Blick hinunter in den Garten gerichtet, wo unter den Händen eines geschickten Gärtners die Gemüsebeete allmählich verschwanden und einer neuen Blumenherrlichkeit Platz machten.

Ediths Mutter war auf die Freudenbotschaft herbeigeeilt, um den Wiedergekehrten zu begrüßen und Karoline ihre frohe Teilnahme an ihrem Glück auszusprechen.

„Verzeihe, Mütterchen!“ rief Edith, der Mutter um den Hals fallend; „verzeihe mir, daß ich dies Geheimnis so lange Zeit vor dir verbarg! Ich wagte nicht davon zu reden, ich wollte euch alle überraschen, und dann später, nachdem ich so lange vergeblich gehofft hatte, da schämte ich mich meines kindischen Briefes, und endlich vergaß ich ihn fast.“

„Böses Kind du!“ scherzte die Mutter, aber sie küßte ihr glückliches Kind dabei; wie hätte sie der Schöpferin solchen Glückes zürnen können?

So saß der kleine Kreis froher Menschen beisammen. Wie viel hatte man sich da zu erzählen aus der alten und der neuen Welt? Was hatte unser Fritz nicht alles erlebt in den langen, langen Jahren seiner selbstgewählten Verbannung jenseits des Oceans!

Manche Thräne wehmütiger Erinnerung floß auch aus den Augen der Geschwister, wenn sie von den Jahren der Trennung und von den alten Zeiten sprachen.

Karoline führte ihren Bruder zu den teuren, schöngepflegten Gräbern, wo ihre Lieben schliefen.

„Ach, Fritz, wenn sie dich noch einmal im Leben hätten sehen können! Wie liebte sie dich!“ flüsterte sie über dem Grabe ihrer Mutter.

„Wie gut, daß ich dich noch habe,“ meine liebe Schwester,“ sagte der

alte Mann mit feuchten Blicken, die Hand Karolinens drückend, um noch ein wenig zu sühnen, was ich verschuldet! Könnte ich dich doch recht, recht glücklich machen!" — —

Und endlich war das alte Haus fertig innen und außen, das Geräusch der arbeitenden Handwerker verstummt, und die wiedergekehrte Ruhe und Ordnung that Karoline wohl.

Jetzt erst fühlte sie sich wieder ganz heimisch und behaglich und gab sich ganz dem friedevollen Gefühl der schönen Gegenwart hin.

Der treuen Freundin hatte sie es gestanden, wie schwer, wie so namenlos schwer ihr die Zeiten der Prüfung geworden, wie sie ohne Ediths sonnige Nähe kaum ihrem selbst erwählten Beruf vorzustehen vermocht, wenn sie sich auch still und klagelos in das Unvermeidliche gefügt und sich oft ihrer eigenen Schwachheit und Kleinmütigkeit geschämt hätte.

Alles das war nun vorüber, und sie blickte, wie der Wanderer vom sonnigen Berggipfel auf die Gefahren und Mühsale des Weges, auf die überstandenen Leiden, Gott preisend und dankend, der sie so wunderbar aus Schatten und Dunkel zum Lichte geführt.

So scheiden wir nun von dem kleinen Kreise glücklicher Menschen.

Wie eine zarte, vom Frost getroffene Blume erholte sich Karoline wohl nicht ganz wieder zu früherer Kraft und Frische; aber das Glück und die Freude übten doch auch eine verjüngende Macht auf sie aus und, gehütet und geschützt vor jedem rauhen Lusthauch, erfreute sie sich noch manches Jahr der neuen Verhältnisse, an welchen die ganze Stadt den herzlichsten, wärmsten Anteil nahm.

Unser Fritz war der Held des Tages geworden, man hatte ihn mit allgemeiner Freude willkommen geheißen, alle Thüren und Herzen hatten sich ihm geöffnet; und er hatte auch für alle, die ihm warm entgegen kamen, herzliche Erwiderung, wengleich er sich nur schwer in die kleinbürgerlichen Verhältnisse des Städtchens finden lernte.

Doch wenn er mit den alten Freunden umging, so that er es Karoline zuliebe, wie ja sein ganzes Leben jetzt nur dahin gerichtet war, ihr Freude zu machen.

Edith theilte sich zwischen dem Elternhaus und dem alten Nachbarhause, aber den größten Teil des Jahres brachte sie doch bei den Geschwistern, Fritz und Karoline, zu. Sie nannten sie „unser Kind“, und da Ediths Eltern wußten, was diese den Freunden war, so entbehrten sie ihre Tochter, damit

sie dem alten Geschwisterpaare das einsame Haus durch ihre freundliche Gegenwart erhelle.

So blieb das Band, welches die Herzen der Freunde, wenn sie auch dem Raume nach nicht mehr sich nachbarlich nahe wohnten, in getreuer Liebe und herzlichem Einverständnis verwob und zusammenhielt.



Selma.

Frau Herberts Trockenplatz lag draußen vor der Stadt, wo weder Staub noch Ruß die Wäsche verunreinigen konnte. Nirgends war so frischer Rasen zum Bleichen, so helles, reines Wasser; deshalb schickten auch die Hausfrauen am liebsten ihre Wäsche hinaus auf den Bleichplatz der Frau Herbert, und weißes Linnenzeug flatterte da stets lustig in Wind und Sonnenschein.

Inmitten des großen, grünen Platzes stand das kleine Wohnhaus, welches außer einigen Stuben und einer Küche die Kollkammer und den Waschraum enthielt, wo Tag für Tag das Wasser unter fleißigen Händen spritzte und rauschte und das eintönige Rasseln der Wäscherollen erscholl.

Jenseits der Straße lag ein schönes Haus mit einem prächtigen Garten, der von einem zierlichen Eisengitter umgeben war. Dieses Grundstück gehörte dem Herrn Kommerzienrat Volkmann, einem ehemaligen Kaufmann, der sich zur Ruhe gesetzt und dieses Haus sich erbaut hatte, um hier die Annehmlichkeiten des Landlebens in nächster Nähe der Stadt zu genießen. Frau Volkmann war eine Dame von Welt, besaß Talente, stand aber dessenungeachtet ihrem Hausstand mit Einsicht und Verständnis vor, hielt ihre Dienstleute in strenger Zucht und war als eine sehr wohlthätige Frau bekannt.

Volkmanns hatten zwei Kinder, Adolf war drei Jahre älter als Adele; beide wurden zu Hause unterrichtet, da es zu weitläufig war, die Kinder nach der Stadt in die Schule zu schicken, und Pferdebahnen kannte man noch nicht. So würden die Geschwister sehr einsam aufgewachsen sein, wenn nicht Herberts Kinder, ihre einzigen Nachbarn, die Gefährten ihrer Kindheit gewesen wären.

Frau Herbert war schon früh verwitwet, hatte zwei Söhne und eine Tochter, Selma, die zwei Jahre älter als Adele war. Da sie sehr streng erzogen wurde und ein sehr gutes, stilles Kind war, hatte Frau Volkmann nichts dagegen, daß die beiden Mädchen miteinander verkehrten.

Adolf und Adele kannten aber auch kein größeres Vergnügen, als, besonders des Sonntags, wenn alles still war, bei Herberts zu sein und mit den Nachbarkindern auf der großen, grünen Wiese zu spielen.

Dann kam Frau Herbert in der Sonntagshaube, im altmodischen, schwarzseidenen Kleid, das große Gesangbuch in der Hand, aus dem Häuschen, um zur Kirche zu gehen, wohin stets eines ihrer Kinder sie begleiten mußte, während zwei zu Hause blieben, um etwaige Bestellungen anzunehmen.

Volkmanns Kinder hatten eine Art Ehrfurcht vor der Frau mit dem gefurchten Gesicht und der rauhen Sprache, sie grüßten sie stets höflich und hüteten sich, in ihrer Nähe unartig zu sein.

Adelens Lehrer fand, daß diese wenig geistige Anlagen zeigte und erklärte, daß es von Nutzen sein könne, wenn sie eine fleißige Mitschülerin neben sich hätte.

So ließ Frau Volkmann eines Tages die Nachbarin kommen und machte ihr den Antrag, Selma an Adelens Unterricht teilnehmen zu lassen. Frau Herbert, in ihrer kurzen Art, erklärte, daß sie nichts dagegen habe, wenn Selma bis zu ihrer Konfirmation mit Adele lerne, doch dann höre das auf und Selma müsse tüchtig arbeiten, wie es sich für ihren Stand auch schicke.

Nun kam Selma regelmäßig zu Adelens Unterricht, und sie lernte leicht und schnell. Es waren einige glückliche Jahre für Selma; besonders im Zeichnen entwickelte sie viel Talent und hatte bald ihre Mitschülerin übertroffen.

Bei aller Freundlichkeit gegen Selma schien Frau Volkmann absichtlich eine Schranke zwischen ihrem Haus und dem armen Nachbarkind aufrecht zu erhalten, sie benutzte es eben nur, um der Trägheit ihrer eigenen Tochter zu steuern.

Außer der Familie lebte noch ein alter Herr, ein Verwandter der Frau Kommerzienrat, im Hause, von allen „Herr Onkel“ genannt. Dieser zeigte eine große Vorliebe für das hübsche Nachbarkind. Er kam oft in die Lehr-

stunden, setzte sich in eine Ecke und gab seinen Beifall oder seine Unzufriedenheit nur durch Brummen und Nicken zu erkennen.

Das schäbige Äußere des alten Herrn, seine finstere Miene stachen sehr von dem lächelnden, prunkenden Wesen der Hausfrau ab, dennoch schien er die wichtigste Person des Hauses zu sein, dem sich in vielen Fällen die Familie unterordnete.

So erreichte Selma ihr vierzehntes Jahr, wurde konfirmiert, und nun litt es Frau Herbert keine Woche länger, daß ihre Tochter Adelsens Unterricht teile. „Denn der Mensch lebt, um zu arbeiten,“ erklärte sie, als sie Frau Volkmann das Ausscheiden ihrer Tochter von den bisherigen Lehrstunden ankündigte.

Adele und ihre Mutter waren mit diesem Wechsel zufrieden, aber Selma schied voll tiefen Schmerzes von den ihr liebgewordenen Beschäftigungen. Während sie nun ihrer Mutter bei den groben, häuslichen Arbeiten zur Hand ging, suchte sie das Gelernte in ihr Gedächtnis zurückzurufen, und mit einer Art wehmütiger Freude nahm sie abends spät oder am stillen Sonntagsmorgen ihre Bücher und Zeichnungen vor und begann, die Gegenstände um sie her aus freier Hand zu zeichnen.

Das durfte sie freilich nur heimlich und verstoßen thun.

Die frühlichen Morgenbesuche bei Herberts hatten aufgehört. Adolph besuchte das Gymnasium, die Brüder Selmas hatten ihre Lehrzeit beendet und waren auf die Wanderschaft gegangen, Adele kam nur selten noch zu Selma und ging ärgerlich fort, wenn sie diese bei einer häuslichen Arbeit traf. Endlich verbot ihr ihre Mutter den Verkehr mit Selma, da sie ihn nicht mehr passend fand, und so hörte die Verbindung zwischen den Nachbarhäusern ganz auf.

Doch geschah es, daß Frau Herbert einst Frau Kommerzienrat um eine Unterredung ersuchte und diese fragte, ob sie Selma nicht für einige Zeit in ihrem Hause beschäftigen könne, da sie etwas vom feineren Haushalt lernen solle, sie auch, da sie noch rüstig genug sei, die Hilfe ihrer Tochter jetzt noch entbehren könne.

Frau Volkmann war über diesen Vorschlag erstaunt, doch ging sie huldvoll darauf ein, indem es ihr im stillen lieb war, eine so fleißige Hilfe für ihr Haus zu gewinnen, die ihr vielleicht gar ein Dienstmädchen entbehrlieh machte.

Bei Selmas Ankunft im Volkmannschen Hause machte ihr die Frau

Kommerzienrat sogleich begreiflich, daß die früheren Beziehungen zwischen ihr und Adele aufgehört hatten, sie wies ihr eine Reihe von Beschäftigungen an, welche ihre Tagesstunden völlig ausfüllten. Selma fühlte bald, daß sie nicht mit zur Familie gerechnet wurde, sondern außerhalb derselben stand, allein Adele war der ehemaligen Kindheitsfreundin gegenüber verlegen, und um dies zu verbergen, kalt und unfreundlich, ihre Mutter nahm einen strengen, tadelnden Ton an, um Selma nicht merken zu lassen, wie brauchbar sie ihr sei. Daß sie mit Adele gelernt hatte und ihr, gleichsam wie ein Almosen, ein Bildungsgrad gegeben worden, der sie weit über ihre jetzige Stellung erhob, daran dachte niemand. Man hatte sie damals benutzt und benutzte sie jetzt. Selma hütete aber die Kenntnisse, die sie sich angeeignet, wie einen kostbaren Schatz, den sie sich durch alle Widerwärtigkeiten, die ihr junges Leben verbitterten, nicht verkümmern, noch entreißen ließ.

Wenn weder ihre Mutter, noch die Familie, in deren Haus sie lebte, Verständnis und Teilnahme für Selma hatten, so ruhte dafür das Auge des alten Onkels mit Güte und freundlichem Lächeln auf ihr. Der Greis bewohnte, der reizenden Fernsicht wegen, die Dachetage, wo auch Selmas Kämmerchen sich befand, und er hatte das junge Mädchen oft über den Hof beobachtet, wenn sie über ihren Büchern und Zeichnungen saß oder weinend ihre Hände im Gebet faltete.

Es wurden nun, da Adele ein vollendetes Fräulein geworden, oft Gesellschaften und Feste im Hause gegeben, zu welchen der Herr Onkel stets aufs höflichste eingeladen wurde, ohne daß er je dabei erschienen wäre. Oft hörte man ihn jetzt im Zimmer des Kommerzienrates laut schelten und dann waren alle nur um so höflicher gegen ihn.

Da erkrankte plötzlich Selmas Mutter, und wie es solch robusten Naturen öfters ergeht, diese erste schwere Krankheit brachte ihr nach kurzem Leiden den Tod. Selma hatte mit Frau Volkmanns Erlaubnis ihre Mutter gepflegt, und es war für die Kranke ein Trost gewesen, ihre Tochter, wie sie meinte, in guten Händen und in einer befreundeten Familie zu wissen, und sie hatte diese ermahnt, ja ihre Pflichten stets treu zu erfüllen. Als die Waise nun vom Begräbnis ihrer Mutter, blaß und verweint, in schwarzem Kleid in das Haus zurückkehrte, welches nun ihre einzige Heimat war, empfingen sie Adele und ihre Mutter etwas freundlicher als sonst, denn auch ein hartes Herz kann sich der Rührung nicht erwehren, wenn der Hauch des Todes in seiner Nähe vorüberweht. Doch als der alte Onkel die Hand

Selmas ergriff und ihr einige tröstende Worte sagte, verfinsterte sich das Gesicht der Dame.

Bald fühlte Selma, daß mit dem Tode ihrer Mutter für Frau Volkmann die letzte Rücksicht geschwunden war, die sie noch für das Nachbarkind zu beobachten für nötig gefunden. Ohne daß Selma wußte, warum, erregte sie jetzt öfter und ohne besondere Veranlassung den Unwillen, ja den Zorn der Dame. „Armes Kind,“ sagte der alte Herr einst freundlich zu ihr, als er dazukam, wie sie eben heftig von Frau Volkmann gescholten wurde. Augenscheinlich nahm der Greis die Waise in seinen Schutz.

Eines Abends, als Selma von einem Gang nach Hause kam, traf sie im Hausflur mit dem Onkel zusammen, der auf seinen Stock gelehnt, Atem schöpfte.

„Führe mich die Treppen hinauf, mein Kind, ich bin heute so müde,“ sagte er zu Selma. Diese bot ihm den Arm und führte den alten Herrn die Treppe hinauf. Als sie auf dem Korridor im ersten Stock angelangt waren, hörten sie laute Stimmen aus einem Zimmer schallen, dessen Thür angelehnt war.

„Ein für allemal,“ tönte die Stimme des Hausherrn, „ich gebe meine Erlaubnis nicht zu einem Ball. Wollt ihr denn, daß ich mich ganz und gar mit dem alten Onkel entzweien soll?“

„Aber, Väterchen, sollen wir uns denn vor unseren Bekannten schämen, wegen dieses unausstehlichen Onkels, den ich ganz und gar nicht leiden kann,“ klang Adelsens weinerliche Stimme.

„Nein, mein Kind,“ fiel Frau Volkmann ein, „der Vater hat recht. Hätten wir uns so lange mit dem alten Mann herumgemüht und sollten uns nun, da er schon so schwach und hilflos ist, noch um die schöne Erbschaft betrogen sehen und das wegen eines Balles!“

„Aber wir sind doch selbst reich, Papa!“ rief Adele.

„Nein, mein Kind, darin irrst du,“ sagte der Vater ernst, „ich habe große Verluste gehabt, wo ich zu gewinnen hoffte; unser Leben kostet sehr viel, dein Bruder braucht mehr, als ich ihm zgedacht habe. Das Vermögen des alten Anaufers wird uns aus aller Verlegenheit retten, deshalb müssen wir uns, so lang er lebt, nach seinen Launen richten. Nach dem letzten Fest, wo es etwas laut herging, sagte er mir, er würde sein Geld dem ersten besten Waisenkind vermachen, wenn er nicht Ruhe in unserm Hause haben könne.“

„Einem Waisenkinde!“ schrie Frau Volkmann auf, „dachte ich's doch! Hab' ich's doch längst schon geahnt!“

Der Greis, der schwer auf Selmas Arm gelehnt, mit angehaltenem Atem lauschend stehen geblieben war, ging plötzlich fort. Wie gebrochen wankte er die Treppe hinauf. Selma, selbst bleich und zitternd, geleitete den alten Mann bis an seine Thür. Es war ihr so bang, wie noch nie im Leben. Wenn der alte Mann, ihr einziger Schutz, nachdem er die grausamen Worte gehört, hier fortging, was sollte aus ihr werden in einem Hause, wo man sie haßte, sie quälte, ihre Kraft hartherzig ausnützte, sie den Dienstboten gleichstellte, nur mit dem Unterschied, daß sie Gehilfin der Hausfrau hieß und für ihre Mühe keinen Lohn bekam!

Von diesem Tage an ließ sich der alte Herr wenig mehr sehen, und Selma schien es, wenn sie ihn sah, als sei sein Gesicht finsterner, seine Haltung gebeugter und sein Gang müder als zuvor.

In den nächsten Tagen stand des Vaters Geburtstag bevor. Adele hatte ein Bild für ihn gezeichnet und wollte eines Morgens ausgehen, um einen schönen Rahmen zu demselben machen zu lassen, kam aber bestürzt zurück und fragte Selma, ob sie nicht eine Papierrolle, ihre Zeichnung, gefunden habe, sie müsse dieselbe soeben verloren haben.

Die Rolle fand sich nicht, und ärgerlich ging Adele fort. Doch als sie nach Hause kam, freute sie sich nicht wenig, als sie auf dem Tisch in ihrem Zimmer die verlorene Zeichnung fand, die Selma gefunden hatte. Sie kam ihr mit einem Mal viel schöner vor als am Morgen, und sie wunderte sich selbst, daß sie so Gelungenes geschaffen.

Am Nachmittag dieses Tages war Selma ganz allein zu Haus, Herr und Frau Volkmann waren ausgefahren, Adele hatte Besorgungen in der Stadt, und die beiden Dienstmädchen waren mit Wäschekörben nach dem Trockenplatz gegangen.

Es war ein schöner Herbsttag und so still, daß Selma, die mit einer Handarbeit an der Gartenthüre saß, das Rauschen der Brunnen vom Trockenplatz her hörte, der nun längst schon wieder an fremde Leute verpachtet war.

Da kam ein alter Mann die Straße von der Stadt her, der einen Korb am Arme trug und, wie es schien, mühsam und schwerfällig ging.

Als er an Selma vorüberkam, strauchelte er und fiel mit der Hand auf einen spitzen Stein, der da am Wege lag. Selma sprang auf, half dem

Mann empor, und als sie sah, daß er schwach war und seine Hand blutete, führte sie ihn in den Vorgarten auf die Bank, wo sie gefessen.

„Wenn ich nur eine Spinnwebe hätte, um das Blut zu stillen,“ sagte der Mann, und da Selma empoblickte, sah sie Spinnenneze an dem Sims, der über den Weinspalieren am Hause hinlief. Schnell ging sie, um eine Leiter zu holen, stieg hinauf und holte das Spinnennez herunter. Dann trocknete sie das Blut mit ihrem Tuche ab, legte das Gewebe auf und eilte ins Haus, um Leinen zu einem Verband zu holen.

Als sie nach geraumer Zeit zurückkam, hatte sich der Mann bereits entfernt, und sie sah ihn auch nicht mehr, als sie die Straße hinab blickte.

Als Selma die Leiter wieder nach dem Hofe trug, kam Adele mit Paketen beladen.

Am andern Tag wurde Herrn Volkmanns Geburtstag gefeiert. Adels Zeichnung erregte die Bewunderung ihres Vaters, er freute sich mehr darüber, als über all die übrigen Geschenke und fand, daß sie sich seit kurzer Zeit ganz bedeutend im Zeichnen vervollkommnet habe.

Am Mittag begab sich die Frau Kommerzienrat in den Garten in Begleitung Adels, welche einen Korb trug, um die ersten reifen Trauben am sonnigen Spalier für die Festtafel zu schneiden.

Zu ihrem Schreck fanden sie das Geleite leer und seiner köstlichen Früchte bereits beraubt.

Voll Zorn und Empörung eilte die Frau ins Haus zurück, rief ihre Dienstmädchen und Selma herbei und fragte mit bebender Stimme nach dem Verbleib der Trauben. Als niemand Auskunft geben konnte, rief Adele plötzlich Selma zu: „Was hattest du denn gestern mit der Leiter im Garten zu thun?“

„Also doch endlich,“ schrie Frau Volkmann so laut, daß Selmas erklärende Worte nicht hörbar waren, „endlich haben wir sie betroffen, wie sie meine Güte und Nachsicht mit schnödem Undank lohnt! Also mit der Leiter im Garten, als du ganz allein warst! Und da willst du noch leugnen, die Trauben geschnitten zu haben!“

Die Frau Kommerzienrat war offenbar froh, eine schickliche Gelegenheit zu haben, ihrem Groll, den sie des Dinkels wegen so viel wie möglich jetzt verhielt, endlich Luft zu machen.

Selma, tief errötet, schon bei der Möglichkeit eines Verdachtes, brach in Schluchzen aus.

„Auf Bitten deiner Mutter, damit du etwas bei mir lernen solltest, um dein Fortkommen in der Welt zu finden, nahm ich dich in mein Haus, welches du heute noch, ja sofort verlassen wirst,“ fuhr die zornige Frau fort, nach der Thüre deutend.

Da wurde diese Thür geöffnet, ein kleines Mädchen trat herein, welches eine Papierrolle in der Hand hielt, und in der Thüröffnung stand der „Herr Onkel“, tief auf seinen Stock gebeugt und mit finstern, fragenden Blicken bald die erregte Frau, bald das schluchzende Mädchen betrachtend.

„Was geht hier vor?“ fragte seine tiefe Stimme.

Ehe ihm noch eine Erklärung wurde, trat das Kind auf Frau Volkmann zu und reichte dieser die Papierrolle.

Als sie diese öffnete, sah sie dieselbe Zeichnung, nur gröber, unsicherer und unsauberer ausgeführt, welche heute, als Adelens Arbeit, so viel Lob geerntet hatte.

„Als ich unlängst hier vorüberkam,“ sagte das Kind, „sah ich hinter dem Gitter diese Rolle liegen. Ich griff hinein und nahm sie mir. Der Mann stand gerade auf der Leiter am Haus und schnitt Weintrauben ab, die er in einen Korb legte.“

Selma sprang auf das Kind zu: „Ein Mann,“ rief sie, „war es ein alter Mann, der eine blaue Jacke trug?“

„Ja,“ sagte das Kind, „und ich nahm die Rolle mit, doch meine Mutter befahl mir, sie wieder hierherzutragen, da wir das Bild nicht brauchen können und es nicht uns gehört.“

„Und ich glaube, dich hat der liebe Gott geschickt, um die Unschuld dieses armen, gequälten Kindes zu beweisen,“ sagte der alte Herr, und zu Selma gewendet, fragte er: „Wer war der Mann, der auf der Leiter stand?“

Selma, aufs neue in Thränen ausbrechend, ergriff die Hand des Greises und bedeckte sie mit Küssen. Hierauf erzählte sie, weshalb sie die Leiter geholt, und daß jener alte Mann, der ihr Mitleid nachgerufen und auf den des Kindes Beschreibung paßte, jedenfalls die Trauben gestohlen, während sie das Verbandzeug gesucht habe. Adelens Zeichnung habe sie heimlich des Nachts nachgezeichnet, und als jene ihr Bild verloren und dieses nirgends zu finden gewesen, habe sie ihr das eigene gegeben, um ihr die Freude nicht zu stören.

„Verzeihen Sie mir,“ wandte sie sich dann an Frau Volkmann, „ich

habe vielleicht nicht recht gehandelt, aber ich habe nichts Böses zu thun gemeint.“

Die Dame, deren Zorn sich durch die Teilnahme des Onkels für Selma und die Beschämung, welche Adele für ihre stümperhafte Zeichnung erlitt, nur noch gesteigert hatte, rief in hartem Ton: „Es bleibt bei meinem Wort, du verlässest mein Haus und zwar heute noch, ich habe es satt, mich über dich zu ärgern.“

„Ist das Ihr fester Entschluß?“ fragte der alte Herr, indem Zornröthe in sein verfallenes, gefurchtes Gesicht stieg.

„Mein unabänderlicher Entschluß,“ rief Frau Volkmann, deren lodrender Zorn ihre Vernunft überwog.

„Nun, so hören Sie auch meinen Entschluß,“ erklang die tiefe, drohende Stimme des Greises. „Sie haben diese Waise, die fleißig, fromm und brav gewesen, seit ich sie kenne, mit Härte und Ungerechtigkeit behandelt, Sie treiben sie aus Ihrem Hause fort, gleichviel, wohin ihr Fuß sich verirren mag. Sie wird Ihrem herben Befehl gehorchen, aber auch ich verlasse dieses Haus, wo Liebe und Gottesfurcht fehlen, und wo man mit Ungeduld meines Todes harret. Selma geht mit mir, sie soll mir einen friedlichen Lebensabend bereiten, sie soll Tochterpflichten und Tochterrechte übernehmen!“

Frau Volkmann erblaßte, der Schreck benahm ihr fast die Sprache. „Längst habe ich es gewußt, daß diese Schlange sich in Ihr Herz gestohlen und Ihre nächsten Verwandten daraus verdrängt hat,“ leuchte sie, ihren giftigen Blick auf Selma geheftet, welche schluchzend die Hand des Greises in der ihren hielt.

„Aber,“ schrie die zornige Frau auf, „Sie können uns das nicht anthun Sie dürfen es nicht!“

„Komm, mein Kind,“ sagte der alte Herr, ohne auf diese ohnmächtigen Wutausbrüche zu achten, „komm!“ Und indem er sich, von der gehabten Aufregung erschöpft, schwer auf Selmas Arm stützte, verließ er mit ihr das Zimmer.

Selma packte unter Freuden- und Wehmuthstränen ihre Habseligkeiten zusammen. Sie hatte viel gelitten in diesem Hause, aber auch viel gelernt, wenn schon nicht in dem Sinne, wie ihre Mutter es gemeint, so doch Demut, Geduld und Ergebung in Gottes Willen.

Nun ging sie einer neuen, schönen, friedvollen Zukunft entgegen.



Inhalts-Übersicht.

	Seite
In der Pension (Mit Bild.)	3
Tante Beronika. (Mit Bild.)	37
Die Turmvögel.	87
Ihr Bild. (Mit Bild.)	100
Getreue Nachbarn. (Mit Bild.)	142
Selma.	183



Im Verlage von W. Düms in Wesel ist ferner erschienen:

Jugend-Album. Unterhaltung für Geist und Gemüt der Mädchen und Knaben im Alter von 10—15 Jahren.

Unter Mitwirkung von Karl Cassau, Mathilde Clasen-Schmid, Geheimrat Felix Dahn, A. S. Fogowik, Anna von Herzabel, Ella Haag, G. M. Heinichen-Röder, Paul Oskar Höfer, Lina Morgenslern, Herbert von Osten, Klara Roth, A. S. von Nothenstein, Pauline Schanz, Prof. Otto Sutermeister und Karl Zastrow herausgegeben von Karl Harald. Mit zehn feinen Farbendruckbildern von Franz Biza, E. W. Müller, W. Schäfer und E. Voigt, vielen in den Text gedruckten Zeichnungen und 5 Blumentafeln. Schöner Geschenkband mit prächtiger Leinwanddecke in reicher Gold- und Farbenpressung. (256 Druckseiten großes Quartformat.) Preis 4 Mark. (Nr. 1051.)

Im Märchenlande. Eine Auslese der schönsten Märchen von Jakob und Wilhelm Grimm, Ludwig Bechstein und Hans Christian Andersen. Mit 6 feinen Farbendruckbildern nach Aquarellen von E. W. Müller, W. Schäfer und E. Voigt. Prächtiger Geschenkband mit schöner Einbanddecke in Gold- und Farbenpressung. (224 Druckseiten großes Quartformat.) Preis 3 Mark. (Nr. 1052.)

Prinzess Grete. Geschichten aus der Tanzstunde von Gertrud Freifrau von Hoxar. Feiner Geschenkband für Mädchen von 15 Jahren und darüber, mit prächtiger Leinwanddecke in Gold- und Farbenpressung. (200 Druckseiten Quartformat.) Preis 2,50 Mark. (Nr. 1053.)

Weiter sind erschienen:

Schönste Erzählungen für die Jugend. Enthaltend: Münchhausens Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande von Ferdinand Goebel. — Rübezahl, der Herr des Riesengebirges von Ferdinand Goebel. — Robinson von Julius Norden. Preis 1,50 Mark. (Nr. 801.)

Auserwählte Erzählungen von Christoph von Schmid, 42 Erzählungen enthaltend. Preis 1,50 Mark. (Nr. 950.)

Deutschlands größte Kaiser. Ein Gedenkbuch, der deutschen Jugend gewidmet von Karl Zastrow. Inhalt: I. Karl der Große. — II. Friedrich Barbarossa. — III. Wilhelm der Siegreiche. Preis 1,50 Mark. (Nr. 951.)

Jugendfreund. Acht auserlesene Geschichten von Christoph von Schmid. Preis 1,50 Mark. (Nr. 952.)

Über Land und Meer. Neunzehn abenteuerliche Erzählungen. Für die Jugend geschrieben von A. S. Fogowik. Preis 1,50 Mark. (Nr. 953.)

Jeder dieser 5 Bände hat 15 Farbendruckbilder und Titelbild von W. Schäfer, sowie 216 Druckseiten (Oktavformat). Guter Einband mit durch Gold- und Schwarzpressung verziertem Leinwandrücken.

Robinson und die Robinson-Insel. Der Jugend von 9—15 Jahren erzählt von Julius Norden. Mit 10 Farbendruckbildern und lackiertem Umschlagbild von W. Schäfer. (144 Druckseiten Oktavformat). Schön gebunden. Preis 1 Mark. (Nr. 970.)



Empfehlenswerte Bilderbücher!

In demselben Verlage ist erschienen:

Wilhelms Besuch im Zoologischen Garten. Eine lustige Geschichte in Versen für große und kleine Kinder von Marie Beck. Mit 17 Bildern in feinem Farbendruck von Fedor Flinzer. Großes Quartformat. Ein feines Bilderbuch, gut gebunden. Preis 1,50 Mk. (Nr. 847.)

Baue, baue Kuchen! Alte Reime mit neuen Bildern von Wilh. Schäfer. Enthält beliebte Kinderreime mit prächtigen Farbendruckbildern. Großes Quartformat. Preis 50 Pf. (Nr. 839.)

Von diesem Buche ist auch eine Ausgabe auf Leinwand (Nr. 840 Preis 1 Mk.) und eine Ausgabe auf Federpappe (Nr. 841 Preis 1 Mk.) als unzerstörbare Bilderbücher erschienen.

Soldatenbuch für deutsche Knaben. Enthält in 8 Farbendruckbildern von R. Tönsmann die verschiedenen Waffengattungen des deutschen Heeres. Mit Erläuterungen und Erzählungen aus dem Soldatenleben von Heinrich Hacke, Lieutenant d. L. Großes Quartformat. Preis 50 Pf. (Nr. 838.)

Wo ist der Kuchen? und andere drollige Geschichten für Kinder von 3 bis 6 Jahren. Von A. Cornelius. Mit 16 Farbendruckbildern nach Aquarellen von F. Lipp. Schön gebunden mit buntem Farbendruck-Titelbild. Großes Quartformat. Preis 1,50 Mk. (Nr. 822.)

Peter Stehauf und andere lustige Geschichten für Kinder von 3 bis 6 Jahren. Von A. Cornelius. Mit 25 Farbendruckbildern von Wilh. Schäfer. Elegant gebunden mit prächtigem Titelbild. Großes Quartformat. Preis 1,80 Mk. (Nr. 804.)

Inhalt: Steh auf Peter! — Der Kletterer. — Das neugierige Rieschen. — Der bestrafte Näscher. — Lutschedäumchen. — Der unordentliche Friß. — Der Schleifstein. — Schnatterläthchen. — Der kleine Fischer. — Das ritete Gutschen. — Die Bogelschenke. — Hedwigs Geburtstag.

Dieses Buch ist auch als **unzerreißbares Leinwand-Bilderbuch** (Nr. 805 Preis 3 Mk.) und als **Pappdeckel-Bilderbuch** (Nr. 805 P. Preis 3 Mk.) erschienen.

Der kleine Peter und anderes. Ein Struwelpeterbuch von A. Cornelius. Mit Bildern von W. Schäfer. Gebunden mit prächtigem Titelbild. Großes Quartformat. In zwei Bänden. Preis à Band 1 Mk. (Nr. 806.)

Freude über Freude. Ein Bilderbuch für artige Kinder, mit Versen von Marie Beck. Enthält 20 Bildseiten und Text. Schön gebunden mit prächtigem Titelbild. Großes Quartformat. Preis 1 Mk. (Nr. 1502.)

Neues Weihnachts-Bilderbuch für die Kleinen. Mit 9 Farbendruckbildern von Wilh. Schäfer. Großes Quartformat. Enthält die Geschichte der Geburt unseres Heilandes mit prächtigen Bildern geschmückt und viele auserlesene Weihnachtslieder. Preis 60 Pfg. (Nr. 1517.)

Unsere Haustiere und ihr Nutzen in Bildern von F. Lipps. Text von Marie Beck. Schön gebunden mit 10 Blatt prächtiger Farbendruckbilder. Großes Quartformat. Preis 1,20 Mk. (Nr. 1518.)

Bilder aus der Tierwelt von Wilh. Schäfer. Ein Pappdeckel-Bilderbuch mit 16 Tierbildern in schönem Einbände. Großes Quartformat. Preis 1 Mk. (Nr. 831.)

Die Tiere sind für den Gesichtskreis der Kinder besonders ausgewählt und ohne viel Beiwerk klar und deutlich gezeichnet.

Anschauungs-Bilderbuch für brave Kinder. Enthält viele Anschauungsbilder auf unzerreißbaren Blättern. Stark gebunden. Großes Querquartformat. Preis 1 Mk. (Nr. 1506.)

Guten Kindern zur Freude. Mit Bildern von Wilh. Schäfer und Reimen von Adelheid Wette (Verfasserin des Textes zu Humperdinks Märchenpiel „Hänsel und Gretel“). Ein Pappdeckel-Bilderbuch mit 38 lackierten Farbendruckbildern. Hübsch und dauerhaft gebunden. Großes Quartformat. Preis 1 Mk. (Nr. 1540.)

Dieses Buch, mein liebes Kind, sagt dir, wer wir alle sind. Ein Pappdeckel-Bilderbuch mit 40 prächtigen Farbendruckbildern und Reimen von Margarete Pfeifer. Ein hübscher starker Band. Großes Quartformat. Preis 1 Mk. (Nr. 1542.)

Der lebendige Struwelpeter und andere drollige Geschichten für Kinder von 3 bis 8 Jahren von Marie Beck. Mit 10 Farbendruckbildern von Margarete Pfeifer. Ein Zieh-Bilderbuch. Preis 1,20 Mk. (Nr. 1543.)

Inhalt: Die Geschichte von dem lebendigen Struwelpeter. — Die Geschichte von dem ungehorsamen Frißchen. — Die Geschichte von dem nachhaften Rieschen. — Die Geschichte vom Lügen-Konrad. — Die Geschichte vom neugierigen Hannichen. — Die Geschichte von dem böshaften Anton. — Die Geschichte von dem eingeschnittenen Fränzchen. — Die Geschichte von der unordentlichen Klara.

Das A-B-C in Bildern von M. Pfeifer. Ein prächtiges Buch mit über 200 Farbendruckbildern nach dem A-B-C. Folioformat. Als Pappdeckel-Bilderbuch schön und stark gebunden. Preis 2 Mk. (Nr. 1557 P.)

Dieses Buch ist auch als **Leinwand-Bilderbuch** (Nr. 1557 L., Preis 2 Mark) und als **Aufstell-Bilderbuch** (Nr. 1558, Preis 1,50 Mark) erschienen.

Was der Jahrmarkt bringt. Ein heiteres Bilderbuch mit 25 Farbendruckbildern von Wilhelm Schäfer und Reimen von Ferd. Goebel. Leinwand-Bilderbuch. Folioform. Preis 1,50 Mk. (Nr. 1559 L.)

Dieses Buch ist auch als **Pappdeckel-Bilderbuch** (Nr. 1559 P., Preis 1,20 Mk.) erschienen.

Empfehlenswerte Lehrmittel!

In demselben Verlage ist erschienen:

Systematische Zeichenschule.

(Nr. 1535.)

Vorlagen zum Nachzeichnen für Schulen und zum Selbstunterricht.

Herausgegeben von einem bewährten Zeichenlehrer.

- Heft I. Linien, Winkel, Dreiecke, Vierecke und daraus gebildete Figuren.
- „ II. Randverzierungen und Sternfiguren aus geraden Linien.
- „ III. Krümme Linien, Kreis. Figuren aus geraden und gebogenen Linien.
- „ IV. Stilisierte Pflanzenformen. Gefäßformen.
- „ V. Randverzierungen und Pflanzenornamente.
- „ VI. Pflanzenornamente, Wappen und Baustile.

Jedes Heft besteht aus einer Mappe mit 8 Blatt Vorlagen zum Nachzeichnen. Die vorzüglich gezeichneten Vorlagen sind auf starkem Papier gedruckt.

Quer-Quartformat. Preis eines Heftes 20 Pfg.

Zeichenhefte mit Vorlagen.

(Nr. 218.)

Für Stadt- und Landschulen, sowie zum Selbstunterricht. Herausgegeben von W. Dümsen.

- | | |
|---|---|
| Hest I. Senkrechte und schräge Linien, sowie daraus gebildete Figuren. | Hest V. Figuren aus geraden und gebogenen Linien. |
| " II. Wagerechte Linien, Winkel, Dreiecke, Vierecke, Vielecke und daraus gebildete Figuren. | " VI. Stilifizierte Pflanzenformen. |
| " III. Randverzierungen und Sternfiguren aus geraden Linien. | " VII. Gefäßformen. |
| " IV. Krümme Linien, Kreis, Ovale, Spirallinien. | " VIII. Randverzierungen. |
| | " IX. Pflanzenornamente. |
| | " X. Wappenornamente und Bausteine. |

Quartformat. Preis eines Hestes 15 Pfg.

Diese äußerst billigen Zeichenhefte haben die vorzügliche Einrichtung, daß jeder Vorzeichnung ein Raum für das Nachzeichnen folgt, auf dem durch Punkte und Linien recht wirksame Hilfen angegeben sind; auch sind die einzelnen Zeichnungen durch lehrreiche Erläuterungen erklärt.

Dieser Lehrgang des Zeichnens hat dieserhalb sehr großen Anklang gefunden und ist in sehr vielen Schulen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns amtlich eingeführt.

Vorlegeblätter zum Nachzeichnen.

(Nr. 750.)

- | | |
|---|----------------------------------|
| Hest I. Geradlinige und krummlinige Figuren. | Hest VI. Tiere. |
| " II. Teile des menschlichen Körpers. | " VII. Ausgeführte Landschaften. |
| " III. Leicht ausgeführte Landschaften. | " VIII. Figuren. |
| " IV. Verzierungen und verzierte Gegenstände. | " IX. Blumen und Früchte. |
| " V. Geräte. | " X. Ausgeführte Köpfe. |

Jedes Hest enthält 6 Blatt Vorlagen, deren Zeichnungen von tüchtigen Künstlern ausgeführt wurden.

Quer-Quartformat. Preis eines Hestes 30 Pfg.

Die „Vorlegeblätter zum Nachzeichnen“ werden seit Jahren beim Zeichen-Unterricht in vielen Schulen, sowie beim Selbstunterricht mit großem Erfolg verwendet.

Schule des Landschafts-Zeichnens.

(Nr. 1556.)

Herausgegeben von Wilhelm Schäfer, Maler.

5 Heste mit je 6 Blatt Vorlagen.

Quer-Quartformat. Preis eines Hestes 40 Pfg.

Die Landschafts-Zeichnungen beginnen in Hest I mit leicht auszuführenden Vorlagen, werden mit jedem Heste schwieriger und zeigen in Hest V gut ausgeführte Landschaftsbilder.

Neue Vorlagen zum Nachzeichnen.

(Nr. 1534.)

Hest I. Landschaften. Hest II. Ausgeführte Landschaften.

Enthalten je 6 Blatt Landschaftsbilder vom Maler Wilh. Schäfer. Großes Quer-Quartformat. Preis eines Hestes 50 Pfg.

Musterblätter der gebräuchlichsten Schriftarten und Zierschriften mit einer reichhaltigen Sammlung Monogramme in den verschiedensten Ausführungen. Herausgegeben von C. Cordes, Kalligraph. Enthält 24 Blatt Vorlagen in elegantem Einband. Quer-Quartformat. Preis 60 Pfg. (Nr. 767.)

Sammlung der wichtigsten Schreib- und Zierschriften für Schüler, Künstler und Kunsthandwerker. Zusammengestellt von C. Cordes, Kalligraph. Enthält 18 Blatt Vorlagen. Quer-Quartformat. Preis 40 Pfg. (Nr. 814.)

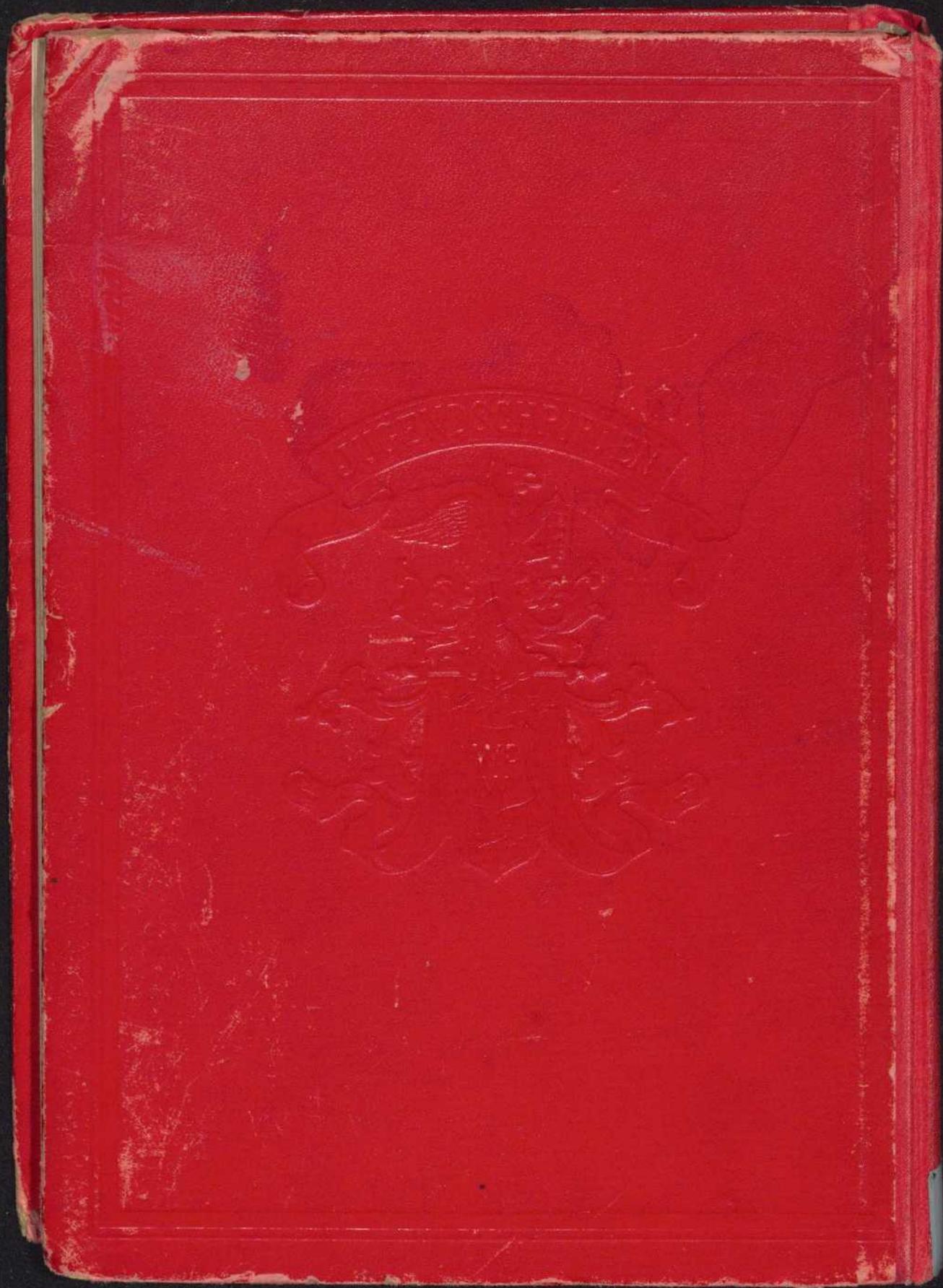
180 Monogramme in den verschiedensten Ausführungen. Gezeichnet und herausgegeben von C. Cordes, Kalligraph. Enthält 12 Blatt mit monogrammreichem Umschlagtitel. Quer-Quartformat. Preis 30 Pfg. (Nr. 815.)



Internationale Jugendbibliothek



047002475706



In der Pension und anderes.

Erzählungen für junge Mädchen

von

Pauline Schanz.

Mit fünf feinen Farbendruckbildern

nach Aquarellen

von

Wilhelm Claudius.

Nr. 989.

